Digitized by Google

Digitized by Google

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Neunter Band.

Gabriele.

Dritter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gabriele.

Dritter Theil.

Ihn mußt' ich lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Goethe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karlsbad im Rücken, ging die Reise schnell vorwärts. Bald waren die beiden schroff und zackig emporstrebenden Felsen erreicht, die, einander gegenüberstehend, von dieser Seite die Gränze der zu Schloß Aarheim gehörenden Ländereien bezeichnen, und den, einem Riesenthor ähnlichen Eingang zu dem schauerlichen Felsenthale bilden, in welchem der Eisenhammer liegt.

Im ärmlichen Gepränge, so gut sie es vermochten, mit ihren dürftigen Festkleidern geschmückt, harrten dort die Einwohner des Thals, um die Gutsherrschaft vor allen andern zuerst in ihrem Eigenthum zu begrüßen. Die Kinder streuten Blumen, die Alten riefen ein Lebehoch, und Gabrielen's überwallendes Herz erlaubte ihr kaum, im Wagen zu bleiben, während Moritz mit echt spanischer Grandezza da saß, und sich allen möglichen Zwang anthat, um sich nicht an

Digitized by Google

seiner Würde durch zu freundlichen Dank etwas zu vergeben, zu dem seine angeborene Gutmüthigkeit ihn dennoch trieb. Denn wunderlich genug war es ihm plötzlich in den Sinn gekommen, sich hier das stolze Betragen seines Vorfahren, des alten Barons Aarheim, zum Muster zu nehmen. Gabriele hingegen rief viele der Landleute, welche sie erkannte, bei Namen, erkundigte sich nach ihrem Ergehen, liebkoste die Kinder, und schickte endlich alle beschenkt und glücklich in ihre armen schwarzgeräucherten Hütten zurück. Dann eilte sie fort aus dem frohen dankbaren Gedränge, um in dem Hause des Försters Ernesto's ehemalige Wohnung aufzusuchen. Ida und Bella begleiteten sie; ihrer gutartigen Neugier war alles interessant, Moritz folgte ihnen etwas langsamer mit Hippoliten.

Im Gedränge des Lebens, unter ewigen Zerstreuungen hatte Moritz sich der Gewohnheit hingegeben, Gabrielen die Seine zu nennen, ohne weiter daran zu denken wie sie es ward; hier aber rief ihm alles Scenen zurück, bei deren erneuertem Andenken sein Blut noch erstarrte. Das Knarren der elenden hölzernen Treppe des arm-

Digitized by Google

seligen Hauses erinnerte ihn auf das lebhafteste, wie er am Morgen seines schauerlichen Vermählungstages Erneston hier aufsuchte, um von ihm Rath und Trost zu erflehen. Ohnerachtet eines gewissen innern Grauens kam ihm doch jene stolze Freude an, die der armseligste Thor am lebhaftesten empfindet, der ein merkwürdiges oder gar gefahrvolles Ereigniß erzählen kann, in welchem ihm eine Hauptrolle ward. Eben wandte er sich an Hippolit mit einem recht wichtigen Gesicht und allerlei geheimnißreichen Redensarten, die deutlich den Wunsch, befragt zu werden, verriethen, als Ida oben im Hause an das offene Fenster trat, und die Herren antrieb, eilends hinauf zu kommen, weil oben viel Schönes zu sehen sey.

Hippolits Aufmerksamkeit beim Eintritt in Ernesto's kleines Stübchen zogen zuerst die weißen Wände an, auf denen dieser mit kunstreicher Hand allerlei Skizzen von Felsen, Baumgruppen und Gesträuch höchst geistreich mit der Kohle entworfen hatte. Die Fräulein beschäftigten sich indessen mit einer großen Mappe voll Zeichnungen, welche, wahrscheinlich aus Vergessenheit, in der

Schublade des Tisches zurückgelassen worden war, und Gabriele, das schöne Haupt gedankenvoll auf die Hand gestützt, schaute hinaus auf die dunkeln Felsenspitzen rings umher.

„Mein Gott! welche Aehnlichkeit!“ rief plötzlich Ida überlaut. Moritz und Hippolit näherten sich, die Zeichnung, welche ihr diesen Ausruf abgelockt hatte, zu betrachten, und ihre Aeußerungen, die eher Tadel als Lob anzudeuten schienen, machten auch Gabrielen darauf aufmerksam. Sie trat zu den Uebrigen an den Tisch, doch kaum hatte sie einen Blick auf das Blatt geworfen, so bebte sie mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sie sah sich selbst. Unverkennbar ähnlich war sie hier als Virginia dargestellt, über deren schuldlosem Herzen der Vater eben den Dolch gezückt hielt. Icilius eilte aus der Ferne herbei, näher ein alter Römer im sichtbaren Bestreben, den Streich abzuwenden: unten standen die Worte: Libertade e morte ultimo pegno d'amor. Die Zeichnung war sehr ausgeführt, fast ganz vollendet; Virginius trug unverkennbar die Züge des verstorbenen Freiherrn von Aarheim, der zur Hülfe herbeieilende Alte glich Er-

neſton ſelbſt, Icilius war ſehr in der Ferne gehalten, doch glaubte Gabriele in ihm eine Aehnlichkeit mit Ottokar zu entdecken.

„Welch eine Darſtellung! Wie konnte Erneſto ſie erſinnen!“ rief Gabriele faſt zürnend aus, und wendete den Blick mit Grauſen von dem Bilde ab; bald aber faßte ſie es wieder und betrachtete es mit immer größerer Theilnahme. Obgleich ſie mit der eigentlichen Veranlaſſung deſſelben unbekannt geblieben war, ſo erkannte ſie darin doch eine Allegorie auf ihr Leben, die ſie ſchmerzlich berühren mußte. Eine ſtille Thräne ſtieg ihr ins Auge, als ſie Ottokar's nur undeutlich, wie aus einem Nebel hervortretende Geſtalt erblickte. Dann betrachtete ſie Erneſto's Bild, und die in ſeinen Zügen ausgedrückte ſchmerzliche Angſt erinnerte ſie auf das lebhafteſte an ſeine, ihr von jeher bewieſene Liebe und Treue. Es fiel ihr ein, daß er wohl nie daran gedacht habe, der Zufall könne ihr die Zeichnung entgegen führen, und ſie ward ihr jetzt zur wortloſen Klage des fernen Freundes. Immer tiefer ſah ſie ſich hinein und kaum vermochte ſie es, den Blick wieder davon abzuwenden.

„Die Aehnlichkeit der Gesichter ist unverkennbar, aber eine weit größere innere Aehnlichkeit liegt zum Grunde, von der Gabriele nichts ahnet," flüsterte Moritz Hippoliten ziemlich hörbar zu. Gabriele vernahm die Bemerkung, die sie aus Moritzens Munde zu hören nie erwartet hätte. Unwillkührlich suchte ihn ihr Blick, er stand dicht vor ihr und sah sie mit einem so eignen zweideutigen Ausdruck an, daß sie darüber erschrak. Mit zitternden Händen packte sie die Zeichnung nebst allen übrigen schnell in die Mappe, die sie mit nach Schloß Aarheim nehmen wollte, um sie dort dem Eigenthümer sicherer aufzubewahren; dann eilte sie, das Haus und so bald als möglich auch das Thal zu verlassen.

Durch die Zeichnung sowohl, als durch Moritzens räthselhafte Aeußerungen auf das Höchste gespannt, konnte Hippolit den Augenblick kaum erwarten, wo er mit Herrn von Aarheim im Wagen allein seyn würde, um diesen mit Fragen und Nachforschungen zu bestürmen. Doch Moritzens ungemeine Redseligkeit ließ es nicht dazu kommen. Ueber allen Ausdruck vergnügt, die Hände in einander reibend, begann er, sobald er

sich bequem zurecht gesetzt hatte, von sich zu erzählen. Er redete von sich und immer von sich und war selig in diesem Bewußtseyn, ohne im mindesten auf den Eindruck zu achten, welchen seine Worte auf seinen Zuhörer machten.

Hippolit ward in diesem Gespräch von allem unterrichtet, was er längst zu erfahren so sehnlich gewünscht hatte; von Gabrielen's frühern Geschick und durch welche sonderbare Verknüpfung der Zufälligkeiten, sie eben die Gemahlin der Lächerlichsten und Lästigsten aller Karrikaturen geworden war. Von Grausen und unaussprechlichem Mitleid im Innersten der Seele erschüttert, hörte er die seltsame Erzählung an. Es ward ihm nicht ganz klar, welche Mittel der furchtbare Wahnsinnige angewandt haben mochte, um Gabrielen in Moritzen's Arme zu treiben, denn Gabrielen's Gemahl hatte nie die nähern Umstände von dem letzten, alles entscheidenden Gespräch zwischen Vater und Tochter erfahren dürfen. Hippolit fühlte aber mit fester Ueberzeugung, daß ein unausweichbares Geschick hier gewaltet habe, über welches nachzudenken, er schaudernd vermied, um seiner Sinne mächtig zu

bleiben. Plötzlich ergriff ihn der Gedanke, daß Moritz in seiner jetzigen offenherzigen Laune auch Gabrielen hier, an Ort und Stelle, zur Vertrauten dessen machen könne, was ihr ewig verborgen bleiben mußte. Er fühlte im eigenen Herzen mit unaussprechlicher Angst, daß sie diesen Moment vielleicht nicht überleben werde, und begann nun all' seinen Einfluß zu erschöpfen, um ihren Gemahl zum Geloben ewigen, unverbrüchlichen Schweigens über diesen Gegenstand zu bewegen. Er ging sogar so weit, ihm nicht undeutlich zu verstehen zu geben, wie man doch so ganz eigentlich nicht wissen könne, auf welche Weise der alte Baron im Geisterreiche, dem er doch lebend schon halb angehört habe, eine Indiskretion über diesen Punkt aufnehmen dürfe.

Dieser Bewegungsgrund wirkte mehr als alle übrigen, Moritz erbleichte und blickte sehr bedenklich zu den grauen alten Thürmen und zackigen Mauern hinauf, welche, wie aus dem Felsen, der sie trug, hervorgewachsen, bei einer Biegung des Weges jetzt zum ersten Mal sichtbar wurden.

Auch auf Hippoliten machte der Anblick des

alten Gebäudes einen tiefen Eindruck, das ihm, wie von einer unersteiglichen Höhe, entgegenstarrte. Und als er nun vollends Gabrielen's Wagen vor sich, in der alle Gegenstände verwirrenden Dämmerung, auf dem steilen Wege sich hinaufwinden und dann zum düstern Außenthor hineinfahren sah, da ward ihm, als versänke sie in ein offnes Grab.

In der hochgewölbten Eintrittshalle, beleuchtet vom schwankenden Schimmer vieler Fackeln, hatten sich die verlebten Gestalten der, einst hier im Dienst von Gabrielen's Vaters ergrauten alten Diener zum Empfange versammelt. In ihren nach der Farbe des Wappens auf das strengste gewählten, altmodischen Gala-Livreen standen sie ehrfurchtsvoll in eine Reihe geordnet; Frau Dalling an ihrer Spitze. Auch das Haar dieser war weiß geworden und ihre Gestalt hatte sich gebeugt.

Gabriele schwang sich, so wie sie ihrer gewahr ward, ganz allein aus dem Wagen, beinahe ehe er noch hielt, warf sich der geliebten mütterlichen Frau in die Arme, und begrüßte sie mit tausend sonst gewohnten kindlichen Schmeichelnamen.

Rose, heißt: Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist. Es ist in einem Rose so viel Wasser, als in einem Glase Wasser ist.

Schutz der Frau Dalling, und vergaßen dort alles Grauen, obgleich das Schloß Ubaldo und andere Reminiszenzen aus ihren Romanen ihnen oft genug in den Sinn kamen. Gabriele bezog wieder die einfachen Zimmer, welche sie von jeher im Schlosse bewohnt hatte. Gute Geister, von denen einst ihre harmlose Kindheit beschützt worden, umwehten sie auch jetzt dort, und hauchten in seligen Träumen ihr Ruhe und Hoffnung in die jetzt nicht weniger als damals schuldlose Brust.

Auch Hippolit war mit seiner Wohnung zufrieden, denn aus einer Fensterecke derselben konnte er zu Gabrielen hinüber sehen, und Abends zuweilen ihren Schatten belauschen, wenn dieser an den heruntergelassenen Vorhängen vorüberstreifte.

Nur Moritz befand sich in einer trübseligen Lage. Er hatte es seiner Würde angemessen erachtet, die alten Prunkgemächer zu beziehen, welche von seinem Vorfahren zuletzt bewohnt worden waren, und nun ergriff ihn jedes Mal eine unüberwindliche Gespensterfurcht, wenn er, besonders Nachts, sich dort allein fand. Ueberall vernahm er ein geisterartiges Rauschen und Ra-

ſcheln, von den Ruinen der Brandſtätte tönten wunderliche Klänge zu ihm herüber, und ein Paar Mal glaubte er ſogar im hellen Dämmerlichte der Sommernacht den alten Baron auf ſeinem gewohnten Platz im Lehnſtuhl am Fenſter, den Ruinen gegenüber, zu erblicken.

Wie Alle, die mit ſich nicht im Klaren ſind, war auch Moritz ein wunderliches Gemiſch von Freigeiſterei, Vernünftelei und ganz gemeinem Aberglauben. Vergeblich ſtrebte er dieſen wegzuſpötteln und wegzuraiſonniren, immer und ehe er ſich deſſen verſah, übte derſelbe ſeine Gewalt über ihn aus, aber um aller Güter der Welt willen hätte er dieſes nicht eingeſtanden. Deshalb konnte er ſich auch nicht entſchließen, die ihm ſo furchtbaren Zimmer mit andern zu vertauſchen, obgleich er beinahe in keiner Nacht eines ruhigen Schlafs ſich in ihnen erfreute.

Am Tage ging es nicht viel beſſer, denn da marterte ihn der Anblick der ſeinen Fenſtern gegenüberliegenden Brandſtelle. Die Luſt, etwas ganz Unerhörtes, nie Geſehenes hier aus der Aſche entſtehen zu laſſen, regte ſich um ſo unwiderſtehlicher, je enger ihm in dieſer Hinſicht die

Zeit, jedoch nicht länger als 3 Monate, wo der Bruder verstorben ist, der gefallen, oder wo der Vater verstorben ist, der Kinder hat, oder wo der Ehemann verstorben ist, der Kinder hat, oder wo der Ehemann verstorben ist, der keine Kinder hat, oder wo der Ehemann stirbt, der Kinder hat, oder wo der Ehemann stirbt, der keine Kinder hat, oder wo der Ehemann stirbt, der keine Kinder hat, oder wo der Ehemann stirbt, der keine

Ich kann Ihnen die erwähnte Liebe ist Ihr, Ihnen Ihr Ihnen Ihr Ihnen Ihr

ist, und zum Beweis, wenn sie einen ver-
dächtigen Menschen sehen, so sagen sie, er
sey ein Schweizer, denn er habe ein Schwei-
zergesicht.

Hingegen ist es ganz besonders zu be-
merken, daß sie sich nicht gern Schweizer
nennen lassen, sondern sie sagen, sie seyen
aus der Schweiz, sagt er es anderst, so
sagen sie, er habe ihnen eine Schweizer-
Grobheit gesagt, und wenn sie einen Schwei-
zer-Bauern sehen, so sagen sie, er sehe aus
wie ein Schweizerjunge oder Bauer. Wo
sie aber einen Schweizer-Soldaten sehen,
da sagen sie, er sehe aus wie ein Soldat,
denn sie halten diese Soldaten für so ge-
mein, daß sie nicht einmal Schweizer sind.

Im vergangenen Winter, da diese Sa-
chen vorgefallen, hatte ich einen Bedienten
bey mir, der ein Schweizer war, und dieser
Mann, dem Gott, der mich ihn hat be-
kommen lassen, seine Gnade reichlich mit-
theilte, hat mir diese Sachen erzählt, und

Kirche zu gehen, Kirche zu sein, auch den Gottesdienst, die Predigt, das Gebet, das Singen, die Orgel, das Amt, eine Kirchenordnung, Kirchenzucht, Kirchenbuße, Kirchenlied, Kirchenjahr, Kirchenlicht, Kirchenvater, Kirchenversammlung, Kirchenrath, Kirchenstrafe, Kirchenbann, Kirchenfest, Kirchenfeier, Kirchenbuch, Kirchenbuch, Kirchenbuch

Mutter, wie konnte ich wissen, daß Wilhelm
Tell ein Schuß gelingen würde? Ich habe ihn
ja nie schießen sehen. Ich habe ihn ja nie
gesehen. Ich habe ihn ja nie gesehen. Ich
habe ihn ja nie ges

wie im Umgange mit ihr, alles, was er jemals gelernt hatte, ihm erſt zur Wahrheit wurde, weil es in das wirkliche Leben verflochten ward, ſtatt daß es ſonſt nur kalt und todt ihm eben zur Hand geweſen war, wie etwa ein Lexikon, in welchem man aufſucht, was man für den Augenblick braucht.

Hätte Gabriele jemals ahnen können, wie ſchwer der junge Freund, an deſſen geiſtigem Entwickeln ſie ſo innig ſich freute, für jede ſelig mit ihr verlebte Stunde, in der Einſamkeit unter den wüthendſten Qualen glühender, hoffnungsloſer Leidenſchaft büßen mußte! Aber ihrem unbefangenen Sinn kam nie ein ſolcher Gedanke. Sein durchaus vorſichtiges Benehmen hatte längſt jede Erinnerung an jenen unbewachten Augenblick in der Laube verlöſcht, und wenn auch in ſeltnen Momenten ein Wort, ein Blick ihm entſchlüpfte, der ſie daran hätte erinnern können, ſo war Gabriele weder eitel noch argwöhniſch genug, dieſes zu bemerken. Er ward ihr mit jedem Tag lieber, wie Frauen alles wird, was ſie ſorgſam pflegen und erziehen. Die ſichtbare Veredlung ſeines Weſens, ſein eigentliches Selbſt

war ihr Werk, das mußte sie mit freudigem Stolz sich gestehen, und dabei pries sie dankbar die Gelegenheit, die ihr ward, ihm so zu vergelten.

Freilich vergingen Tage, in denen auch Hippolit der Gegenwart sich hingab wie ein Kind, ihm genügte dann, sie zu sehen, zu hören, von ihr angelächelt zu werden. Aber wenn nun Motz nach einiger Abwesenheit nach Hause kam, wenn dieser es wagte, Gabrielen vertraulich zu begrüßen, und nun plötzlich der Dämon der tollsten Eifersucht Hippoliten zuflüsterte: sie ist sein, auf immer! Dann stürmte er fort, hinaus in den Wald, in Klüfte, zwischen Felsen, wie ein gejagter Hirsch, der den Pfeil in der wunden Brust mit sich trägt. Oft irrte er in tiefer Nacht zwischen den Ruinen der Brandstelle, kletterte mit Lebensgefahr über die morschen Mauern und suchte die verschütteten Eingänge zu den Gewölben. Ganz verwilderten Sinnes, wollte er schlechterdings die ihm oft beschriebene Riesengestalt des alten Barons dort erblicken.

„Steig herauf!“ rief er in halbem Wahnsinn, „steig herauf aus deinem Steinhaufen, dem du die Tochter opfertest! Libertade o morte! Gieb uns

Kam und Spalten zu Ende, [ist] nun Alles fer-
tig, [so] wird das Ganze mit Leim, Gummi
arabicum, Honig oder Zucker, [und] mit Wasser
[zu einem] dicken Brei gerieben, [und] mit einem
Pinsel [in] Striche, [in] Punkte, [oder] Figuren
[auf] das Papier [oder] Pergament [gemalt], [und]
[wenn] es [nun] trocken [ist], [so] wird [es] mit
Bimsstein [und] Leder [oder] Sammet [und] Seide
[ab-] und [ein-] [und] [zu] [recht] gerieben.

Wenn [nun] Jemand [ein] Buch [oder] Brief
[mit] Gold [oder] Silber [zu] [schreiben] hat, [so]
[muß] er [es] [zuvor] [mit] Leim [oder] Gummi
[und] [mit] [etwas] [wenig] Honig [oder] Zucker
[und] [mit] [etwas] [wenig] Wasser [zu] [einem]
[dicken] Brei [reiben], [und] [mit] [einem] Pinsel
[in] Striche, [in] Punkte, [oder] Figuren [auf] das
Papier [oder] Pergament [malen], [und] [wenn] es
[nun] [trocken] [ist], [so] [wird] [es] [mit] Bimsstein
[und] Leder [oder] Sammet [und] Seide [ab-] und
[ein-] [und] [zu] [recht] gerieben.

Alle [diese] Farben [zu] [schreiben] [und] [zu]
[malen] [muß] [man] [mit] [Leim] [oder] [Gummi]
[und] [mit] [etwas] [wenig] [Honig] [oder] [Zucker]
[und] [mit] [etwas] [wenig] [Wasser] [zu] [einem]
[dicken] [Brei] [reiben], [und] [mit] [einem] [Pinsel]
[in] [Striche], [in] [Punkte], [oder] [Figuren] [auf]
[das] [Papier] [oder] [Pergament] [malen], [und]
[wenn] [es] [nun] [trocken] [ist], [so] [wird] [es]
[mit] [Bimsstein] [und] [Leder] [oder] [Sammet]
[und] [Seide] [ab-] [und] [ein-] [und] [zu] [recht]
[gerieben].

liche Ruheſtätte hin, und begriff nicht ſogleich, was ihn hierher gebracht haben könne? Dann begann er, wie immer bei kühlerem Bewußtſeyn, ſich ſeines leidenſchaftlichen Unmuths recht herzlich zu ſchämen, nannte ihn unmännlich und verſprach ſich ſelbſt, ſich künftig Gabrielen's würdiger zu betragen.

Noch nie hatte Hippolit ſich zu ſo früher Tageszeit zwiſchen den Ruinen befunden. Er blickte um ſich und ihn ergötzte das Spiel der faſt noch horizontal fallenden Sonnenſtrahlen, die hin und wieder, durch Lücken und Mauerſpalten dringend, in einzelnen feurigen Lichtern durch das tiefſte Dunkel auf den vom Rauch geſchwärzten Mauern glänzten. Er ſtand in dem Theil des Flügels, der zur Zeit des Brandes, um das Hauptgebäude zu ſchützen, größtentheils eingeriſſen ward, dicht vor einem der gewölbten Eingänge, welche einſt zu den Souterrains führten. Einige ziemlich erhaltene ſteinerne Stufen führten noch in die Tiefe des kellerartigen Gewölbes hinab, doch nur wenige Schritte weiterhin war alles verſchüttet. Hippolit blickte in die Tiefe, wo ein bläulich glänzender Punkt ſeine Aufmerkſamkeit erregte; es war

als ob der Reflex eines einzelnen Sonnenstrahls dort von einer metallenen Fläche zurückgeworfen würde. Je länger er hinsah, je wunderlicher schien ihm das seltsame Blinken. Endlich bahnte er sich, nicht ohne Gefahr, den Weg zu dem Gegenstande seiner Neugier, und stand bald vor einer, in den Fels, welcher dem Gebäude zur Grundlage gedient hatte, eingehauenen kleinen Vertiefung. Spuren einer eisernen Thüre, die einst sie verschlossen haben mochte, waren noch sichtbar. Unter Ueberbleibseln zerbrochner Gläser, vermoderter Schriften und Pergamente, welche die Vertiefung anfüllten, glänzte noch immer der Schein hervor, und Hippolit zog endlich eine kleine Kapsel von weißem Metall aus dem Wuste. Schmutz und Staub verhinderten ihn, die darauf eingegrabenen Charaktere zu lesen, bis er, in seinem Zimmer angelangt, den sonderbaren Fund bequemer untersuchen konnte.

Das Metall, aus welchem die Kapsel bestand, erkannte er für Platina. **Liberorum Salus** stand darauf eingegraben. Von sonderbarem Schaudern ergriffen, schob er sie weit von sich weg, aber die Neugier siegte, er ergriff sie wieder und ruhte

nicht, bis es seinem Bestreben gelang, sie zu öffnen. Ein ganz kleines, hermetisch verschlossenes Fläschchen von Bergkrystall funkelte ihm aus dem schwarzen Sammt, mit dem die Kapsel gefüttert war, entgegen; es war mit wenigen ganz hellen Wassertropfen angefüllt. Sein Haar sträubte sich bei dem Anblick. Alles, was Moritz ihm auf dem Wege vom Eisenhammer nach dem Schlosse vertraut hatte, trat plötzlich in furchtbarer Lebendigkeit vor seine Seele. Ihm war zu Muthe, als stände der beunruhigte Geist hinter ihm, den er im wilden Wahn so oft zur nächtlichen Stunde herbeirief, als beuge die Riesengestalt sich über ihm weg, um ihm hohnlachend in's Antlitz zu starren. Mit abgewandtem Blick schloß er die Kapsel wieder, vergrub sie tief im verborgensten Fach seines Schreibtisches unter Papiere, und eilte dann hinaus, als folge das Verderben ihm auf dem Fuße.

Alles in Schloß Aarheim gewann eine andere Gestalt, so wie der Herbst näher herankam. Gabrielen's Zeitordnung ward verstört, zwischen den alten Mauern wimmelte es von modernen gepuß-

an Kraft und Wasser, daß Kraftstoff ein-, Wasser ausgeht. Die Kraftstoffleitung ist mit einem Hahn versehen, durch den der Kraftstoff abgesperrt werden kann. Das Wasser gelangt durch die Leitung zum Kühlmantel, der den Zylinder umgibt, und fließt durch eine Leitung ab. Der Kühlmantel ist mit einem Hahn versehen, durch den das Wasser abgesperrt werden kann. Der Kühlmantel ist mit einem Ventil versehen, durch das das Wasser abgesperrt werden kann. Der Kühlmantel ist mit einem Ventil versehen, durch das das Wasser abgesperrt werden kann.

Durch Druck auf die vom Kraftstoffbehälter kommende Leitung wird der Kraftstoff in den Zylinder gepreßt. Durch Druck auf die vom Wasserbehälter kommende Leitung wird das Wasser in den Kühlmantel gepreßt. Durch Druck auf die vom Kühlmantel kommende Leitung wird das Wasser in den Zylinder gepreßt. Durch Druck auf die vom Zylinder kommende Leitung wird das Wasser in den Kühlmantel gepreßt.

Durch Druck auf die vom Kühlmantel kommende Leitung wird das Wasser in den Zylinder gepreßt. Durch Druck auf die vom Zylinder kommende Leitung wird das Wasser in den Kühlmantel gepreßt. Durch Druck auf die vom Kühlmantel kommende Leitung wird das Wasser in den Zylinder gepreßt. Durch Druck auf die vom Zylinder kommende Leitung wird das Wasser in den Kühlmantel gepreßt.

wöhnlich zahlreiche Gesellschaft auf Schloß Aarheim versammelt, die von dort aus in Begleitung der Bewohner desselben sich mit dem frühesten auf den Weg zum bestimmten Versammlungsorte machen wollte. Gräfin Eugenia, der Professor und der sogenannte Antonius, lauter alte Bekannte aus dem Hause der Gräfin Rosenberg, kamen spät Abends noch ganz unerwartet an. Eugenia warf sich mit lauten freudigen Ausrufungen in Gabrielen's Arme und betheuerte, seit sie der Letztern Ankunft auf Schloß Aarheim erfahren, habe sie ihrem Gemahl keine ruhige Stunde gegönnt, bis sie ihn bewogen, sie zu ihr zu führen. Dann stellte sie den wie gewöhnlich verlegen lächelnden Antonius in dieser Qualität vor. Dieser fing mit vielem Anstand eine schöne Rede an, in der er aber unglücklicher Weise sich so verwickelte, daß er zuletzt nicht mehr wußte, wie er daran war und mitten in einem Paragraphen endete ohne zu schließen. Gabriele achtete nicht sonderlich darauf, und begrüßte indessen mit recht herzlicher Freundlichkeit den Professor, den sie schon im Hause ihrer Tante ausgezeichnet hatte. Moritz bemächtigte sich des Antonius als eines alten Bekannten, um ihm, Gott

weiß welche Raritäten zu zeigen. Einige der Anwesenden folgten ihnen, Andere, unter diesen Eugenia, ordneten sich in einem geräumigen Pavillon von neuem um den geselligen Theetisch.

Gegen ihre Gewohnheit sah sich indessen Gabriele bald darauf genöthigt, ihr wirthliches Amt an diesem Tische an Fräulein Ida abzutreten und die Gesellschaft auf eine kleine Weile zu verlassen. Die Zahl der Fremden im Schlosse war nämlich durch den neuen Zuwachs so groß geworden, daß die gute Frau Dalling, trotz der vielen Zimmer in dem weitläuftigen Gebäude, sich dennoch, ohne den Rath ihrer Herrin, nicht zu helfen wußte, um Jedermann anständig und würdig für die Nacht unterzubringen. Mit leichtem Schritt eilte Gabriele, ihrem Rufe folgend, durch den hohen Lindengang, der vom Pavillon zum Schlosse führt, und die Zurückgebliebenen blickten ihr mit heiterem Wohlgefallen nach. An der Thüre des Pavillons stand Hippolit, die blitzenden Augen in sprachlosem Entzücken auf die schöne Gestalt geheftet, die, leicht wie eine Silphide, vor ihm hinschwebte. Ihr weißes Gewand ward durch das Dunkel des hochgewölbten Bogenganges erhoben, die hie und da durch

die Blätter dringenden Sonnenstrahlen bestreuten es mit einzelnen in Rosenglanz brennenden Sternen; die lichten, blonden Locken, goldig in Abendroth schimmernd, umgaben ihr Haupt mit der Glorie einer Heiligen. Zuweilen verschwand sie im tiefern Dunkel vor den sie verfolgenden Blicken, und bald darauf glänzte sie wieder im vollen Sonnenschein wie eine Verklärte, bis sie sich endlich in der düstern Vorhalle des Schlosses völlig verlor.

„Aus Kindern werden Leute, das habe ich lange schon gewußt," rief jetzt Gräfin Eugenia, „und doch," fuhr sie fort, „würde es mir nie einfallen, die kleine, blasse, zimperliche, etwas alberne Gabriele der Gräfin Rosenberg in dieser schönen, eleganten Frau von Aarheim wieder zu erkennen, wenn nicht die unwidersprechlichsten Beweise mich überzeugten, daß sie es wirklich ist. Wie die Frau sich ausgebildet hat, so etwas ist mir noch in meinem Leben nicht vorgekommen, es gränzt an Wunder. Erinnern Sie sich noch, lieber Professor! wie sie vor sieben oder acht Jahren zitternd, und knixend und halbweinend dazu, bei der Gräfin Rosenberg erschien? Sie fiel ge-

rade in die famöse Tableaurgeſchichte hinein, die Sie unmöglich können vergeſſen haben.“

„Ja wohl erinnere ich mich deſſen genau,“ erwiederte der Profeſſor, „auch kann ich noch immer nicht ohne Bewunderung des Muths gedenken, mit dem das ſonſt ſo übermäßig blöde Kind ſich erdreiſtete, das ihm Heilige gegen alle Angriffe ſtandhaft zu vertheidigen; ich meine die Trauer um die jüngſt verſtorbene Mutter.“

„Der lange ſchwarze Schlepp, die Pleureuſen, die häßliche Schneppe und der Schleier, mit dem ſie ausſah wie eine Nachteule, das war ja eben der Gipfel aller Abgeſchmacktheit,“ antwortete lachend Eugenia.

„Alle civiliſirten Völker legen um ihre verſtorbenen Verwandten Trauer an,“ ſprach der Profeſſor, „und ſogar unter den Wilden finden ſich Spuren dieſes Gebrauches, der denn doch wohl eines tiefern Urſprungs ſeyn mag, als blos der Mode. Doch davon iſt hier nicht die Rede, Gabriele ſoll in der Sache ſelbſt Unrecht gehabt haben, ihr Wollen war dennoch rein. Ich behaupte nur, daß, ſo wie ſie damals ſtand, ihre Weigerung, das eigene Gefühl des Schicklichen,

dem Willen der Tante zum Opfer zu bringen, eine Heldenthat war, deren Werth aber vielleicht nur der ganz zu übersehen vermag, der einst wie sie, ängstlich beklommen und allein, in die ihm fremde Welt geworfen ward."

Die Neugier der Gesellschaft war rege geworden, und Eugenia mußte erzählen was sie selbst nur vom Hörensagen kannte, denn sie war bei Gabrielen's Ankunft im Zimmer der Tante nicht mehr gegenwärtig gewesen, wohl aber der Professor, der als strenger Censor über die Erzählerin wachte, und jede Uebertreibung oder Unwahrheit ohne Gnade rügte und berichtigte. Hippolit hörte Beiden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

„Nun wohl, Sie mögen Recht haben," schloß endlich Eugenia, des Streitens müde, „Sie mögen Recht haben, und Gabriele äußerte schon damals Spuren jener Festigkeit, überhaupt jenes vernünftigen Ueberlegens, das sie später bewieß, als sie drei Monate, nachdem sie aus Schmerz über die Trennung von einem gewissen Herrn hatte sterben wollen, sich plötzlich eines andern bedachte, der Auszehrung, in die sie zu verfallen drohte, und überhaupt der ganzen traurigen Liebesgeschichte

den Abschied gab, und kurz und gut diesen etwas possierlichen Herrn Vetter heirathete, der sie bei alle dem zur reichsten Frau im Lande machte, und auch sonst, wie ich höre, sich ziemlich lenken läßt."

„Gräfin! Gräfin!" unterbrach sie unwillig der Professor.

„Stille, stille, lieber Freund!" erwiederte Eugenia und drückte ihre Hand auf seine Lippen, „ich weiß was ich weiß, und behaupte nichts, als was ich mit Beweisen belegen kann. Ich war mit dem Rosenbergischen Hause zu genau liirt, als daß mir diese Geschichte hätte verborgen bleiben können."

Gabrielen's Rückkehr zur Gesellschaft zwang Eugenien mitten im Strome ihrer Rede zu verstummen. Alles brach auf, um die letzten Stunden des milden Herbstabends noch im Freien zu genießen. Doch mochte das, was Eugenia noch etwa zu erzählen haben konnte, nicht für Alle verloren gehen, denn einige der im Pavillon gegenwärtig gewesenen Damen bemächtigten sich ihrer mit ungemeinem Eifer, um ihr noch bei Mondenschein die Schönheiten des altväterischen Schloßgartens zu zeigen.

Auf Hippoliten hatte Niemand geachtet; außer sich vor Zorn über die Erzählerin, deren unverkennbare Bosheit seine ganze Verachtung erregte, unfähig ihr zu glauben, und doch von ihr tief in der Seele verwundet, war er auf seinem Platze stehen geblieben, bis der Professor, der letzte, welcher den Pavillon verließ, an ihm vorüberging. Mit einem freudigen Auffahren ergriff er diesen am Arm, und zog ihn mit sich fort, ins Schloß hinein. Ein Blick in Hippolit's bittendes Auge, und einzelne abgebrochene Worte bewogen den freundlichen Mann, sich ihm unbedingt hinzugeben, und, freilich etwas verwundert über sein seltsames Benehmen, ihm zu folgen, wohin er ihn führen möchte.

So wie sie in Hippolit's Zimmer angelangt waren, begann dieser, noch athemlos von äußerer und innerer Bewegung, dieses sein unziemend erscheinendes Betragen gegen seinen Gast so gut er es vermochte zu entschuldigen. „Es war mir unmöglich," sprach er, „eine Frau, welche die Anbetung der ganzen Welt verdient, so lästern zu hören." —

„Dann bedürfen Sie bei mir keiner Entschuldigung, Herr Graf," unterbrach ihn der Professor; „konnte ich selbst es doch auch nicht, und ließ mich, wie Sie werden bemerkt haben, dadurch verleiten, mitten unter mir ganz Unbekannten als ihr Vertheidiger aufzutreten. Und doch habe ich sie nur als ein halbes Kind gekannt. Jetzt stehe ich wirklich geblendet vor ihr."

„O könnten Sie jetzt erst sie recht kennen lernen! Würde es Ihnen vergönnt wie mir, ein Augenzeuge ihres Lebens zu seyn!" rief Hippolit, von seinem Gefühl hingerissen, und der eben aufgehende Mond spiegelte sich in seinem glänzenden, himmelwärts gerichteten Auge.

Es entstand eine kleine Pause, während welcher der Professor Hippoliten aufmerksam und mit Wohlgefallen betrachtete. Dann nahm dieser gefaßter wieder das Wort.

„Mag denn die freudige Empfindung, mit der ich Ihnen zuhörte, mir und meinem Ungestüm das Wort reden," sprach er, „und mich auch entschuldigen, daß ich Sie, mit dem ich so zusammentraf, nicht gleich wieder verlassen kann; daß ich sogar es wage, Sie als einen längst ge-

Nach Kraft und Stoff ist er schlicht
Gegossener Bronzeleuchter, die an die Decke hängt,
Mit Kerzen, die sich selbst verzehren.

Ich bin ein Leuchter, der sich selbst verzehrt.
Ich brenne, weil ich brennen muß, und weil ich brenne,
Verzehr ich mich, und weil ich mich verzehre,
Verbrenn ich mich, und weil ich mich verbr

zu kennen vorgeben, Sie könnten die Möglichkeit sich denken, daß elendes Berechnen von Rang und Vermögen sie dahin bringen konnte, sich diesem Herrn von Aarheim zu verkaufen?"

„O sprechen Sie das entsetzliche Wort nicht aus!" rief Hippolit, „schon dies allein ist ein Verbrechen gegen jenes himmlisch reine Wesen! Wie konnten Sie mich so mißverstehen! Ich, der ich, und vielleicht besser als sie selbst den schauerlich-dunkeln Weg kenne, den das Schicksal mit Gabrielen nahm, um sie in dieses Elend zu führen, ich —"

„Ich weiß nichts von den nähern Umständen, die bei der Vermählung der Frau von Aarheim sich zugetragen haben mögen, auf die Sie anzuspielen scheinen, und verlange auch nichts davon zu wissen," unterbrach der Professor ihn abermals, noch immer halb erzürnt. „Ich bedarf nichts von alle dem, um überzeugt zu seyn, daß dieses verächtliche sich selbst Wegwerfen ihr unmöglich war, denn Liebe schützte sie damals vor jeder Erniedrigung ihrer edlern Natur; eben jene Liebe, welche die Frau Gräfin Eugenia in so unwürdigem Lichte zu zeigen sich abmühte."

Bei Ausführung dieses Gesetzes hat es der Minister Bismarck nun doch an Gelegenheiten nicht fehlen lassen, seine Ansichten über Freiheit und Gesetz, über Recht und Gewalt, über Religion, im Reichstage und im Landtage, zu äußern. Wie diese Ansichten beschaffen sind, ist bekannt genug. Indem der Minister Bismarck sich selbst als den Vertreter des Gesetzes und des Rechtes bezeichnet, hat er wiederholt erklärt, daß er nicht gesonnen sei, sich durch Gesetze und Recht, wo diese ihm hinderlich seien, die Hände binden zu lassen, daß er vielmehr, wo es ihm nöthig scheine, sich über Gesetz und Recht hinwegsetzen werde. Wie er sich über Religion, über Gewissen, über Glaubensfreiheit, über Kirche und Staat geäußert hat, ist bekannt genug. Wie er sich über Gesetz und Recht geäußert hat, ist bekannt genug. Wie er sich über Religion, über Gewissen, über Glaubensfreiheit, über Kirche und Staat geäußert hat, ist bekannt genug. Wie er sich über Gesetz und Recht geäußert hat, ist bekannt genug.

als ich, ein bedeutender Künſtler, und wie ich ſpäterhin vernahm, ein alter Freund ihrer Mutter.“

Hippolit, der bei Erwähnung dieſes Freundes ſehr aufmerkſam geworden war, athmete bei den letzten Worten des Profeſſors hoch auf, mit ſichtbar erleichterter Bruſt, und jener fuhr fort:

„So begnügte ich mich denn, dem Entfalten dieſer lieblichen Blume von weitem, ohne thätige Theilnahme zuzuſehen. Mit unausſprechlichem Vergnügen beobachtete ich das erſte Erwachen des reinſten Herzens, das vielleicht je in einer Mädchenbruſt geſchlagen hat. Es zu erwecken, war einem Manne beſchieden, den ich vor allen Andern dieſes hohen Glücks werth achten mußte. Wie oft betrachtete ich mit wahrer Freude das ſchöne Paar, wenn beide der Zufall neben einander geſtellt hatte! Er, das Bild männlicher Hoheit, ſie ganz weibliche Anmuth und Beſcheidenheit.“

„Er iſt todt? Er ſtarb?“ fragte Hippolit beinahe athemlos.

„Nicht daß ich wüßte,“ erwiederte der Profeſſor, „er hat mit letzter Poſt mir geſchrieben. Aber ſeit Jahren ſind ſie getrennt, und ſo viel man menſchlicher Weiſe die Zukunft berechnen

kann, ſind ſie getrennt auf immer. O hätten Sie Gabrielen damals geſehen! Zwar ihre ſterbliche Hülle wäre dem Schmerz der Trennung beinahe erlegen, doch Pſyche hob die glänzenden Flügel und ſchwebt noch immer in ewiger Klarheit. Darum, mein junger Freund! trägt dieſe ſeltene Frau alles ſo leicht, was Andere erdrücken würde, ſie hat ja das Schwerſte früher überwunden.“

Schweigend erhob ſich Hippolit von ſeinem Sitze, und beantwortete des Profeſſors Bitte, dieſes Geſprächs gegen Niemanden zu gedenken, nur mit einem Händedruck. Dieſer blickte abermals verwundert ihn an und eine leiſe Ahnung, daß er hier wohl Unheil geſtiftet haben könne, während er durch Gabrielen's Vertheidigung gegen jeden Argwohn Gutes zu ſtiften gedachte, flog ihm durch den Sinn, doch blieb ihm zu keiner Aeußerung hierüber Zeit. Es ward zur Abendtafel geläutet, und Hippolit eilte, noch immer in düſteres Schweigen verſunken, an ſeinem Arm dem jetzt hell erleuchteten Pavillon zu, wo die Geſellſchaft eben im Begriff war, an mehreren kleinen Tiſchen ſich zu ordnen.

Gabriele, die den Profeſſor ſchon längſt ver-

Gott ſelbſt, und die Natur, ſo iſt es ein Ding, das in Gott ſelbſt iſt, und iſt doch nicht Gott ſelbſt, ſondern das Mittel, darinn Gott ſich offenbaret, und ſeine Wunder-Werke thut.

Und dieſes iſt der Grund, warum Gott ſagt, daß er ſeine Natur, Will, Gedancken, Begierden, Wort, Krafft, Weisheit, Geiſt, Hertz, Mund, Augen, Ohren, Hände, Füſſe, Leib, Seele, Fleiſch, Blut, Bein, Marck, Adern, Nerven, Haut, Haar, Nägel, Kleider, Schuh, Stab, Stecken, Schwert, Bogen, Pfeil, Spieß, Harniſch, Schild, Helm, Wagen, Pferde, Reuter, Kriegsvolck, Kriegsleute, Kriegsmänner, Kriegsknechte, Kriegsmacht, Kriegsheer, Kriegsvölcker, Kriegsſcharen, Kriegsſchaaren, Kriegsſchaar, Kriegsſchaaren, Kriegsſchaar, Kriegsſchaaren, Kriegsſchaar

die alte steinerne Bank neben dem Felsbach hin, und überließ sich dumpfen ängstlichen Träumen. Weit nach Mitternacht traf ihn dort der Förster, welcher mit seinen Hunden in den Wald wollte, um nächtlichem Holzfrevel zu wehren. Er erkannte ihn, und führte ihn auf dem kürzesten Wege nach seiner Wohnung, wo er ihn einlud, in Ernesto's Stübchen bis zum Morgen zu verweilen; denn es war zu spät geworden, als daß Hippolit noch in das Schloß hätte gelangen können, ohne die Hälfte von dessen Bewohnern aus dem Schlaf zu stören. Hippolit ließ sich schweigend alles gefallen.

In der stillen Einsamkeit der einfachen engen vier Wände, zu denen nur aus der Ferne das Dröhnen des Hammers, das Rauschen der Kiesserbäche herüber tönte, kam Hippolit bald wieder zu einigem Besinnen. Doch mit diesem erwachte auch das ganze volle Gefühl des Schmerzes, der, sein Inneres zerreißend, durch Nacht und Wald ihn bis hierher gejagt hatte.

Sie hatte geliebt? Sie liebte vielleicht noch!

Diese Ueberzeugung ward der Untergang seiner bis zu diesem Augenblicke mühsam errungenen und erhaltenen Herrschaft über sich selbst. Gabriele, die er sonst gleich einer über jede Leidenschaft erhabenen Heiligen verehrt hatte, ward ihm jetzt nur zum schönen, liebeglühenden, irdischen Weibe; die Höhe, auf der sie bis jetzt hoch über ihm stand, war eingesunken und alle Qualen verzehrender Eifersucht, alle Flammen der glühendsten Liebe schlugen hochauflodernd, jeder Mäßigung spottend, über seinem Haupte zusammen. In dem engen Raum, der ihn umgab, wandelte er rastlos auf und ab, bis er, vom Schwindel ergriffen, auf das Lager sank. Kein Schlaf kam in seine Augen, kein einziger Augenblick Ruhe in die wildbewegte Brust. Er wollte fort, er wollte zu ihr, er wollte hinaus in die weite Welt; ganz mit sich selbst zerfallen, arbeitete er sich planlos und vergebens ab, einen festen Zweck des innern und äußern Strebens zu finden.

Der Morgen graute indessen, die Sonne ging auf, sie stieg immer höher, ohne daß er von alle dem etwas bemerkt hätte, bis die Frau des Försters mit freundlichem Morgengruß hereintrat, um

ihm ein Frühstück zu bringen. Wie ein gefangener Vogel, dem der Käfig geöffnet wird, rauschte er da, ohne sie anzusehen, durch die von ihr offen gelassene Thüre, hinaus zum Zimmer, zum Hause hinaus.

Erst auf der Hälfte des steilen Weges, der zum Schlosse führt, ward es Hippoliten klar, was ihn so schnell fort und hierher getrieben habe; es war der plötzlich gefaßte Entschluß, den Professor zu sprechen und von ihm durch Bitten oder mit Gewalt Namen und Aufenthalt des Mannes zu erpressen, den Gabriele liebte.

Mit diesem Vorhaben beschäftigt, kam er im Schloßhofe an und fand dort alles in ganz ungewohnter Oede und Stille. Nirgends ließ ein Einziger von der Schaar von Dienern sich erblicken, die sonst immer dort ämsig hin und wieder lief. Die Pferdeställe, die Wagenremisen standen alle offen und leer, das ganze Schloß schien wie ausgestorben.

„Wo kommen der gnädige Herr denn so spät noch her? Die Herrschaften sind schon seit mehr als zwei Stunden nach der Rothenburg gefahren; sie dachten alle, Euer Gnaden wären längst

vorausgeritten," rief Hippoliten endlich der Gärtner zu, der mit einem großen Korbe voll Herbstblumen aus dem Garten kam.

Hippolit hatte der heutigen Lustpartie gar nicht weiter gedacht, um derentwillen sich am vergangenen Abend eine so große Gesellschaft im Schlosse versammelt hatte. Jetzt beschloß er, freilich mit einigem Widerwillen, den Professor in der Rothenburg selbst aufzusuchen; doch während er sich dazu anschickte, fiel ihm plötzlich ein, daß auch Eugenia dort seyn, daß er auch Gabrielen dort finden werde. Er fühlte mit unwidersprechlicher Gewißheit, daß es ihm unmöglich sey, sie mit diesem Sturm in der Brust wieder zu sehen, ohne vor all' den neugierigen Blicken, ja vor der Frau, die er als ihre grimmige Feindin betrachtete, das heiligste Geheimniß seines Herzens Preis zu geben. Ein neuer Kampf begann in seinem Innern, den endlich der Entschluß endete, statt nach der Rothenburg, nach der Stadt zu reisen, den Professor dort in seiner Wohnung zu erwarten, und sobald er von ihm erfahren, was er wissen wollte, hinaus zu ziehen in die Welt, um den Mann aufzusuchen, dessen

Daſeyn ihn mit unerhörten Qualen peinigte. Ihn finden wollte er, ihn ſehen von Angeſicht zu Angeſicht. Was dann aber noch ferner geſchehen, was aus dieſer Zuſammenkunft entſtehen ſollte, dies ſchwebte ihm nur in dunkeln Bildern vor, die er gar nicht zu beleuchten wagte.

So wie er über ſeine nächſte Zukunft mit ſich im Reinen war, glaubte er ſich ruhiger zu fühlen; körperliche Ermattung nach der wilddurchtobten Nacht ſchien ihm jetzt Faſſung zu ſeyn. Er bedachte die Ungewißheit ſeiner Wiederkehr und begann manches aufzuräumen und einzupakken, was er fremden Augen zu entziehen wünſchte. Briefe, Gedichte, glühende Ergüſſe der ihn verzehrenden Leidenſchaft, die er dem Papier anvertraut hatte, alles ſuchte er zuſammen, und mitten unter dieſer Beſchäftigung rollte ihm die längſt vergeſſene Kapſel von Platina entgegen, welche er einſt unter den Ruinen der Brandſtätte gefunden hatte.

Kalte Schrecken durchrieſelten ihn mit Todesſchauern bei dieſem Anblick. Sein Herz ſtand einige Sekunden, und große Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne, wie auf der Stirne eines

Sterbenden. Er sank vor seinem Schreibtisch auf die Knie hin, das stiere Auge haftete an der Kapsel; er las die Inschrift „Liberorum Salus,“ Rettung der Freien. Er mußte sie immer wieder lesen, und vermochte nicht den Blick abzuwenden. Zischende Lichter, die er seitwärts sah, ohne das Haupt zu wenden, blitzten um ihn her; über sich hörte er ein Rauschen wie von mächtigen Flügeln, es war das seine Adern durchrieselnde Entsetzen, mit dem das junge Leben sich gegen den furchtbaren Gedanken sträubte, der in diesem Moment ihn mit Riesenstärke ergriff. Und dabei mußte er innerlich doch immer wiederholen: **Liberorum Salus.**

Dieser Zustand währte indessen nur wenige Minuten, dann stand er auf, faßte und öffnete die Kapsel mit fester Hand und hob das funkelnde Fläschchen gen Himmel. „Ich danke dir!“ rief er, „wie durch ein Wunder zeigst du mir die rechte Bahn; so sey es denn!“ Von diesem Momente stand die Ueberzeugung fest gegründet in seinem Gemüth, daß nur der selbstgewählte Tod ihm einen Ausweg öffnen könne. Was sollte er ohne Ruhe und Rast die Welt durchirren, um

ein Wesen zu suchen, dessen Daseyn ihn in Verzweiflung setzte! Wenn er ihn nun gefunden hätte? Nur blutig konnte dies enden. „Nein! Gabriele soll um ihn nicht weinen! mir, mir gehören ihre Thränen, wenn gleich ihm ihre Liebe," rief er. „Uns beiden zugleich kann diese Sonne nicht länger scheinen, so wähle ich denn für sie den kleineren Schmerz und lege ihrer Ruhe mein Leben willig zum Opfer hin."

Mit dem feierlichen Wesen, welches die Jugend im Schmerz so gern annimmt, fuhr er nun fort, Papiere zu vernichten, andre zu versiegeln und an entfernte Verwandte zu addressiren. Er versuchte es mehrere Male an Gabrielen zu schreiben, doch dieses überstieg seine Kräfte. Allmählich überschlich ihn ein unnennbares Mitleid mit sich selbst, mit tiefer Betrübniß feierte er den Abschied vom schönen, heitern Sonnenlicht. Sein eigner Entschluß erschien ihm als eine unabänderliche äußere Bestimmung; er vergaß ganz, daß es nur von ihm abhing, sie abzuwenden. Er hatte ausgetobt, seit dem vergangenen Tage hatten weder Schlaf noch Nahrung ihn erquickt. Er fühlte kein Bedürfen, aber er war einer völ-

ligen Erschöpfung aller seiner Kräfte nah, und so gab er sich ohne Widerstreben sanfteren Gefühlen hin. Traurig, aber mit festem Willen beschloß er, die Bande langsam zu lösen, die ihn noch an das Leben fesselten.

Feierlich und still durchzog er das ganze Schloß, er suchte noch einmal alle die Plätze auf, wo er sie gesehen, auf jedem Schritte drängten tausend süße und bittere Erinnerungen sich ihm entgegen. Rings um ihn her herrschte das tiefste Schweigen, kein neugieriges Auge, kein geschäftiger Tritt belästigte ihn störend, denn der Theil der Dienerschaft, welchen die Herrschaft zurückgelassen hatte, benutzte den seltnen freien Tag, um sich außerhalb des Schlosses zu vergnügen.

Hippolit gelangte endlich an die Thüre zu Gabrielen's Zimmern, er fand sie verschlossen und sank, von seinem Gefühl überwältigt, auf der Schwelle nieder. Alle Furien der Verzweiflung erwachten aufs neue in seiner Brust, er ergriff das Fläschchen, im Begriff, es hier zu öffnen; aber der Gedanke an Gabrielen, an ihren Schrekken, an den Abscheu, mit dem sie vielleicht gerade hier von seiner entstellten Hülle sich wenden

würde, hielt ihn zurück. Er riß sich wieder empor, eilte, vor sich selbst fliehend, eine in der Nähe befindliche Treppe hinab, und fand sich erst in einem abgelegenen Seitenhofe wieder, vor dem äußern Eingange zur Kapelle, welche von der andern Seite an die Reihe von Zimmern stieß, die einst der alte Baron und jetzt der gegenwärtige Besitzer des Schlosses bewohnte. Ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, stieg er die Treppe hinauf, die Thüre der Kapelle stand offen.

Es war zur herbstlichen Zeit des immer merklicher werdenden Abnehmens der Tage, und die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu, obgleich es noch gar nicht spät war. Ihr Strahl brach sich in den mannichfaltigen, gleich reichen Edelsteinen glänzenden Farben der alten Heiligenbilder und Familienwappen, welche, bunt und kunstreich gemalt, die Fenster schmückten. Purpurrothe Dämmerung, mit tiefdunkeln Schatten wechselnd, erfüllte das hohe Gewölbe, als Hippolit in die Kapelle trat. Der Altar, hinter welchem die Thüre sich öffnete, schien erleuchtet. Langsam, von der Feierlichkeit des Ortes besänftigt und erhoben, schritt Hippolit vorwärts

und erblickte — und traute seinen Augen nicht — und glaubte einer überirdischen Erscheinung gewürdigt zu seyn — denn auf den Stufen des Altars lag Gabriele betend, in Andacht versunken.

Langsam erhob sie sich, vom Geräusche seiner Tritte aus ihren Himmeln zurück gerufen. Ein langes schwarzseidenes Gewand breitete in reichen Falten sich weit um sie her; sie war ungewöhnlich bleich, aber ein Schimmer überirdischer Seligkeit umleuchtete sie, als sie die thränenschweren Wimpern hob, und, in der Dämmerung ihn nicht gleich erkennend, ihm einige Schritte entgegentrat.

„Sie sind es, Hippolit?“ rief sie erschrocken aus. „Was führt so schnell Sie von der Rothenburg zurück? Ist meinem Gemahl oder sonst Jemanden von meinen Freunden dort ein Unglück widerfahren? Ihr zerstörtes Ansehen läßt mich alles befürchten. Um Gotteswillen was ist es? Ich kann alles eher ertragen als diese Ungewißheit, darum bitte ich, sprechen Sie.“

Hippolit, völlig unfähig, nur eine Sylbe zu erwiedern, zitterte so, daß er sich an einem der den Altar umgebenden Pfeiler festhalten mußte, um nicht zu Boden zu sinken.

Ferner ist, wenn $\Phi(x)$ das Integral

$$\int_0^x \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}}$$

bedeutet, $\Phi(x)$ eine Function, welche für jedes reelle x zwischen -1 und $+1$ einen und nur einen reellen Werth hat, dessen Differentialquotient $\frac{1}{\sqrt{1-x^2}}$ ist, und welche für $x = 0$ verschwindet. Ferner ist $\Phi(x)$ eine ungerade Function, d. h. es ist $\Phi(-x) = -\Phi(x)$. Ferner ist $\Phi(x)$ eine stetige Function von x, d. h. wenn x sich stetig ändert, so ändert sich auch $\Phi(x)$ stetig. Ferner ist $\Phi(x)$ eine Function, welche für jeden Werth x zwischen -1 und $+1$ einen und nur einen reellen Werth hat, dessen Differentialquotient $\frac{1}{\sqrt{1-x^2}}$ ist, und welche für $x = 0$ verschwindet. Die Zahl π ist definirt durch die Gleichung $\Phi(1) = \frac{\pi}{2}$

mit zusammengeschlagenen Händen, indem sie sich aus Hippolit's Armen wand, ohne sich dessen bewußt zu seyn. „Ich kenne dieses Fläschchen — und doch weiß ich nicht — mir ist als hätte ich einmal davon geträumt, einen fürchterlichen Traum — oder mein Vater — Heiliger Gott! mein Vater!“ rief sie mit so wildem Tone, daß Hippolit davor zusammenschauderte, an allen Gliedern bebend, sie los ließ und mit gesträubtem Haar in die tiefe Dunkelheit am andern Ende der Kapelle hinstarrte, als erwarte er dort dessen düstern Schatten emporsteigen zu sehen.

„Guter Hippolit! ich habe Sie erschreckt,“ sprach jetzt Gabriele, indem sie sich erholte und sichtbar nach Fassung rang, „ich wollte es nicht, aber Sie selbst sind Schuld daran.“ Sie setzte sich ermattet auf die Stufen des Altares nieder, das Auge noch immer starr auf das Fläschchen geheftet. Ihn sah sie nicht an, der, verzehrendes Feuer im Blick, wie im Kampfe zwischen Himmel und Hölle, über ihr hing.

„Ich kann meine Augen nicht von dort wenden,“ sprach sie ernst nachdenkend, „irgend eine entsetzliche Erinnerung knüpft sich an diesen Gegenstand,

und doch ſchwebt mir alles ſo undeutlich vor, ſo verworren, wie aus einem frühern Daſeyn in einer andern Welt. O rühren Sie es nicht an!“ rief ſie heftig, und ſtand auf und faßte Hippolits Arm, als dieſer ſich bückte, um das Fläſchchen aufzunehmen. „Rühren Sie es ja nicht an; ich bin wohl ſchwach und kindiſch, aber mir iſt, als müſſe irgend ein entſetzliches Unglück hereinbrechen, wenn Sie es berühren — als wäre der Tod darin verborgen. Der Tod — Mein Gott, mein Gott, wie iſt mir denn! — Wo habe ich es früher geſehen? Wo kommt es jetzt denn her?“ Bei dieſen Worten hob ſie den Blick zu Hippoliten auf. In der ſcheuen Zerſtörung, die aus ſeinen Augen, aus ſeinem ganzen Weſen hervorleuchtete, ſchien ihr mit einem Male ein Strahl der Wahrheit aufzugehen.

„Hippolit!“ rief ſie, „es iſt Gift und Sie brachten es hieher! Sagen Sie: nein! Sehen Sie meine Angſt um Sie, um Gotteswillen ſagen Sie: nein.“

Verſtummend ſank er vor ihr hin und verhüllte ſein Geſicht.

„Um Gotteswillen ſagen Sie: nein,“ wiederholte ſie, an allen Gliedern bebend; „dieſe Stunde,

dieſer Ort, Ihr Zurückbleiben von der Geſellſchaft, der Ausdruck Ihrer ganzen Geſtalt — Was iſt Ihnen denn geſchehen? Was konnte Sie bewegen? Reden Sie mit mir, vertrauen Sie ſich mir! O Hippolit! das konnten Sie mir thun?" rief ſie endlich und brach in Thränen aus. „Reden Sie mit mir," bat ſie, immer heftiger weinend, indem ſie mit aller Kraft den Gebeugten aufzurichten ſtrebte, ihre Thränen fielen auf ihn, ſie benetzten ſeine Hände, ſein Geſicht, indem ſie ihn zum Aufſtehen zu bewegen ſich vergeblich bemühte.

„O Gabriele!" rief er, „du weinſt um mich! Nach dieſer Seligkeit gibt's keine mehr für mich in dieſer Welt. Vergib mir, ich wollte dich nicht betrüben. Segne mich und verlaſſe mich dann, laß mich zur Ruhe gelangen, ich unterliege dem ſchweren Kampf, aber ich habe ihn redlich gekämpft."

Der Schleier, der bis dahin Gabrielen die Wahrheit verhüllt hatte, fiel bei dieſen Worten Hippolits von ihren Augen. Sein Anblick, die tödtliche Heftigkeit in ſeinem Weſen, vereint mit der Erinnerung an tauſend bis dahin von ihr unbeachtete Züge, traten plötzlich als unwiederrufliche Beweiſe ſeiner Leidenſchaft vor ihre Seele. Sie

gedachte dabei ihrer ersten Jugendzeit, sie gedachte Ottokar's, sie gedachte der eigenen frühern Schmerzen, und fühlte unaussprechliches Mitleid für den vom Unglück nie gebeugten Jüngling, der dem wilden Kampf gegen ein Geschick zu unterliegen im Begriff war, welches das sanftere Mädchen in stiller Duldung zu tragen gewußt hatte.

„Hippolit!" sprach sie mit unendlich weicher Stimme, „Hippolit! wenn es wahr ist, wenn wirklich ein unseliges Gefühl, dem ich bis jetzt so gern allen Glauben versagte, Ihre Brust erfüllt, wie war es Ihnen möglich, mich so betrüben zu wollen? Fiel es Ihnen denn gar nicht ein, was aus mir werden solle, nach solchem Erleben?"

Ein Thränenstrom erleichterte jetzt auch Hippolit's Brust; ihm war, als lüfte sich damit ein eisernes Band, das bis dahin sie zusammengepreßt hielt. Gabrielen zu antworten, vermochte er noch nicht, doch er gab nach, da sie abermals ihn aufzurichten strebte, und setzte sich, ihrem Winke gehorchend, neben sie, auf die Stufen des Altars. Das Fläschchen blinkte immerfort zu ihrer beiden Füßen.

Der Heiligkeit des Orts und seinem edlen

Seyn vertrauend, wendete sich Gabriele jetzt ganz zu ihm und faßte seine beiden Hände; sie blickte ihn mit dem vollen Ausdrucke des unendlichen Mitleids, der unsäglichen Besorglichkeit für ihn an, die in diesem Momente bis zum Zerspringen ihre Brust bewegten.

„Sie glauben mich zu lieben," sprach sie. „Ach! was ist Liebe wohl anders, als der innigste Wunsch, das Geliebte zu beglücken, sey es auch auf Kosten des Theuersten, was wir in dieser Welt besitzen? Und ist denn dieses irdische Daseyn das Höchste, was wir opfern können? Ist Leben nicht oft so unendlich schwerer als der Tod?"

Nach diesen Worten erhob sie sich langsam, bückte sich und faßte das Fläschchen, obgleich sie schaudernd zusammenfuhr, indem sie es berührte. Schweigend stand sie einen Moment, das betende Auge fromm zum Altar erhoben, und es war, als ob sie hiermit wieder die Fassung errungen habe, welche immer zur Zeit der Noth aus ihrem Thun hervorleuchtete. Sie wendete sich mit hohem Ernste zu Hippoliten und überreichte ihm das Fläschchen.

„Ich weiß, daß ich dieses Ihnen jetzt anver-

trauen darf," sprach sie; „ich lege das Glück, die Ruhe meiner künftigen Tage hiermit in Ihre Hände. Und nun geleiten Sie mich ins Schloß, wir sind beide erschöpft und die Natur fordert ihre Rechte. Morgen sehe ich Sie wieder, morgen soll alles Verworrene sich lösen. Die Nacht ist düster und schwer, aber die kommende Sonne wird uns Kraft, Muth und Entschluß in die Seele strahlen."

Sie ergriff seine Hand und führte ihn, wie ein Kind, durch die Kapelle zur Thüre hin, die in ihres verstorbenen Vaters Zimmer sich öffnete, und durch die sie einst, von Ernesto geleitet, zum Traualtar hingewankt war. Im Zimmer selbst harrte ihrer Frau Dalling und Annette.

„Ich bringe dir einen Kranken, den ich deiner sorgsamsten Pflege empfehle, liebe Dalling," sprach sie mit der Geistesgegenwart, die sie in schweren Momenten sich immer zu erhalten wußte. „Mich soll Annette auf mein Zimmer begleiten, denn auch ich bin der Ruhe höchst bedürftig." Hierauf wendete sie sich zu Hippoliten, reichte ihm nochmals die Hand und blickte mit ihren klaren treuen Augen ihm Hoffnung und Frieden in das hart verwundete Gemüth. „Gute Nacht," sprach

ſie, „gedenken Sie meiner in Ihrem Gebet, ich werde Ihrer gedenken. Ich werde den Geiſt meiner Mutter für Sie anrufen, der an dieſem Tage, an welchem er mich einſt verwaiſt in der Welt zurückließ, gewiß noch freundlicher als ſonſt mich umſchwebt. Ich werde die Verklärte bitten, daß ſie meinen jungen Freund wie mich, in dieſen dunkeln Stunden vor nächtlichem Grauen und jedem Unheil behüte. Morgen ſehen wir uns wieder.“

Und ſo ſchieden ſie.

Mit ſich allein in der ungeſtörten Ruhe ihres Zimmers, fühlte Gabriele erſt die zerſtörende Gewalt der eben durchlebten erſchütternden Stunde. In ſtiller Betrachtung, in frommem Gebete hatte ſie ganz einſam dieſen Tag zugebracht, an dem vor acht Jahren der erſte Schmerz ihr kindliches Gemüth mit unausſprechlichem Jammer erfüllte. Der verklärte Geiſt ihrer Mutter war damals von irdiſchen Feſſeln befreit, zu höherem Leben gerufen worden, und was auch Gabriele ſeitdem Trübes und Schmerzliches erfuhr, ſo hatte doch

nichts den Eindruck dieſes erſten Verluſtes zu verlöſchen vermocht. Immer hatte ſie ſich geſehnt, nur einmal noch den Sterbetag ihrer Mutter in den, durch das ſtille Walten der Verklärten geheiligten Räumen zu feiern, und der ihr ſo ſelten freundliche Zufall ſchien dieſes Mal den frommen Wunſch zu begünſtigen. Er ließ gerade auf dieſen Tag das glänzende Verlobungsfeſt eines jungen Paares aus der Nachbarſchaft fallen, und Schloß Aarheim ſowohl, als alle Schlöſſer in der Nähe ſtanden während der zwei Tage verödet da, die auf Schloß Rothenburg in allen erdenklichen Luſtbarkeiten dem Brautpaar zu Ehren zugebracht wurden.

Gabriele gehörte nicht zu den Frauen, die mit ihren Empfindungen vor den Augen der Welt Prunk zu treiben ſuchen. Still und geheim mochte ſie das, was ihr heilig war, vor jedem kalten fremden Auge gern bewahren. Daher hatte ſie gegen Niemanden geäußert, welche ernſte Feier an dieſem Tage ſie von dem Verlobungsfeſte entfernt halten würde. Unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit, ward es ihr im letzten Augenblicke nicht ſchwer bei Herrn von Aarheim

ihr Zuhausebleiben zu entschuldigen. Von den übrigen der Gesellschaft ward sie im geräuschvollen Moment der Abreise, wo eine große Anzahl Wagen und Pferde den Hof anfüllten, nicht vermißt. Denn jeder, der sie in seiner Nähe nicht erblickte, vermuthete sie bei den Andern. Auch den zurückgelassenen Bedienten blieb die Anwesenheit ihrer Herrin verborgen, denn Frau Dalling, um die ungestörte Einsamkeit Gabrielen's zu sichern, hatte sie alle aus dem Schloß zu entfernen gewußt. Und so herrschte denn an diesem Tage die feierliche Stille einer Karthause, wo sonst alles vom lebendigsten Treiben der Geselligkeit wiederhallte.

Ihrerseits hatte Gabriele, mit sich und ihrem Gemüth beschäftigt, eben so wenig daran gezweifelt, daß Hippolit mit dem Strome der Gesellschaft nach der Rothenburg gezogen sey, als sie am vergangenen Abend sein Wegbleiben von der Gesellschaft bemerkt hatte. Sie war zu gewohnt, ihn völlig als ihren Hausgenossen zu betrachten, um bei solchen Gelegenheiten mit besonderer Rücksicht sich seiner zu erinnern, und da an diesem Abend die ungewöhnlich zahlreichen Gäste an meh-

reren kleinen Tischen soupirten, so konnte es ihr um so weniger auffallen, daß sie in ihrer Nähe seiner nicht gewahr ward.

Um so mehr war es bewundernswerth, daß Gabriele das Schrecken, welches sein Erscheinen in der Kapelle ihr erregen mußte, so ertragen konnte, ohne auch nur für einen Augenblick ihm zu erliegen, besonders da sie sich geistig und körperlich von der ernsten Feier des Tages höchst angegriffen fühlte. Aus dem Sterbezimmer ihrer Mutter, wo sie den ganzen Tag zugebracht hatte, war sie erst gegen Abend, begleitet von der treuen Pflegerin ihrer Kindheit, zu der unter der Kapelle befindlichen Familiengruft herabgestiegen, um an den Särgen ihrer Aeltern zu beten, die sich hier der langen Reihe derer ihrer Ahnherrn anschlossen. Den Rückweg nahm sie durch die Kapelle, dort wollte sie noch in stiller Andacht vor dem Altare harren, bis die Sonne, welche diesem thränenvollen und hoffnungsseligen Tage geleuchtet hatte, hinter den Felsen sich neigte; und gerade in dieser Stunde war es, wo Hippolits düstere Erscheinung sie so gewaltsam zwang,

sich der Erde und dem Leben auf ihr wieder zuzuwenden.

Mitternacht war längst vorüber und noch immer zitterten Schrecken und Schmerz in den Nerven der armen Gabriele. Vergebens bemühte sie sich, auf das morgende entscheidende Gespräch mit Hippoliten sich vorzubereiten; es war ihr unmöglich, irgend etwas darüber zu beschließen.

„Wahr und treu und schonend will ich seyn, und das Uebrige Dem überlassen, der heut mich würdigte, wie durch ein Wunder Hippoliten als Retterin vom Untergange zu erscheinen," sprach sie endlich zum Troste.

Immer mußte sie indessen des Fläschchens noch gedenken und wohin sie auch die Augen wenden mochte, glaubte sie es sich entgegen blinken zu sehen. Ihr schauderte davor, und doch konnte sie es nicht lassen, mit Nachdenken und Forschen sich zu quälen: wo sie es früher gesehen haben könne? Glücklicherweise ohne Erfolg. Denn hätte sie sich darauf besonnen, daß gerade ein solches Fläschchen in der Todesstunde ihres Vaters an einer goldenen Kette von seinem Nacken

gültige Handlung, die Sie vornehmen, ist ein neuer Akt. Sie sind dann der gewesene, ein neuer Mensch. Sie sind nicht mehr der, der Sie waren. Sie sind ein neuer Mensch. Sie sind jetzt der, der Sie sind

endlich freudig ergriff, als thörichten Wahn zu verdammen oder zu verspotten?

Hippolit's Erwachen aus schwerem betäubenden Schlummer glich am andern Morgen dem Erwachen aus Grabesdunkel in einer andern Welt. Die ganze Vergangenheit war ihm entschwunden und nur in ängstlichen Traumbildern schwebten die zuletzt verlebten Stunden vor seiner Seele. Als er allmählich zur vollen Besinnung gelangte, wünschte er nur wieder einzuschlafen, um von neuem alles zu vergessen. Mit unendlichem Grausen ergriff es ihn, wie alles jetzt so ganz anders seyn könne, hätte nicht Gabriele ihn wunderbar vor sich selbst errettet. Er bebte mit Entsetzen vor dem geheimnißreichen Schleier der Ewigkeit zurück, den er gestern in verzweiflungsvollem Erdreisten mit kecker Hand zu lüften im Begriffe stand. Dann wendete er den Blick zur Erde. Er sah sich selbst bleich, regungslos erkaltet, entstellt vielleicht zum Unkenntlichen, ein Grausen, nicht Wehmuth, erregender Todter, von dem Layen und Geistliche sich fromm bekreuzend den Blick ab-

wandten. Fern, Allen zum Graus in ungeweihte Erde gebettet, hob kein bethräntes Auge von dem niedrigen Hügel sich mit tröstender Hoffnung gen Himmel. Freunde und Verwandte konnten nur den Wunsch hegen, ihn sobald als möglich der Vergessenheit zu übergeben, darum durfte kein Stein mit seinem Namen den Ort bezeichnen, wo man ihn hinlegte.

Hippolit hatte den Tod nie gescheut, oft in jugendlichem Unmuth ihn herbei gerufen, wenn das Leben sich in frühern Zeiten seinen Wünschen nicht fügen wollte. Späterhin war er ihm oft dreist entgegen gegangen, wenn er aus keckem Uebermuth, oder um das Lächeln einer schönen Frau, oder wegen ein paar unbedacht hingeworfener Worte seiner Jugendgesellen das Leben wagte, als wäre es eine Seifenblase. Doch vor der abschreckenden Gestalt, in welcher der Tod jetzt seiner Phantasie vorschwebte, konnte er nur schaudernd sich abwenden. Das Blinken des krystallnen Fläschchens, das noch auf seinem Tische lag, verwundete ihn mit stechendem Schmerz, und er eilte, es wieder tief und sorgsam zu bewahren, um nur das Entsetzliche nicht mehr zu sehen.

Dann bereitete er sich zu der gewünschten und gefürchteten Zusammenkunft, die ihm in den nächsten Morgenstunden bevorstand. Es gelang ihm, eine ruhigere Stimmung zu erringen, und nun begann er, seiner gestrigen Verzweiflung sich herzlich zu schämen. Wie damals, als er zwischen den Ruinen der Brandstätte erwacht war, schalt er auch jetzt sich unmännlich feig, und fühlte mit tiefer Reue, wie grausam und unwürdig er im Begriff gewesen war, auch Gabrielen's Frieden auf immer zu zerstören, den geringen Antheil häuslichen Glücks, der ihr ward, zu vernichten, und vielleicht selbst ihre Ehre vor der Welt unheilbar zu verwunden.

Endlich ward er zu Gabrielen gerufen. Er wagte es nicht die Augen zu ihr zu erheben, bis er ihre sanfte rührende Stimme hörte, mit der sie freundlich ihn begrüßte, nach seinem körperlichen Befinden sich erkundigte. Doch als er sie anblickte, wär' er beinah in ehrfurchtsvoller Anbetung vor ihr hingesunken. So glaubte er noch nie sie gesehen zu haben. Hoch und hehr, bei aller gewohnten Einfachheit, stand sie vor ihm wie eine Königin; ihr Auge strahlte in unge-

anderen Wort, der Wagen war über gestürzt und lag auf der Seite, wie es auf der Straße lag. Ich sah noch, daß Herr Hofrat Dr. Schmidt, der Kutscher Hans Schmidt und Herr Schriftsteller Dr. Hermann Schmidt, die sich im Wagen befanden, sich unter den Trümmern befanden. Ich sah, daß Herr Dr. Hermann Schmidt, der sich in der Mitte befand, sich aufrichtete und, wenn ich mich recht erinnere, sagte: „Ich bin nicht verletzt, aber meine Frau ist verletzt.“ Ich sah, daß Herr Dr. Hermann Schmidt seine Frau, die sich rechts neben ihm befand, aus den Trümmern herauszog.

deren Vorstellungen Ihnen ewig fremd bleiben müssen, nagen an mir, reißen mich hin zu wildem verworrenen Thun; geben Sie mich auf! mir ist nicht zu helfen;" erwiederte schmerzlich Hippolit.

„Wie Sie mich betrüben!" rief Gabriele; „nach dem gestrigen Abend" —

„Erwähnen Sie ihn nicht, aus Mitleid nicht, ich flehe darum," unterbrach Hippolit sie in heftiger Bewegung. „Die Hälfte meines Lebens gäbe ich willig, um ihn zurückzukaufen. Wüßten Sie, welche wunderbare Verknüpfung unendlicher Zufälligkeiten bis zu diesem Wahnsinn mich trieb! Doch warum mit der trüben Erzählung Sie behelligen? Vergeben Sie dem Unglücklichen; wenn es möglich ist, so vergessen Sie. Fürchten Sie nichts Aehnliches von mir, so lange ich meiner Besinnung mächtig bleibe. Ich werde harren, ich brauche dem Untergange nicht zu rufen, ich weiß, er wird mich früh genug ereilen."

„An diesem Morgen des neugeschenkten Lebens hoffte ich Sie anders gestimmt zu finden. Doch gebe ich darum die Hoffnung noch nicht auf, Sie besänftigend zum Bessern zu leiten," erwiederte

Gabriele. „Geduld ist die Pflicht der Frauen und der Freunde, ich will gern sie üben, aber üben Sie sie auch, lieber Hippolit. Hören Sie mich an, und ohne Widerstreben, ohne eigenwillig Ihr Gemüth gegen meine Stimme zu verhärten."

Hippolit unterbrach hier zwar Gabrielen mit lauten leidenschaftlichen Ausrufungen, doch sie achtete dessen nicht. Ein halb bittender, halb befehlender Blick machte ihn wieder verstummen, und sie fuhr fort zu reden.

„In meiner Sorge um Sie, in meinem Gebet um Erleuchtung, wie Ihnen zu helfen wäre, kam mir plötzlich der Gedanke, Ihnen mit meiner Erfahrung zu nützen. Die Klippen, die ein Freund vor uns bezeichnete, sind leicht vermieden, und der Sieg, den Andere vor unsern Augen errungen, scheint uns nicht mehr unmöglich. Darum will ich allen Bedenklichkeiten entsagen, ich will Ihnen vertrauen was ich noch keinem sterblichen Wesen, so in Worte gefaßt, bekannte. Ich gebe Ihnen das theuerste Geheimniß meines Lebens in der Geschichte meines eignen Herzens. Sie sehen, ich achte Sie noch, Sie sind mir

noch immer werth, was ich kann, gebe ich Ihnen, Hippolit! und mehr dürfen und werden Sie nicht wünschen," setzte sie, ihm freundlich die Hand bietend, hinzu.

Mit hohem Erröthen begann sie nun von jener Zeit zu sprechen, da sie, früh verwaist, in eine ihr ganz fremde Welt versetzt, mit beklommenem Herzen, vereinzelt dastand. Doch Blick und Ton wurden immer lebendiger, als sie deren erwähnte, welche ihr so freundlich entgegen traten, Ernesto's, der Frau von Willnangen und ihrer Auguste. Hippolit, ihr gegenübersitzend, blickte mit stummen Entzücken in ihr seelenvolles Gesicht, in ihre klaren Augen, die, während sie sprach, oft mit dem Ausdrucke herzlichen Wohlwollens auf ihm ruhten.

„Ohne Ansprüche, geliebt zu werden, betrat ich die Welt," sprach Gabriele, „doch bereit, mit inniger Liebe zu umfassen, was Liebenswerthes und Edles mir nahen werde. Denn ächte edle Liebe ist die Blüthe des Lebens; sie bedarf keiner Gegenliebe, um zu beglücken, sie ist sich selbst ihr eigner hoher Lohn. So hatte meine Mutter mich gelehrt."

Dann erwähnte Gabriele mit glänzenden Augen Ottokar's erstes Erscheinen. Ohne ihn zu nennen, oder sonst auf kenntliche Weise zu bezeichnen, beschrieb sie ihn, wie er ihr damals erschienen war und noch immer in ihrer Erinnerung lebte. Mit hinreißender Einfachheit und jungfräulichem Erröthen bekannte sie, wie sie zuerst in Demuth neben ihm gestanden hatte, und all ihr Wünschen einzig darauf hinausgegangen war, nur einmal so wie die Andern mit ihm sprechen zu können; wie sie zuletzt in ihrem Gemüth doch zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß sie allein zu ihm gehöre, daß nur sie ihn ganz verstehe, obgleich er nie im Gespräch sich an sie gewendet habe, und wie dies völlig von ihm Uebersehenwerden in verborgenen, schweigenden Nächten oft schmerzlich von ihr beweint worden sey. Dann kam sie zur Beschreibung jener einzigen Stunde, die in aller Seligkeit des Himmels und allem herzzerreißenden Schmerz des Erdenlebens beide auf ewig vereinte, indem sie für das ganze Erdenleben sie trennte.

„Und so ist es noch jetzt;“ setzte Gabriele nach einem kurzen deutungsvollen Schweigen hin-

zu. „Sieben Jahre sind seit jener Stunde vorübergezogen. Wir sind für dieses Leben so ganz von einander geschieden, daß in all dieser langen Zeit kein Gruß, kein Blättchen, von uns mit unserm Namen bezeichnet, über die Kluft hinschwebte, die das Geschick und unser eignes Gefühl des Rechten zwischen uns zog. Wir sind mit unserm Loose zufrieden. Der irdische Schmerz ist niedergekämpft und nur die reine Freude, einander gefunden zu haben, ist uns geblieben. Bei jeder Erdennoth, jedem Zweifel, der im Gewühle des Lebens sich an mich drängt, hebt und hält mich das Bewußtseyn, daß er lebt, daß er kein Gebilde meiner Phantasie ist. Und auch ich — ich bin dessen überzeugt, — auch ich erscheine ihm zum Trost, wenn er es bedarf. Weiter haben wir für dieses Leben keine Wünsche mehr, sogar der, einander hier noch ein Mal wieder zu sehen, verstummte allmählich. Doch will ich meinem jungen Freunde nicht bergen, daß die Ruhe, welche jetzt mich beseligt, nur im schweren Kampfe errungen ward. Hippolit! auch Sie sind zu diesem Kampfe berufen und werden siegen."

„Nimmermehr!" rief Hippolit in leidenschaft-

lichem Schmerz. „Wie könnte ich je dahin gelangen, wo Gabriele in der Glorie einer Heiligen strahlt! Seliger Engel! warum bliebst du nicht in deinen Himmeln? Warum mußtest du in dieser entzückenden Gestalt herabschweben, uns zu verderben?“

„Hippolit! ich wiederhole es, Sie betrüben mich mit diesem wilden leidenschaftlichen Wesen; Sie ängstigen mich, und es ist wohl besser, ich ende dieses Gespräch, um schriftlich einen vielleicht günstigeren Moment zu treffen,“ sprach Gabriele sehr ernst, als wollte sie aufstehen und das Zimmer verlassen, doch Hippolit's Verzeihung erflehender Blick und sein sichtbares Bestreben, sich zu mäßigen, bewogen sie, noch zu bleiben:

„Verzeihen Sie mir die Behauptung,“ sprach endlich Hippolit, „Gabriele, schönes engelreines Wesen! was Sie Liebe nennen, ist es nicht. So lieben nicht sterbliche Menschen; wie Sie jenen namenlosen Glücklichen lieben, so lieben selige Geister.“ —

„So lieben Frauen,“ unterbrach ihn Gabriele, und ihre Augen leuchteten in verdoppeltem Glanze.

„Wie gern stimmte ich in kindlicher Demuth

diesem Ausspruche bei," rief Hippolit und wagte erröthend kaum, die Augen aufzuschlagen, „aber ich darf gegen Sie nicht falsch seyn," fuhr er fort. „Ich muß es bekennen, ein feindliches Geschick hat mich schon frühe mit der Kehrseite des Lebens bekannt gemacht. Aus Erfahrung, deren ich jetzt nur in tiefer Beschämung gedenke, weiß ich, wie einsam Gabriele auf der Höhe steht, die über ihr Geschlecht sie erhebt, wie ohne alle Ahnung dessen" —

Ein zürnender Ausruf Gabrielen's unterbrach ihn. „Fürchten Sie nichts!" fuhr er bittend fort; „kein kühn ausgesprochenes Wort soll Sie beleidigen; möge der Himmel mich noch elender machen als ich es bin, wenn je die hohe Ehrfurcht mich verläßt, die in Ihrer Nähe mich immer ergreift. Doch wenn Sie je — wenn jemals — ach! wie fange ich es an, um Ihnen gegenüber das, was ich denke, was ich fühle, in Worte zu fassen? Wie soll ich Sie erbitten, es nicht Lästerung zu nennen, wenn ich bekenne, daß ich jetzt, von Ihrem holden Vertrauen beruhigt, ihn nicht mehr beneide, dessen nie zuvor geahnetes Daseyn schon gestern die Bosheit Ihrer Feindin und die unbe-

dachte Vertraulichkeit Ihres Freundes mir verriethen. In nie gefühlten Qualen der Eifersucht jagte es mich in Wahnsinn und Tod!“

„Sie sollen ihn auch nicht beneiden, Sie sollen neidlos ihm nacheifern, Sie sind es werth, neben ihm zu stehen,“ sprach Gabriele mit begütigendem Tone, doch Hippolit fuhr fort, wie nachdenkend vor sich hin, weiter zu sprechen.

„Dies ruhige Gefühl wäre Liebe? Nein, ich wiederhole es, Gabriele hat nie die Liebe gekannt. O — kennten Sie dieses verzehrende Feuer, dies Wünschen ohne Namen und Ziel, diese Unmöglichkeit, anders wo zu athmen, als in der Nähe des Geliebten! — O Gabriele, was soll aus mir werden? Was soll mich schützen vor Wahnsinn und Verzweiflung?“ rief er, von seinem Schmerz aufs neue überwältigt; „was kann mich retten?“

„Was auch mich und meinen Freund vor Untergang und Unwürdigkeit schützte,“ erwiederte Gabriele fest und mild. Sie faßte die Hand, mit welcher er in wildem Unmuthe sein Gesicht verhüllte. „Blicken Sie mich an,“ sprach sie; „glauben Sie, daß diese Augen nie weinten?

Daß nicht auch meine Bruſt in ſchlafloſen Nächten nach Troſt, nach Hoffnung, nach Beruhigung ſchmerzlich rang? daß nicht auch er? — o Hippolit, ich fordere ja nichts Unmögliches, nur was ich und er auch thaten und trugen.“

„Entfernung iſt Tod!“ rief Hippolit, alle Mäßigung vergeſſend, im wilden Schmerze.

„Und Sie glauben mich zu lieben? Kennt Liebe denn Trennung? Iſt ſie nicht ewige Nähe? Giebt es für ſie Raum oder Zeit?“ erwiederte ihm Gabriele.

Lange kämpfte ſie mit ihm, erſchöpfte Gründe und Bitten, um ihn zu einem Schritt zu bewegen, den ſie im Fall ſeines unüberwindlichen Widerſtandes entſchloſſen war, ſelbſt zu thun. Mit der Ueberzeugung von Hippolit's wirklich leidenſchaftlicher Liebe war ihr auch die Nothwendigkeit klar geworden, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen. Sie fühlte unendliches Mitleid mit ihm in ihrem Herzen, es betrübte ſie unſäglich, ihn wieder ganz allein ſeiner leidenſchaftlichen Natur überlaſſen zu müſſen, ihn rath- und hülflos in die ihm ſo gefährliche Welt hinauszuſtoßen. Auch dachte ſie nicht ohne ein ſehr

schmerzliches Gefühl für sich selbst an die Trennung von ihm; sie war seiner Gegenwart so gewohnt worden, daß sie kaum wußte, wie sie es anfangen solle, um sich von ihm loszureißen. Der schönste Schmuck ihres jetzigen Lebens ging ihr mit ihm verloren, das konnte sie sich nicht verhehlen, und gestand es auch ihm offen und wahr.

Ihr Mitgefühl milderte die Wildheit seines Schmerzes und machte ihn fähig, Bitten und Gründen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Mit der größten Zartheit lenkte Gabriele auch seine Blicke auf ihre eigne häusliche Lage, die er nur zu genau kannte, auf die Gefahr, in welche er in unbedachten Augenblicken sie stürzen könnte, dieses Schattenbild von häuslicher Ruhe zu verlieren, das sie bisher mühsam erkämpft, mit unzähligen Opfern sich erhalten hatte. Selbst auf das Urtheil der Welt, das man ehren muß, ohne es achten zu können, machte sie in leisen Andeutungen ihn aufmerksam. Hippolit war es gewohnt, sie beinahe ohne Worte zu verstehen. Er konnte sich die Wahrheit dessen nicht verhehlen, was sie ihn mehr errathen ließ, als daß sie es ausgesprochen hätte, und der Gedanke, ihrer

Ruhe dies große Opfer zu bringen, ermuthigte ihn. Ihre bittenden Blicke besiegten ihn mehr als ihre Gründe; der gebietenden Herrin hätte er vielleicht noch lange Widerstand geleistet, der mit ihm fühlenden Freundin mußte er nachgeben. Und so gelangte er denn endlich zu dem Entschlusse, zuerst in Ungarn Freunde und Verwandte zu besuchen, seine Güter zu bereisen und dann nach Italien zu gehen. In Jahresfrist sollte er selbst entscheiden, ob er dann siegreich genug aus dem schweren Kampfe mit seinem Herzen hervorgegangen sey, um zu verdienen, wieder in Gabrielen's Nähe zu leben.

„Was ich mir und meinem fernen Freunde versagen mußte, darf ich Ihnen erlauben," sprach sie zu ihm. „Ich bitte Sie sogar, mir wöchentlich zu schreiben. Ich will an allem theilnehmen, was Ihnen begegnet, und auch Sie sollen von mir zuweilen Kunde erhalten, obgleich ich nicht versprechen kann, jeden Ihrer Briefe regelmäßig zu beantworten. Der Reisende hat immer leichter schreiben als der, welcher zu Hause bleibt, doch will ich gern freundlich und rathend Ihnen auch aus der Ferne die Hand reichen. Uebrigens

vertraue ich Ihrem eignen Gefühle, ich bin gewiß, Sie werden nur ſchreiben was ich leſen darf; Sie werden nie mich zwingen, einen Ihrer Briefe ganz unbeantwortet zu laſſen, oder wohl gar alle zuletzt uneröffnet zurückſenden zu müſſen. Hippolit wird ſo das Gemüth der Frau nicht verwunden, die ihn ſo gern und freudig ihren Edelknaben nannte," ſetzte Gabriele, lächelnd unter Thränen, hinzu, indem ſie ihm freundlich die Hand reichte, um ſo den vielleicht zu ſtreng erſcheinenden Ernſt zu mildern, mit welchem ſie dieſen Ausſpruch that.

Hippolit's endlicher Abſchied von der hochgeliebten Frau duldet keine Beſchreibung. Schon in der nächſten Stunde ſaß er auf ſeinem prächtigen, ſtolzen Araber, denn er wollte, nach ſeinen eignen und Gabrielen's Wünſchen, die noch am nämlichen Abend von der Rothenburg zurückkehrende Geſellſchaft vermeiden. Als er über den Schloßhof ſprengte, ſah er noch einmal zu Gabrielen's Fenſter auf; ſie ſtand da und winkte ihm das letzte Lebewohl zu. Sein Herz zuckte, als wolle es brechen, da er ſie erblickte. Er vermochte es nicht, ihren Gruß zu erwiedern, ſon-

dern spornte sein edles Roß so, daß es hoch auf sich bäumte und dann, wie vom Sturmwind getrieben, mit ihm zum Schloßthor hinaus den steilen Felsweg hinunterflog. Die ihm am Thore nachsehenden Bedienten schrieen alle vor Schrecken darüber laut auf; Gabriele lauschte bebend am Fenster, bis die Ruhe, mit welcher sie Alle sich dem Schlosse zuwenden sah, sie überzeugte, daß jede Gefahr vorüber sey und kein Unfall ihren jungen Freund betroffen habe.

Dann wandte sie sich langsam vom Fenster ab, in stille Trauer und in wehmüthiges Andenken versunken.

Sowohl Gabriele als Hippolit waren gleich bei der Ankunft auf der Rothenburg von der Gesellschaft vermißt worden, und obgleich Herr von Aarheim seine Gemahlin, durch die ihr plötzlich zugestoßene Unpäßlichkeit sehr umständlich zu entschuldigen suchte, so fehlte es dennoch nicht an mannichfaltigen Muthmaßungen über den sonderbaren Zufall, der zugleich auch Hippolit's Abwesenheit veranlaßt habe. Eugenia, mehr viel-

leicht aus Gewohnheit als aus böser Absicht, trug rechtlich dazu bei, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft so lange als möglich mit diesem Problem zu beschäftigen; Moritz selbst ward zuletzt dadurch angeregt, doch da Niemand in seinem Beisein ganz verständlich sich auszudrücken wagte, so begriff er nicht recht, was man eigentlich meinen mochte, und die ganze Geschichte machte keinen großen Eindruck auf ihn. Anders wurde es als er, wenig Stunden nach Hippolit's Abreise, wieder zu Hause angelangt war. Hier vernahm er, daß sein junger Freund, durch dringende Ursachen bestimmt, plötzlich nach Ungarn gereist sey, ohne sich vorher bei ihm zu beurlauben. Das halbverstandene Geflüster und Gezische auf der Rothenburg kam ihm wieder in den Sinn, und brachte ihn jetzt auf den albernen Gedanken, seine Gemahlin könne aus wunderlicher Eifersucht den Augenblick benutzt haben, um den einzigen Menschen, dessen Gesellschaft ihn ergötzte, von ihm zu entfernen. So lächerlich diese Vermuthung auch war, so ermangelte er doch nicht, Gabrielen deshalb anzuklagen, und ihr dadurch manche böse Stunde zu machen.

Der Verluſt Hippolit's und die Verpflichtung, die Fräulein Schöneck wieder in die Arme ihrer Mutter zu geleiten, mußten ihm jetzt zum Vorwande dienen, die Rückreiſe nach der Reſidenz zu beſchleunigen.

Ida und Bella gingen mit eben der fröhlichen Erwartung dem Geräuſch der Stadt entgegen, mit der ſie auf die romantiſche Einſamkeit der alten Burg ſich gefreuet hatten. Mit naſſem Auge und manchem unterdrückten Seufzer trennte ſich Gabriele von dem geliebten Aufenthalte; Moritz hingegen vermaß ſich hoch und theuer in ſeinem Herzen, die Schwelle des alten verwünſchten Schloſſes nie wieder zu betreten; er fand jedoch für gut, dieſen Vorſatz nicht laut werden zu laſſen.

Mit einem ſehr unbehaglichen Gefühle, zu welchem die jetzige Geſtaltung ihres häuslichen Verhältniſſes nicht wenig beitragen mochte, betrat Gabriele in der Reſidenz abermals die gewohnte Bahn im geſelligen Leben der großen Welt. Nie war ihr dieſe freudenarmer und unintereſſanter erſchienen, und dennoch durfte ſie ihr, um ihres Gemahls willen, nicht entſagen.

Letzterer ward mit jedem Tage mürrischer und unleidlicher. Gegen die Freude an Gabrielen's glänzender Erscheinung in der Welt hatte die Zeit ihn abgestumpft; er bildete sich nicht mehr ein, die Bewunderung, welche sie überall erregte, mit ihr zu theilen, und sein ewiges Ausposaunen ihrer Vortrefflichkeit quälte sie nicht, wie wohl ehemals. Dafür machte ihn aber die fürchterlichste Langeweile zum unerträglichsten Gesellschafter, bis er durch irgend eine schnell aufgefaßte Lieblingsidee wieder angeregt und in Thätigkeit gesetzt ward. Doch als er diese endlich am Spieltisch gefunden hatte, gewährte sie ihm nur neue Anreizung zum ärgerlichsten Mißmuthe. Sein Verlust an demselben konnte bei seinem großen Vermögen zwar nicht in Anschlag gebracht werden, aber leider bildete er sich ein, das Geheimniß erfunden zu haben, den Gang des Spiels im Voraus aus mancherlei Nebenumständen berechnen zu können, und das öftere Mißlingen seiner mühsamen Kalkulationen versetzte ihn beinahe an jedem Abende in den allerwidrigsten Humor.

Der Briefwechsel mit ihren entfernten Freun-

den gewährte Gabrielen wenig Erheiterung ihres jetzigen trüben Lebens. Erneſto ließ aus Italien ſelten von ſich hören, und Frau von Willnangen mit ihrer Auguſte waren ſelbſt des Troſtes bedürftig. Denn der General fand für gut, Adelberten noch immer entfernt zu halten, und beide Frauen führten auf dem Lande, in Sehnſucht und banger Erwartung, ein ſehr einförmiges Leben. Gabriele hatte ihrer Freundin die Ereigniſſe nicht mitgetheilt, welche Hippolit's Entfernung aus ihrer Nähe herbeiführten, denn ſie achtete ſich nicht berechtigt, das Geheimniß ihres Freundes ohne Noth zu verrathen. Indeſſen hatte ſich doch eine Art Zwang in den Briefwechſel der Freundinnen durch dieſes Verſchweigen eingeſchlichen, den beide fühlten, ohne ſich ihn zu geſtehen. Stille Trauer über den Jüngling, den ſie gezwungen hinaus in die Verbannung geſtoßen, waltete noch immer in Gabrielen's Gemüth; überall vermißte ſie ihn, und ſeine Briefe, eigentlich das Tagebuch ſeines Lebens, waren faſt die einzige Unterbrechung ihres, bis zum Ueberdruß einförmigen, Umhertreibens mitten im Geräuſche.

„Ich muß fort," schrieb Hippolit Gabrielen, wenige Wochen nach seiner Ankunft im Vaterlande, „ich muß fort, ich halte es so nicht länger aus. Ruhe zu hoffen wäre lächerlich; so will ich denn Betäubung suchen. Betäubung anderer Art als mir die glänzenden Feste, die großen Jagdparthien geben, welche meine Verwandten mir zu Ehren hier anstellen. Wenn sich Abends, von unzähligen Fackeln beleuchtet, unsere oft aus zwanzig und mehr Wagen bestehenden Karavanen von dem Schlosse eines Verwandten, wo wir einige Tage oder Wochen lang hausten, zu dem Gute eines Andern begeben, wo wir uns wieder im nämlichen Kreise von Lustbarkeiten umherzutreiben gedenken, dann kommt mir unser Zug, dem die Landleute bewundernd nachstaunen, oft wie ein prächtiges Leichenbegängniß vor. Ich hörte einmal ein altes einfaches Lied singen, sein Anfang war:

„Mein Herz, das ist begraben,
Tief und gar weit von hier"

Mein Gedächtniß hat von dem Liede nichts aufbewahrt als diese wenigen Worte, aber ich kann sie nicht wieder los werden. Oft möchte ich meine Verwunderung laut darüber ausdrücken,

daß man so viel Umstände mit mir macht, um mich zu ergötzen, aber die guten Leute wissen nicht, daß es eben sowohl Scheinlebende als Scheintodte gibt. Sie ahnen nicht, daß ich mit kalter, hohler Brust unter ihnen herumwandle, weil ich ohngefähr eben so aussehe wie alle andere Menschen, aber — „Mein Herz, das ist begraben, tief und gar weit von hier!

„Eine freudige Regung, einen Strahl jugendlichen Lebens, hat mir denn doch das Wiedersehen, oder ich sollte lieber sagen, das Wiederfinden, eines ehemaligen Jugendgefährten hier gewährt. Auf einer jener glänzenden Familienreisen führte unser Weg dicht neben dem Schlosse meines Oheims vorbei, dem ich als ein Unmündiger vom sterbenden Vater anvertraut ward, und der mich zum Lohne dieses Vertrauens für einen der Familie aufgedrungenen Bastard erklären lassen wollte, um mein reiches Erbtheil seinem eignen Sohne zuzuwenden. Seit einem halben Jahre ist der Oheim todt, aber ich mochte selbst den Ort nicht wiedersehen, wo er mit heuchlerischer Freundlichkeit mich umfing, und mich Sohn nannte, wäh-

rend er im Herzen den Plan, mich zu verderben, umhertrug.

„Sein Sohn, mein ehemaliger Spielgefährte, bewohnt jetzt das Gut, ich schlug indessen das Frühstück aus, das uns bei ihm erwartete, und bestand darauf, weiter zu fahren. Ich mochte die Brut des heuchlerischen Alten nicht sehen, die durch meinen Raub hatte bereichert werden sollen, und äußerte dieses ganz unverholen. Heute früh stand Vetter Max vor mir in meinem eignen Zimmer, ehe ich mich dessen versah, und bot mir die Hand zur Versöhnung. Ein einziger Blick in sein ehrliches, treuherziges Gesicht entwaffnete mich, und nun höre und sehe ich zu meiner unsäglichen Beschämung, was Max alles für mich gethan hat. Selbst mit Vernachlässigung seiner eigenen Geschäfte, hat er Tag und Nacht nur dahin getrachtet, die Ordnung auf meinen Gütern wieder herzustellen; und daß ich, unerachtet der sinnlosen Verschwendung meiner frühern Jugend, dennoch jetzt weit reicher bin als ich es je zu seyn glaubte, verdanke ich einzig ihm.

„Schweigt davon nur ganz stille," antwortete mir der gute Max, als ich meinem Danke

Worte geben wollte, „ich that wohl etwas um Euch, mehr aber noch um des Vaters willen. Ich meine, wenn ich jetzt gut zu machen versuche, was er schlecht machen wollte, so soll das seiner armen Seele vielleicht besser frommen als etliche Dutzend Seelenmessen, die wir indessen auch nicht versäumen. Euch aber, Vetter! wenn ich Euch wirklich einen Gefallen that, bitte ich übrigens, da ihr doch meines Vaters nicht im Guten gedenken könnt, so thut mir die Liebe, und denkt gar nicht an ihn. Er war doch mein Vater und hatte mich lieb, zu lieb; und das mag leicht sein größter Fehler gewesen seyn.

„Morgen soll ich ganz allein mit Max herüber reiten, seine Frau und sein Kind zu sehen, er ist einige Jahre älter als ich und schon Hausvater.“

Am Abend des folgenden Tages.

„Maxens Kind heißt Gabriele. Gabriele, rief ich, Gabriele! und riß das kleine zweijährige Mädchen vom Arme der Mutter, so wie sie es mir genannt hatte. Ich konnte es nicht lassen, ich bedeckte es mit tausend glühenden Küssen, es streckte die Aermchen nach mir aus, es lächelte

mich an, es wollte mich liebkosen und ich — Nein, ich darf in diesem Momente nicht weiter schreiben — Gabriele! Gabriele! welch ein Zauber liegt in diesem Namen! Er ruft den Himmel und die Hölle in meinem Busen wach.“

Einige Wochen später geschrieben.

„Max ruhte nicht, ich mußte ihm hieher folgen, zum uralten hochgethürmten Sitze meiner Ahnen, am Fuße der Karpathen. Er meinte: wo ich eigentlich zu Hause sey und hingehöre, müsse doch endlich jener Trübsinn weichen, der in meiner Nähe sogar ihn, den immer Lebensfrohen, wie ein böser Geist ergreift und ihn oft so seltsam beängstigt, daß er das Vorgefühl einer nahen schweren Krankheit zu empfinden glaubt. Und dennoch will der gute treue Freund nicht von mir lassen; mag er denn immerhin meinen einstweiligen Aufenthalt wählen; ich bin froh, dieser Mühe überhoben zu seyn, ich gebe mich seiner Leitung hin, um so lieber, da ich, mit ihm allein, endlich einmal freier athmen kann.

„Ehegestern langten wir ziemlich spät gegen Abend hier an. Aus Hütten und Bauerhöfen

strömte Jung und Alt uns schon auf dem Wege entgegen, mit Kränzen, mit grünen Zweigen und endlosen gutgemeinten lateinischen Reden. Hörner und Trompeten lärmten dazwischen, und der Wiederhall aus den nahen Bergen sandte uns das lustige Losknallen der Feuergewehre, zum fernen Donner umgewandelt, zurück.

„Max suchte mit seelenvergnügter Erwartung Freude über seine wohlgetroffenen Anstalten in meinen Augen zu lesen, während die trostloseste Erinnerung an unsern Einzug in Schloß Aarheim mir das Herz zerriß.

„An unsern Einzug! Gabriele, an unsern! Wie war es möglich, daß dieser Ausdruck jetzt mir entschlüpfen konnte? Unser! Die Seligkeit des Himmels umfaßte sonst für mich dieses kleine Wort, ich suchte tausendfältige Gelegenheit, es auszusprechen. Jetzt ists damit vorbei! ich darf ja mit Gabrielen nichts mehr gemein haben als das Tageslicht. Doch still davon.

„Ich stand denn ehegestern eine ziemliche Weile unter den hohen Bäumen vor dem Schlosse und war himmelweit von allen jenen Regungen entfernt, die Max in mir zu wecken gehofft hatte.

Noch nie hatte ich so verwaist mich gefühlt als eben hier, in dem von meinen Vätern mir vererbten Eigenthume; noch nie war es mir so schwer auf's Herz gefallen, wie ich doch nirgend und zu Niemanden mehr hingehöre, seit der Stern meines Lebens mir nicht mehr leuchtet.

„Alle diese Menschen blicken hoffend zu mir auf, Alle dünken sich zu mir zu gehören, sie sind bereit, ihr Wünschen und Klagen und Bitten mir zu vertrauen, und ich will gern geben was ich kann; doch das, was sie eigentlich und mit Recht von mir fordern, vermag ich doch nicht, ihnen zu gewähren. Ich stehe, in Sitte, Kleidung und Sprache ein Fremder, in meinem Vaterlande mitten unter meinem Volke.

„Warum ließ mein Vater den mutterlosen Knaben nicht hier aufwachsen, in diesen alten Mauern, unter diesen Menschen, die so große Ansprüche an ihn haben? Ich wäre dann einfachen Sinnes und doch treu und brav, wie mein Vetter Max; ich nähme, wie er, das Leben arglos hin, ohne große Ansprüche, wie es gerade käme. Es stände dann gewiß viel besser um meine Ruhe, und doch ergreift mich ein Schauder, wenn ich

es mir recht ausmale, wie es mit mir seyn könnte, wenn Gabriele mir nicht erschienen wäre, wenn Kunst, Wissen und jeder verfeinerte Schmuck des Lebens für mich gar nicht existirten, wenn ich, versunken in farblose Apathie, so hinlebte von einem Tage zum andern, und die Jahre über mir hinrollten, ohne daß ich es anders als an meinen ergrauenden Haaren gewahr würde. Nein! nein! ich will fühlen, daß ich bin, sey es auch nur durch den Schmerz! Doch zurück zu meiner Erzählung unsrer Ankunft. Sie wollen ja, ich soll erzählen.

„Immer peinlicher ward das beängstende Gefühl, das unter meinen jubelnden Unterthanen mich ergriffen hatte. Immer unmöglicher ward es mir, ihrer Freude, die mit jedem Augenblicke lauter sich aussprach, wenigstens auf halbem Wege zu begegnen. Ich weiß was ich gesollt hätte; ich fühlte recht gut, welche Erwiederung die rührende Anhänglichkeit dieser Menschen, wenn auch nur an meinen, durch die Zeit ihnen heilig gewordenen Namen, von mir fordern durfte, und doch fürchte ich, theure Gabriele, ich fürchte, ich habe mich nicht benommen, wie ich sollte. Ich

konnte es nicht; weder mich zu freuen, noch Freude zu heucheln vermag ich, und so kam es denn wohl nicht ohne mein Zuthun, daß das muntere Getöse um mich her allmählich verstummte. Alles begann nach und nach sich mit scheuem Blick, mit unsicherm Verneigen aus meiner Nähe zurück zu ziehen und endlich sich zu zerstreuen, ehe noch völlige Dämmerung eintrat.

„Max hat recht ernstlich mein Benehmen getadelt; ich stand beschämt vor ihm und wußte zuletzt nur körperliches Uebelbefinden zu meiner Entschuldigung anzuführen. Er meint es so gut, und obgleich er mich oft eigensinnig schilt, ist doch sein Herz voll Mitleid mit mir; aber wie könnte er je Wunden schonend behandeln, deren Möglichkeit er nie begreifen wird. Ich bat ihn also nur, bei einem Feste, das ich allen meinen Unterthanen zu geben Willens bin, mich als Wirth zu vertreten. Dies stellte die treue Seele völlig zufrieden, nur mußte ich ihm noch versprechen, dabei zu erscheinen, sey es auch nur auf wenige Minuten.

„Morgen also. Von Morgen an wird laute Freude drei Tage lang unten durch die weiten

Hallen meiner Burg toſend dröhnen. Für mich hoffe ich indeſſen ein ſtilles Plätzchen zu finden, wohin kein Ton von dorther dringen kann, wo ich allein ſeyn mag mit meinen lieben Gedanken an ehemals, an Gabrielen.“

„Sie tanzen, ſie ſingen, ſie lachen; wie das ferne Brauſen des Meeres, tönt es ſelbſt zu dem kleinen runden Eckthurm herüber, in welchen ich mich vor alle dem Lärmen geflüchtet habe. Iſt das Freude? Die ungebändigſte Luſtigkeit eines Bauerngelages, ſo wie die ausgeſuchteſten Feſte der vornehmen Welt, was ſind ſie im Grunde anders als Schlachtmuſik, die der arme Menſch ſich macht, um nur nicht zu ſehen und zu hören, wie der vernichtende Arm der Zeit die Sichel führt?“

„Schon beim erſten Eintritt in dieſes Schloß kam alles ſo bekannt mir vor. Das altmodiſch geſtickte goldene Laubwerk auf den ſchweren roth-ſammtnen Gardinen meines Bettes, die vergol-

deten Löwenköpfe,
gen, die hohen g
unbeweglichen T
vor langer Zeit
hatte ich dieſes
hört; mein Vat
denken konnte,
Von Unruhe getr
Reihe unbewohn
alterthümlichen
ſchon vor hunde
ſer Saal am Ei
feſt. Von ſeine
meiner Vorfahren
ſchnitzten Rahmen
Sohn ihres Stan
und ich betrachtet
ſtand ich beim B
trauriges Alter un
diger bei ihm ver
die Seele. Ich
nen, ſo, daß ich
ſtellans wirklich z
bemerkt, hereinget

„Er ist ein alter, fast kindischer Greis, der hier, wo er sein ganzes Leben hinbrachte, in spielender Geschäftigkeit den Tod erwartet. Mit der Redseligkeit des Alters begann er, mir die Geschichte aller Feste und großen Jagden, welche er zu meines Großvaters Zeiten hier erlebt hatte, herzuerzählen, bis ich, um ihn zu unterbrechen, nach einem Bilde fragte, von dessen Existenz der leere Raum neben dem meines Vaters zeugte, und das augenscheinlich aus der Reihe weggenommen war. Der Alte wiegte bedächtig das schneeweiße Haupt, „ich hab's gerettet," flüsterte er mir endlich zu und öffnete dann eine verborgene Tapetenthüre in einer Ecke des Saals. Beklemmend schlug mir die schwüle eingeschlossene Luft des wohl seit vielen Jahren nicht geöffneten dunkeln Zimmers entgegen, doch trat ich hinein, eigentlich ohne Neugier und ohne zu wissen warum. Der Alte öffnete die Fensterladen und ich sah mich in dem Kabinette einer Dame aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auf dem mit Spitzen auf verblichener rosenfarbener Seide umkleideten Nachttische schimmerten noch die silbernen mit getriebener Arbeit gezierten Putzkästchen; ein dicht zugezogener Schleier

von altmodischen Spitzen verhüllte den kleinen ebenfalls in silberne Schnörkel eingefaßten Spiegel und seitwärts stand eine reich mit Perlmutter und Elfenbein geschmückte Wiege, auf deren seidener Decke wohl längst zerfallene Hände mit mühsamer Kunst eine Grafenkrone gestickt hatten.

„In ganz eigner Bewegung betrachtete ich die kleine Schlafstätte und die prunkenden Anstalten, welche Mutterliebe und Eitelkeit zum Empfange des hülflosen kleinen Erdenbürgers hier getroffen hatten, den das Schicksal späterhin wohl schwerlich wieder so weich gebettet haben wird, ehe er zu jener Ruhestätte gelangte, die der spanische Dichter die zweite umgekehrte Wiege nennt, und die uns noch tiefern ruhigern Schlaf verheißt. Der Alte machte mich jetzt auf das über der Wiege hängende Bild einer jugendlich schönen Frau aufmerksam. Sie lächelte mit so bekannten Zügen mich an, daß ich den Blick nicht wieder zu wenden vermochte. Plötzlich fiel es wie ein Schleier mir von den Augen, ich stand vor dem Bilde meiner Mutter, ich erkannte dies Kabinett, in welchem ich, ein glückliches Kind, bis in mein fünftes Jahr neben ihrem dicht daranstoßenden

Zimmer gewohnt habe. Ich bin in diesem Schlosse geboren, theure Gabriele, ich wußte es nur nicht, aber der Greis sagte es mir jetzt. Es war meine Wiege, an der ich stand, in der auch mein Vater, vielleicht mein Großvater einst ruhten; denn seit einem Jahrhundert wenigstens ist hier nichts verändert worden. Die Morgensonne meines Lebens ging mir plötzlich wieder auf und leuchtete um mich her, so klar, daß ich alles, was mich umgab, in ihrem rosigen Abglanz wieder erkannte. Ich blickte auf zum Bilde meiner Mutter, in ihren Augen schienen mir jetzt Thränen zu glänzen, wie in jener Nacht, da ich, halb erweckt von ihren heißen Küssen, sie weinen sah und mit ihr weinend, wieder einschlief. Am Morgen nach dieser Nacht, erwachte ich das erste Mal zum Schmerz der Trennung, der bängsten Sehnsucht nach einem geliebten entschwundenen Wesen.

„Die Fenster des Kabinetts gehen in einen kleinen Nebenhof; ich erkannte jetzt auch in ihm die Stelle, wo vor beinahe zwanzig Jahren der Wagen hielt, in welchen ich von ganz fremden Leuten getragen ward und dann still weinend und, bänglich neben dem ernsten schweigenden Vater

ſitzend, von allen Freuden meiner Kindheit Abſchied nahm. Ich habe ſeit jener Nacht meine Mutter nicht wieder geſehen, nie hat man wieder mit mir von ihr geſprochen, und die unglückliche Urſache unſrer Trennung iſt mir nie recht deutlich geworden. Ich weinte lange der Mutter nach, endlich vergaß ich ſie doch nach Kinderart. Die Liebe blieb aber dennoch in meinem Herzen, und hielt ihr Bild darin feſt; darum erkannte ich es in dem Gemälde gleich wieder, ſo wie dieſes mir vor die Augen trat. Es iſt das Einzige was von ihr übrig iſt. Dank ſey es dem alten treuen Kaſtellan, der es heimlich gerettet. Alle andere ſie darſtellenden Gemälde, die ſich im Schloſſe befanden, wurden nach der Entdeckung ihrer Flucht von uns auf Befehl meines erzürnten Vaters verbrannt. Der Unglückliche! Das Eine Bild in ſeinem Herzen vermochte er doch nicht zu vertilgen, das wie ein unheilbringender Dämon ihn überall hin verfolgte, alle ſeine Tage trübte, ihn in Lebenshaß und Bitterkeit erſtarren ließ. War es Schuld meiner Mutter oder ihr Unſtern, der hier vorwaltete? Fern von mir ſey es, hierüber forſchen zu wollen. Sie hat mich einſt geliebt, ſie

hat um mich geweint, dies genügt meinem Herzen. Ich beziehe noch heut mein ehemaliges Kabinett, vielleicht senkt in der Wohnung meiner harmlosen Kindheit sich mir ein Strahl ehemaligen Friedens wieder in das wunde Herz.“

„Es ist vergebens. Auch hier, wo ich zuerst athmete, wohnt für mich keine Ruhe! Gabriele, hörten Sie je das Mährchen von jenem Unglückseligen erzählen, der seit langen Jahrhunderten rastlos umher wandert, ohne den Tod zu finden; von den Menschen geflohen, in deren Mitte auch ihm grimmiges Schauern erkältend bis tief in das innerste Herz dringt und dem müden Fuße keine Ruhestätte gönnt? Ich dachte lange nicht mehr daran, aber hier in diesem Zimmer, wo ich als Kind mit ängstlichem Behagen darauf horchte, und es mir immer wieder und wieder erzählen ließ, hier fällt es mir oft recht grausenhaft ein. Von jeher dünkte mir das Geschick dieses Rastlosen ganz über allen Ausdruck entsetzlich, und nun wandre auch ich so ohne Ruhe und Rast, und wohin ich mich wende, verstöre auch ich jedes

glückliche Geschöpf. Lachen und Freude verstummen im Dorfe, so wie ich mich zeige; meine Bedienten schleichen leise wie Gespenster um mich her, wenn ihr Dienst oder der Zufall sie in meine Nähe bringt; die alten Leute, welche meinen Großvater, der stets hier gewohnt, noch gekannt haben, sehen meiner bleichen trüben Gestalt bedenklich nach, und flüstern einander mitleidige Bemerkungen, oder abentheuerliche Vermuthungen über mich zu, wenn sie bei meinen einsamen Spaziergängen mir begegnen. Glauben Sie mir es, Gabriele, ich möchte gern Ihrem Willen folgen, ich möchte mich wenigstens zwingen, auszusehen, als nähme ich das Leben wie andre Leute thun; doch kann ich dafür, daß alles, was ich ergreifen müßte, um zu seyn, wie jene mir so schaal, so abgeschmackt vorkommt?"

„Jede Noth und jede Freude, jede Tugend und jedes Vergehen der Bewohner meiner Herrschaft, während der ganzen Zeit, daß diese mein ist, möchte Max mir jetzt ans Herz legen, und quält mich dabei unaufhörlich, zu entscheiden, ob

ich mit dieſer oder jener ſeiner Einrichtungen zufrieden ſey. Dazu wimmelt das Schloß von Nachbarn und Verwandten, die Max zwar allein beſucht hat, weil er mit aller freundlichen Gewalt, die er über mich übt, es doch nicht vermochte mich mit ſich zehn Meilen in die Runde umher zu ſchleppen. Doch da er mein Hierſeyn nicht verſchweigen konnte, ſo hat er mein Nichtkommen durch den üblen Zuſtand meiner Geſundheit zu entſchuldigen geſucht, und nun ſtrömt alles in freundlicher Theilnahme herbei, den Kranken zu beſuchen. Fremde, nie geſehene Geſtalten umſchwärmen mich, deren Namen ich zu meiner großen Beſchämung alle Augenblicke verwechſele, und die doch durch Bande der Verwandtſchaft oder des früheren nahen Umgangs mit meinen Eltern, bedeutende Anſprüche an mein Vertrauen und meine Zeit zu haben glauben. Nein, wenn es denn ſo ſeyn muß, wenn ich denn im Geräuſche leben ſoll, ſo will ich es doch lieber in einer großen lebensreichen Stadt, wo ich mitten im Getümmel mit meinem tiefen Herzeleid einſam und unbeachtet daſtehen kann, und Niemand fragt: was fehlt dir? warum blickſt du ſo trübe? Ich

folge den Einladungen meiner Verwandten, ich ziehe mit ihnen in ihren gewohnten Winteraufenthalt. — Und wenn ich nun dort seyn werde, was denn?“

Aus Hippolit's Briefen auf der Reise durch Deutschland nach der Schweiz.

„Die Sonne geht auf, die Tage sind so lang. Gottlob! sage ich Abends, nun wird es Nacht, aber die Nacht frommt mir nicht, denn nur die Glücklichen schlafen. Vor der Morgenröthe wecke ich meinen Bedienten, das ganze Haus kommt in Allarm, Pferde müssen herbeigeschafft werden, ein Courier vorauf, ich habe Eile, fort! fort! nur immer rasch vorwärts. Aber wohin? Die Wege, das Wetter sind entsetzlich, aber nur fort, und wohin? Weiß ich es denn? Gabriele! mußte es denn seyn? mußten Sie mich denn verbannen?

„Ich will nicht klagen, ich unterwerfe mich Ihrem Willen, und wenn ich nur den Gedanken so recht innig, so recht lebendig zu fassen vermag, daß ich durch diese Unterwerfung vielleicht

Ihnen einige trübe Minuten erspare, dann segne ich mein Elend.

„Ja, unsre Altväter hatten Recht, welche die Fremde das Elend nannten, das fühle ich. Ich bin in der Fremde; ausgestoßen aus meiner süßen Heimath, zu der ich nie wiederkehren werde! und wie elend!“

„Nun habe ich es erjagt! Ich habe Ihren Brief noch nicht gelesen, ich kann das Siegel nicht brechen, ich muß Ihnen erst danken; ich habe sie, ich halte sie, die unschätzbaren Züge, die Gabrielen's Hand für mich niederschrieb. Dieses Papier hat sie berührt, ihr Athem wehte drüber hin, ihr Auge ruhte darauf; nein, ich kann noch nicht lesen, das Gefühl dieser Seligkeit duldet es nicht.“

„Ich wußte, daß ich hier das einzige Glück meines jetzigen Lebens zu finden hoffen durfte, so wie ich die wohl bekannten Thürme von *** erblickte, warf ich mich auf das schnellste meiner Pferde, die ich vorausgeschickt hatte. So sprengte ich zum Thore hinein, die Straße hinauf vor das

Posthaus; ich kenne die Stadt noch von vorigen Zeiten her. Am Ziel ergriff es mich mit tödtlicher Angst, als wäre kein Brief an mich da. Eiseskälte in allen Gliedern, vermochte ich es kaum, eine Karte mit meinem Namen aus meinem Taschenbuch zu nehmen und hinzureichen. Da — da — o Gabriele! ich erkannte gleich das rosenfarbene Couvert. Segen über Sie, tausendfältigen, daß Sie es wählten! welche Masse von Seligkeit ruft dieses gefärbte Papier mir zurück! Es war Regenwetter gewesen, mehrere Tage lang, Ida und Bella und ich, wir mußten artig seyn und uns neben Ihnen sitzend mit nützlichem Fleiße beschäftigen. Ich Ungeschickter, ich konnte nichts Brauchbares hervorbringen als diese Briefcouverts, und ward von den Mädchen verhöhnt, von Ihnen in Schutz genommen, und, o Gabriele! Sie haben die armen bunten Papierschnitzelchen nicht verworfen, Sie haben sie mit sich genommen, und nun fliegt eins davon zu mir herüber, von Ihnen gesandt, ein stummer Bote des Friedens und des Entzückens.

„Ihr Brief ist ernst, er ist mehr als das, würde ich sagen, durchwehte ihn nicht bei aller

anſcheinender Strenge die himmliſche Güte und Milde, die Sie niemalen verläßt. Ich hätte bei meinen Verwandten noch verweilen, ich hätte überall im Winter nicht reiſen ſollen! ſo war Ihr Wille. Theure Gabriele! hätte ich ihn gekannt, ich hätte ihn erfüllt und wäre ich auch zu Grunde darüber gegangen. So habe ich in meiner Unwiſſenheit von meinem Gefühl mich hinreißen laſſen und wäre untröſtlich, ohne die Ueberzeugung, daß Sie mir ſelbſt würden geheißen haben fortzureiſen, wenn Sie mich und meine Umgebungen in der Nähe geſehen hätten. Nein! mit dieſem wunden Herzen konnte Gabriele ihren armen Edelknaben nicht in den wildeſten Strudel der Faſchingsluſtbarkeiten ſtürzen wollen; nicht in jenes Toſen, wo der Schmerz am einſamſten ſich fühlt, wo alle Wunden bluten, mit glühenden Krallen unnennbares Weh uns packt und hält und nicht losläßt, und fremdes Lachen um uns zum larvenartigen Grinſen wird, das uns in ſtummer Angſt von Ort zu Ort treibt, aus wüſten Träumen uns wach ſchmettert, bis der fürchterliche Contraſt zwiſchen Außen und Innen uns zu wahnſinnigem Thun treibt, in welchem wir Betäubung

ſuchen, weil es keine Ruhe mehr auf Erden giebt.“

„Gottlob! der Winter iſt überlebt, die Blumen knospen, die Natur erwacht! Alte liebe Bekannte ſuchen den armen Verbannten auch in der Fremde auf; die Nachtigallen ſingen mir auch hier den einen, einen Namen zu, der alle Harmonie der Welt in ſeinen ſüßen Tönen vereint. Und die Pappeln! ſie wiegen die grünlich goldigen Häupter hoch in der blauen Luft, und flüſtern mit einander, wie jene am Baſſin im kleinen Gärtchen — o Gabriele, Gabriele, wie ſelig und wie elend macht mich Erinnerung! — Verzeihung, ich wage keine Sylbe mehr. Aber zu Fuße will ich ganz allein die Schweiz durchſtreifen, fortwandern, bis ich Abends in todtähnlicher Ermüdung hinſinke, und mir im betäubenden Schlummer vielleicht Vergeſſenheit wird auf wenige Stunden. So will ich das Ziel meiner Verbannung erreichen; Sie wollen es; es ſey! Das Meer und mächtige Ströme und himmelhohe Alpen ſollen zwiſchen uns treten, ich ſoll ſogar der Luft des Landes entſagen, in dem Sie athmen

und leben, ſogar den mir ſo lieb gewordenen Tönen Ihrer Sprache. Es ſey! Aber Gabriele, es hilft Ihnen nichts! Nachts leuchten mir und Ihnen dieſelben Sterne, und wenn ich die Augen ſchließe, ſtehen zwei dunkele, blitzende Sonnen vor mir, und ſtrahlen mild und warm mir bis ins innerſte Herz. Sehnſucht ſpottet des Meers und der Ströme und der Alpen, und zaubert ein unausſprechlich anmuthiges Bild auf allen meinen Wegen mir vor. Freilich ſchwindet es bald wieder, und ach! in welche dunkle hoffnungsloſe Nacht!“

Auf der Grimſel.

„Ich ſtand heut, wo die Aar die dunkeln Wellen von gräßlicher Höhe hinabſtürzt. Felſen und Tannen erbeben rings umher, die Axe der Erde ſchien unter mir ſich dröhnend umzuwälzen. Wie der Eingang zur Hölle, ſo ſchwarz und fürchterlich gähnt der entſetzliche Schlund am Fuße des Felſen, der die in Schaum, in Staub aufgelöſte tobende Waſſermaſſe aufnimmt. Von noch höherer ſenkrechter Höhe ſtürzt ſich der Erlebach der Aar nach, raſch wie die Verzweiflung hinab, hinab

in den nämlichen Abgrund, den er, in Myriaden schimmernder Tropfen zertrümmert, zuletzt erreicht. Den Kampf der Fluthen dort unten verhüllen Dampfwolken jedem sterblichen Auge, aber tausendstimmige Donner verkünden ihn laut den zitternden Felsen rings umher. Ergrimmt faßt der mächtige Strom endlich den überwundenen Bach und schleudert in rasender Wuth die weißen Wogen wieder hinaus aus seiner Grotte, an die gegenüberstehende Felsenwand und höher hinauf den Wolken zu. Sie zerstäuben und sinken in ewigen Nebeldämpfen nieder, gepeitscht vom heulenden Sturm, der nie abläßt, hier zu wüthen. Das laute ängstliche Geschrei meiner Führer, da ich, vielleicht ein wenig zu verwegen, auf den überhängenden Felsen hinkletterte, verhallte in diesem Aufruhr der Natur, gleich dem Zirpen einer Heuschrecke. Anbetend, wortlos, sank ich hin; ich ein Atom, ein Nichts in diesen, alle Sinne betäubenden Schreckniſſen; und doch fühlte ich, selbst Angesichts ihrer, Kraft und Muth im glühenden Herzen, um mich überselig, gleich jenem neidenswerthen Edelknaben, von dem des Dichters unsterbliches Lied uns singt, hinabzustürzen und, wie

er, den gräßlichen Kampf auf Tod und Leben mit dem empörten Element dort in der Tiefe zu bestehen, würde nur auch mir der hohe Preis geboten, den zu erringen, jener endlich unterging.“

Aus Konstanz am Bodensee.

„Mir war diesen Morgen so still, so ruhig zu Muthe; aller Jammer der Welt schien sich mir in sanfte Liebesklage auflösen zu wollen. Gewiß, theure Gabriele, auch Sie erlebten solche Stunden, wo jeder Schmerz eine Zeitlang verstummt, wo es wie Feiertag in uns wird und wir beschwichtiget und still in immer lieberes Träumen versinken. So lag auch ich heute früh in eine Ecke meines Wagens gedrückt, rollte viele Stunden weit über Berg und Thal, ich weiß selbst nicht wie lange, aber ich mochte mich nicht regen; es war, als ob flüsternde Engelstimmchen mir leise zusängen: Bleibe still, sieh' dich nicht um, öffne die Augen nicht; draußen steht der Schmerz, darum bleibe in dir selbst verhüllt.

„Endlich hielt der Wagen. Mag er immerhin halten, dachte ich, und strebte in meiner

süßen Abgeschiedenheit von der Außenwelt zu verharren, aber die überlauten bewundernden Ausrufungen meines Kammerdieners rissen mich wider Willen auf. Ich blickte um mich her, und fand mich zu meinem Erstaunen nur in den allergewöhnlichsten Umgebungen, mitten auf dem Marktplatze eines kleinen schwäbischen Landstädtchens. Verdrüßlich sprang ich zum Wagen heraus, ging einige Schritte vorwärts, und glaubte nun von neuem zu träumen, denn eine Zauberwelt, wie durch Feengunst mir aufgeschlossen, lag blühend und duftend im Morgenrothe vor meinen geblendeten Augen. Die ganze unabsehbare Reihe der hohen Schweizer-Gebirge bis zu den Tyroler-Alpen hinauf, stand in schimmernder Ferne vor mir, gleich himmelstürmenden Riesengebilden, in einen weiten feierlichen Halbkreis geordnet. Ihr Diadem aus ewigem Eise strahlte hell im Sonnenglanz zu mir herüber, während der Morgenschein noch die niedrigen Felsengipfel röthete. An den Seiten der Berge, wo sie den menschlichen Wohnungen sich zuneigen, glaubte ich sogar die grünen Alpenmatten zu entdecken, so nahe schienen mir mit einem Male die Wunder jenes Landes

entgegengerückt, dem Ihr Wollen mich zusendet. In Andacht und Bewunderung verloren, ward mir, als wandle ich in einem heiligen Tempel. Gabriele, ich war recht fromm in dieser Stunde, ich dachte Sie und mich und meine stille trübe Zukunft. Die Brust ward mir weit in hoher Zuversicht auf Den, dessen mächtige Hand diese Berge pflanzte und hält. Ich fühlte Muth und Kraft in mir sich neu beleben, und war in dem Momente gerüstet, jeder Bestimmung meines Lebens hoffend und vertrauensvoll entgegen zu treten, sey sie auch düstere Verborgenheit und ewiges Schweigen.

„O Gabriele, warum konnte diese Stimmung meines Gemüths nicht dauernd bleiben? warum mußte sie verschwinden wie der Thau der Wiese vor der höher steigenden Sonne? Ach! nichts ist dauernd und treu als der Schmerz und die Sehnsucht, das fühle ich mehr und mehr mit jedem Tage!

„Ich war allmählich in ein offenstehendes duftendes Blüthengärtchen seitwärts, dicht neben der Stadt, hineingerathen, ich wußte selbst nicht wie. Von hier aus übersah ich ganz das tiefe tiefe

Thal, das zwischen mir und jenen glänzenden Titanen-Gestalten noch eine weite Kluft bildete. Und welch' ein Thal ist dies! Gleich einem herrlich glänzenden Kleinode schimmerte zwischen Wald, Obsthainen und Weinbergen der prächtige Bodensee zu mir herauf, überall blitzten im Sonnenschein Städtchen, Klöster, Dörfer, einzelne Wohnungen durch das üppigste Grün. Nie und nirgend sah ich so das Anmuthigste neben dem Erhabnen in zauberhaftem Verein, als hier in dem fast unbekannten Städtchen Heiligenberg.

„Rechts dicht neben demselben thront ein ansehnliches weit in die Ferne hin leuchtendes Schloß, auf hohem, fast senkrecht aus der Tiefe aufsteigendem Felsen; es steht unbewohnt da, der Eigenthümer desselben sucht die Freude in London oder Rom oder Paris, genug in der weiten Welt, wo sie so selten sich treffen läßt. O Gabriele, hier mit einem einzigen, geliebten Wesen zu wohnen, einsam wie die Götter, im Angesicht aller dieser Pracht! Mir schwindelt und die Sinne vergehen mir, wenn ich mir recht ausmale, wie das seyn müßte. Und wenn ich mir denke, daß ein solches Leben möglich ist, daß es vielleicht

ſchon einmal hier, an dieſer nämlichen Stelle heimiſch war! Nein, dieſe Laſt von Seligkeit wäre doch zu viel für ein ſterbliches Daſeyn, nur in Verzweiflung würde es enden, denn was kann der Himmel unſerem beſchränkten Geiſte Höheres verheißen nach einem ſolchen Leben auf Erden? Was könnte über ſolches Scheiden tröſten?

„Unten am Ufer des Sees geſtaltete ſich alles zur höchſten idylliſchen Anmuth, was oben ſo herrlich, ſo prachtvoll mir erſchienen war. In einem kleinen, von einem einzigen Fiſcherknaben geführten Nachen ſchiffte ich einſam über das Waſſer hin, und überließ meinen Leuten die lärmende Sorge für das Herüberbringen der Pferde und Wagen. Der See war ſpiegelglatt, nur hie und da tauchten einzelne Wellen auf, ſpielten ein paar Sekunden lang im Sonnenſchein, und verſchwanden dann ſchnell wieder. Die Inſel Meinau, das Ziel meiner Schifffahrt, ſchwamm bald in ihrem grünen Frühlingsſchmuck ganz nahe vor mir auf der ſilberhellen Fluth; das kleine Eiland liegt ſo ſtill vertraut im leuchtenden See, und in immer lichterer Klarheit ſchwebte Gabrielen's ſchönes Bild vor mir hin auf den Wo-

gen! Ich glaubte in seliger Wehmuth zu vergehen.

„Plötzlich sang es hell und wunderfremd über mir in der Luft, und halb flatternd, halb taumelnd, sank ein Vögelchen mit müden, hängenden Flügeln zu meinen Füßen in den Kahn hin. Ich nahm das arme kleine Geschöpf auf, zu meiner Verwunderung war es ein Kanarienvogel, zahm und furchtlos wie Ihr kleiner Liebling, Gabriele, der mir so oft den guten Morgen entgegen sang. Damals! ach damals! — „Hat auch Dich der Ausflug in die fremde Welt schon ermüdet, und Du sehnst Dich zurück in die warme Heimath?" fragte ich ihn. Das arme Ding neigte das Köpfchen zur Seite, und blickte so klug aus den schwarzen Korallenäugelein mich an, als verstände es mich. Wir haben ein langes Gespräch mit einander geführt; Ihr Edelknabe, theure Gabriele, war wieder einmal recht kindisch, aber ich weiß, Sie schelten ihn deshalb nicht.

„Wir landeten an der Insel und ich wendete mich, den kleinen Reisegefährten auf der Hand, den nahen schattenden Bäumen zu; da regte er sich, zwitscherte und flog plötzlich auf und da-

von. Ich blickte besorgt ihm nach und sah jetzt alle Zweige von unzähligen Vögeln seiner Art belebt; sie hatten ihre Nester dort erbaut und waren völlig wie daheim; leider zerstörte ungebeten ein vorübergehendes Mädchen die schöne Illusion des Augenblicks, die mich in andere Zonen versetzte. Sie erzählte mir: die Vögel würden Winters in einem nahen Hause verpflegt, zur Sommerzeit aber ließe man sie frei auf der Insel herumfliegen, da ihre schwachen Flügel es doch nicht vermöchten, sie über den breiten See der Insel fortzutragen. Ich blickte nach dieser Erläuterung mit wahrer Betrübniß die armen kleinen Fremdlinge an, die in ihrer Beschränktheit die ganze Welt sich zu Gebote wähnen. Ach Gabriele, ist es denn mit uns anders? Auch uns halten unsichtbare Bande, und wehe uns, wenn wir den kühnen Flug über sie hinaus wagen wollen. Mit gelähmtem Fittig sinken auch wir dann nur zu bald dem lauernden Abgrunde zu, wenn nicht ein seltnes Wunder bei Zeiten uns rettet, wie jenen armen Vogel, den ein glücklicher Zufall über meinen Nachen wegführte.

„Ich wandelte immer weiter und vermied sorg-

ſam die menſchlichen Wohnungen dieſes kleinen Eilandes. Die hellen Mauern des Schloſſes, einer ehemaligen Komthurei des Malteſerordens, ſchimmerte durch die Bäume; ich wandte mich ab. Lange war es mir nicht ſo wohl ums Herz geweſen! An der, meinem Landungsplatze entgegengeſetzten Seite der Inſel warf ich mich in's hohe Ufergras. Nieder wie Wellen gleich, ſchlug es über mich zuſammen, ich ſah nicht Himmel, nicht Erde, nur grüne dichte Dämmerung um mich, und leiſe ſchlich es über den Wellen zu meinem Ohr heran, wie fernes Hörnertönen. Ich lauſchte ihm mit ſtillem Entzücken.

„O Gabriele, da ward dies Tönen immer lauter und lauter. Und Lachen und helles Jauchzen und kurzes, abgeriſſenes Singen ſcholl dazwiſchen. Ich ſahe auf. Eine ganze Flotte von Kähnen zeigte ſich dicht neben meinem Ruheplätzchen, faſt ſchon im Begriffe, zu landen. Es war ein hochzeitlicher Zug, gewiß, gewiß, ich erkannte den Nachen, der die Braut trug, an den Blumenkränzen, die ihn ſchmückten, an den bunten fliegenden Wimpeln. Ich ſah ſie ſelbſt, Arm in Arm mit dem Geliebten.

„Da erwachte der Schmerz und riß mich fort wie die Furie den Oreſt. Ich floh gemartert, verwildert vor den freudigen Tönen. In furchtſamer Haſt, als folge das Verderben mir auf den Ferſen nach, ſuchte ich nach einem Auswege, um dem Anblicke der Glücklichen zu entkommen; ich fand ihn, in einer Entfernung von wenigen Schritten, wo ein ſehr langer ſchwankender Steg mich über den dort ſchmäleren See zum feſten Lande führte. Dort folgte ich dem erſten Wege, der ſich mir bot. Nur fort! nur fort! weiter dachte ich nichts, aber kalte Thränen der Verzweiflung füllten mein Auge. So gelangte ich nach Konſtanz, ohne es zu wollen oder zu wiſſen.

„Gabriele, Sie behaupteten einſt, daß der Schmerz edlere Naturen noch mehr veredelt und erhebt, ſie noch milder und gütiger macht, und wer, der Sie und Ihr Geſchick kennt, möchte daran zweifeln! Warum denn, o warum mußte mich der Anblick jener Beglückten ſo ſchmerzlich verletzen? Warum jenen Ingrimm in mir erregen, den der gefangene Verbrecher fühlt, wenn er aus dem Gitterfenſter ſeines kalten Kerkers auf die Glücklichen ſchaut, die in der warmen,

blühenden Welt in Freiheit ſich ergehen? Neid, Haß und alles dieſem Verwandte waren meinem Herzen ſonſt ſo fremd! O Gabriele, ſoll ich auch noch mich verlieren, da ich Alles verloren habe was mich beglückte? Ich flehe, laſſen Sie mich nicht in mir ſelbſt untergehen; Sie retteten mich von einem furchtbaren Abgrund, laſſen Sie mich jetzt nicht wieder ſinken, wahrlich nur die Gewißheit, daß Sie Ihre Hand nicht ganz von mir abziehen, daß Sie mich noch Ihrer Sorge werth achten, kann mich noch oben erhalten.

„Düſter und einſam ſitze ich jetzt in dieſer düſtern öden Stadt. Ich bin noch einmal an den See hinausgegangen, ich blickte hinüber zu jenen jetzt in Nebel verhüllten Bergen, die dieſen Morgen mir im Sonnenſtrahl ſo freudig entgegen glänzten. Jetzt konnte ich ſie nur als die Scheidewand betrachten, die ſich, von Morgen an, zwiſchen mir und dem glücklichen Lande erhebt, wo Gabriele athmet. Morgen ergreife ich den Wanderſtab, die Schweiz zu durchziehen. Auf einem andern Wege ſoll mein Wagen mir folgen, ich gehe zu Fuß. Die Entfernung zwiſchen mir und Ihnen wächſt von nun an mir fühlbarer,

mit jedem Schritte, den ich thue. Ich könnte darüber verzweifeln, doch ich befolge auf das Pünktlichste Ihren Willen; der Gedanke daran ist ja alles was mir übrig blieb. Selbst in dem Schmerze, der mir die Seele zerreißt, finde ich eine wilde Freude, denn Sie waren es, Sie Gabriele! die ihn mir auferlegte."

Aus Mailand.

„Ein Strahl des Trostes ist mir hier geworden, hier wo ich ihn nimmer erwartet hätte. Ich bin nicht mehr so ganz verlassen, allein, denn ich höre Gabrielen's geliebten Namen auch von andern Lippen als den meinigen.

„Noch einmal, an dem zu meiner Abreise von hier bestimmten Tage, suchte ich das Dominikaner-Kloster neben der Kirche S. Maria delle Grazie auf; ich wollte von Leonardo's Meisterwerk den letzten Abschied nehmen, wie von einem Freunde; eigentlich war er mir der einzige, den ich hier hatte und der mit jedem Tage mir immer lieber ward. Ich fliehe in meiner jetzigen Stimmung jede nähere Bekanntschaft mit Men-

schen; das zwecklose unthellnehmende Umhertreiben in ihrer Mitte verletzt mich auf tausendfache Weise, und ist mir entsetzlich. Aber im stillen Gebiete der freien Natur, im noch stilleren der Kunst, da finde ich Vertraute, und von der stummen Leinwand, von der verblichenen, durch Kerzendampf geschwärzten Wand, blickt es oft tröstend mich an. Dann dünkt es mich, als umwehe mich mit lindem Fittig der stille Geist in seinem Heiligthume, der einst hier schaffend waltete, und darüber eine Welt voll Unruhe und Entbehrung gern vergaß, als hauche er mir Ergebung und höheres Hoffen in die wild bewegte Brust. Ach! und wie oft sehe ich mit Entzücken auch von der Leinwand einzelne Züge des Bildes mir entgegenstrahlen, was in unerreichbaren Farben ewig vor meinem innern Sinne schwebt!

„Diesmal fand ich das Refektorium der guten Mönche nicht unbesucht wie ich es gehofft und gewünscht; ein junger Mensch saß vor dem wundervollen Bilde des heiligen Abendmahls, ämsig bemüht, seiner Mappe den Kontur desselben einzuverleiben. Nun ist mir aber nichts verhaßter, als wenn ich dem ängstlichen, nüchternen Stre-

ben zuſehen muß, das, was mich erhebt, begeiſtert, entzückt, ſchwarz auf weiß nach Hauſe zu tragen, damit man es ſicher bei der Hand habe, und es ſich haushälteriſch auftrocknen und aufbewahren könne zu künftigem beliebigen Gebrauch. Mag meine, jede Anſtrengung haſſende Ungeduld, die Sie ſo oft an mir tadelten, Schuld daran ſeyn und mich ungerecht machen, ich muß es doch bekennen, mich ärgert es immer, wenn die Herren und Damen, denen ich auf Reiſen begegne, vor den hohen Wundern der Natur, wo ſie anbeten oder doch wenigſtens genießen ſollten, ſich mit einem Blättchen Papier und einem Stückchen Kreide zurecht ſetzen, um ſchülerhaft zu kritzeln, was ſie in jedem Bilderladen tauſend Mal beſſer kaufen können, als ihre arme Kunſt es hervorzubringen vermag. Auch begreife ich nie, wie der vom ächten Geiſte belebte Schüler der Kunſt dadurch zum Künſtler gebildet werden ſoll, daß er die Linien, welche die längſt in Staub verſunkene Hand des hohen Meiſters einſt zog, mühſam nachzuzirkeln ſich abmüht. Mir dünkt, es wäre ihm gerathener, wenn er das Ganze im Geiſt aufzufaſſen ſtrebte, dann demüthig und doch freudig

nach Hause ginge, und im Gefühl der Schöpferkraft, die dem reich begabten Menschen von der Gottheit gegeben ward, selbst versuchte, jenen hohen Vorbildern sich zu nahen, ohne knechtisch sie nachzuahmen.

„Voll von diesem Gefühl, und dazu halb ärgerlich, hier nicht, wie ich es gehofft hatte, allein zu seyn, näherte ich mich dem Zeichnenden, und sah ziemlich verächtlich, ich will es nur gestehen, ihm über die Schulter auf seine Zeichnung. Eigentlich war ich nicht übel geneigt, meinem Verdrusse beim mindesten Anlasse dazu Luft zu machen, als ich ihn deutsch reden hörte mit seinem neben ihm stehenden Begleiter, einem ältlichen Manne von edler einnehmender Gestalt, den ich jetzt erst bemerkte.

„Seyd doch froh," sprach dieser zu dem jungen Künstler, der sich wohl über den leider wirklich sehr traurigen Zustand des Gemäldes beklagt haben mochte, „seyd doch froh, daß die Zeichnung und die Anordnung des Ganzen uns erhalten ward; haltet euch an den Geist des Schöpfers, der ja noch immer hier in seinem edelsten Werke waltet, wenn gleich das Körperliche desse-

ben faſt nicht minder dahin geſchwunden iſt, als die Hand, die es ſchuf. O wie fällt alle Farbenpracht weg, gegen dieſes alte edle ſchmuckloſe Werk! Nie und nirgend außer Raphael hat einer dieſe Einfalt des Herzens mit der hohen apoſtoliſchen Würde ſo zu einen gewußt!“ ſetzte er halblaut hinzu, in tiefe Betrachtung des Gemäldes verloren. Nach einer kleinen Pauſe redete er weiter, nicht vor ſich, nicht zu uns, gleichſam nur laut denkend, wie man wohl auch laut lieſt, was uns entzückt, wenn gleich Niemand uns zuhört. Er ſprach von der glücklichen Wahl des dargeſtellten Augenblicks der Handlung, durch welche die Einförmigkeit der Anordnung von dreizehn Perſonen hinter einer langen Tafel glücklich und ſchicklich vermieden ward. Mild, mit ruhigem Ernſt ſpricht der Herr das bedeutende ſchwere Wort: „Einer von denen, ſo mit mir ſind, wird mich verrathen!“ Er ſieht vor ſich nieder, um keinen ſeiner Jünger mit dem Blicke zufällig zu bezeichnen, aber Alle fahren, wie von einem Wetterſtrahl getroffen, bei dieſem Ausſpruch ihres Meiſters in die Höhe, Alle werden in Handlung geſetzt, einige der von ihm am entfernteſten Sitzen-

den ſuchen ſich ihm zu nähern und bilden ſo die mannichfaltigſten Gruppen. Geſicht, Stellung, Geberde bezeugen die Reinheit und Unſchuld eines Jeden unter ihnen, doch, nur mit ſich beſchäftigt, bemerkt keiner den wilden, trüben Blick des ſchreckhaft zurückfahrenden Judas. Nur dem dicht hinter dieſem ſitzenden Apoſtel ſcheint ein vorahnender Gedanke wie ein Blitz durch die Seele zu fahren.

„Je länger der Fremde ſo ſprach, je mehr fühlte ich von ihm mich angezogen. Ich wagte es endlich, ihm einiges zu erwiedern und ſo gelang es mir, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Von einem Apoſtel zum andern übergehend, gab er mir in wenigen treffenden Worten eine kurze Charakteriſtik eines Jeden derſelben. Nie zuvor habe ich Jemanden über ein Kunſtwerk und über die Kunſt ſelbſt ſo klar, ſo bedeutſam, und, bei ſo tiefer Kenntniß, ſo anſpruchslos reden gehört. Immer lebendiger ſtieg in mir eine freudige wenn gleich dunkle Ahnung auf, er kam mir ſo bekannt vor, mir war, als ſey in ihm ein alter lang entbehrter Freund mir begegnet, von dem ich nichts vergeſſen hatte als den Namen. Nennt ihn Ihr

Herz Ihnen nicht Gabriele? Der immerfort ämsig Zeichnende nannte ihn endlich, obgleich er deutsch mit ihm sprach: „Signor Ernesto.“

„Mit einem lauten Freudenschrei hätte ich mich gern in seine Arme gedrängt, als ich mit diesem Namen ihn nennen hörte, doch bei aller Freundlichkeit liegt in seinem klugen dunkelblauen Auge, in einem scharfen Zuge seines Mundes, besonders wenn er halblächelnd spricht, etwas, das gebietet, in seiner Gegenwart sich zu bemeistern. Und so nahm ich mich denn zusammen, zog mein Taschenbuch hervor und überreichte ihm die Karte, mit welcher Ihre Güte mich für den Fall eines Zusammentreffens mit ihm ausrüstete. O Gabriele! wie hängt Alles ewig an Ihnen, was einmal Sie erkannte! Hätten Sie den freudigen Strahl gesehen, der über das Gesicht des strengen ernsten Mannes sich verbreitete, während er die wenigen, von Ihrer Hand an ihn gerichteten Zeilen las! Es war als ob ein heller Abglanz Ihrer eignen Anmuth von der kleinen Karte ausginge und die scharf gezogenen Züge des würdigen, von Silberlocken umgebenen Antlitzes verklärte.

„Als sey auch ihm ein längst vermißter Lieb-ling seines Herzens unverhofft wiedergekehrt, so freudig begrüßte Ernesto mich nun. Er ergriff meinen Arm, beurlaubte sich leichthin von dem Zeichnenden, mit dem er, wie ich jetzt sah, in keiner genauern Verbindung stand, und begleitete mich in meinen Gasthof, wo sogleich die Pferde wieder abgesagt und alle Anstalten zum längern Verweilen in Mailand getroffen wurden.

„Mir traten die Thränen ins Auge, als er mit mir allein auf meinem Zimmer, sich nun recht theilnehmend nach Plan und Zweck meiner jetzigen Reise zu erkundigen begann; freilich nicht eher, als bis er mich über Sie, Ihr Leben, Ihre nähern Verhältnisse, Ihre Gesundheit, Ihr Aus-sehen recht inquisitorisch abgehört hatte. So vä-terlich wie er, hat noch keiner zu mir gesprochen; stets war ich elternlos, von meiner ersten Ju-gend an, wenn gleich nicht verwaiset durch den Tod. In diesem Augenblick fühlte ich recht leben-dig, welch ein Glück ich so lange entbehrte, ohne je es gekannt zu haben. Mein Herz schloß sich auf im wahrhaft kindlichen Vertrauen zu dem weiseren, wohlmeinenden Freunde. Sie werden

es verzeihen, Gabriele, Sie müssen es verzeihen, wenn, indem ich von Ihnen sprach, Auge und Ton ihm vielleicht mehr als meine Worte gestanden. Wie wäre es möglich gewesen, diesen hellen Blick zu täuschen, der mir fühlbar bis in das tiefste Herz drang! Seit langen Monden zum ersten Mal hörte ich Ihren Namen, und wie? o Gabriele! Wie ward er ausgesprochen! Jedes Wort Ernesto's war der Nachhall meines eignen Gefühls.

„Noch hatte ich keine Stunde mit ihm verlebt, als ich schon vor der Möglichkeit zu zittern begann, daß er, den ich nie wieder zu lassen sehnlichst wünschte, vielleicht auf der Rückreise wäre, nach Deutschland, zu Ihnen — Gabriele, zu Ihnen! Doch meine Furcht war vergebens, das zeigte sich bald. Ein bedeutendes Geschäft, das er für einen Freund hier abzumachen versprach, hatte ihn nach Mailand geführt; es war jetzt vollendet und er im Begriffe nach Florenz zu gehen, wo er den größten Theil des Sommers zu verleben gedachte.

„Nun habe ich mir ihn gewonnen. Ich habe mich fest an ihn geklammert, und er stößt mich

nicht zurück, denn Gabrielen's Name ist der Talisman, der ihn mir verbindet.

„Langsam will er mit mir noch einmal Italien durchziehen, vielleicht wandern wir bis Syrakus, ehe er mir Rom zeigt. Wahrscheinlich komme ich erst im folgenden Jahre dorthin, gegen die Zeit der großen kirchlichen Feste, welche die Ostertage herbeiführen.

„So habe ich denn wieder eine Bestimmung, der ich entgegen gehe. Ernesto leitet mich wie er will, er nimmt meiner sich an, weil ich von Ihnen gesendet ihm erscheine. Er hängt an Ihnen mit Jünglingsfeuer und somit auch an Allem was nur auf die entfernteste Weise Ihnen angehört. Wie besorgt ist er um Ihr Wohl! So wie die seine, denke ich mir die Liebe eines Schutzgeistes. Er ist ein seltner Mensch, aber trüge er auch keine Spur seines hohen, ungewöhnlichen Werthes, so müßte ich dennoch seinen Schritten folgen, denn ich kann mit ihm von Gabrielen sprechen und fürchte weder Hohn noch Mißverstehen."

Aus Florenz.

„Nun weiß ich, wie es dem Schweizer ist, den, fern vom geliebten Vaterlande, ein Ton aus seinen heimathlichen Bergen traf und alle Qualen des Heimwehs über ihn rief! Ich stand an Ernesto's Seite im Garten des Pallastes Bomboli, oben auf der höchsten Terrasse. Die Sonne ging unter; als wäre der Aetna umgestürzt und schütte alle seine Gluthen aus, so flammte es in Westen und zwischen diesem Abendgolde und dem Aetherblau prangte der Horizont im herrlichsten durchsichtigen Grün, wie ich noch nie es sah. Die fernen Appeninen glühten dunkel-violet zu uns herüber, zu unsern Füßen glänzte die Stadt, das Schloß, der Garten und das ganze reiche herrliche Thal, welches der Arno durchströmt, alles wie verklärt im Lichte der brennenden Himmelspracht. Nur einen solchen Abend hier an Ihrer Seite! ich konnte den Wunsch dem Freunde nicht verhehlen, er theilte ihn mit mir, und ein liebes beruhigendes Gespräch, das nach Schloß Aarheim uns versetzte, hatte sich zwischen uns beiden entsponnen, als plötzlich der Ton Ihrer Stimme, Ihrer Stimme, Gabriele, mein Ohr traf.

Was ich rief, was ich that, weiß ich nicht, nur daß Ernesto mich beim Arm ergriff und sehr ernst mich zur Ruhe ermahnte. Dies brachte mich wieder in leidliche äußere Fassung, obgleich ich seine Worte nur halb verstand.

„Eine Gesellschaft Herren und Damen, lustwandelnd wie wir, näherte sich uns vom Pavillon her unter lautem Lachen und Gespräch, und immer tönte noch der Klang der süßen Stimme in ihrer Mitte. Ich zitterte, und als ich aufmerksamer hinblickte, glaubte ich zu vergehen. Sie waren es, Sie selbst, Gabriele, Sie traten hervor, Sie eilten auf uns zu. Signor Ernesto! riefen Sie in so bekanntem Ton! Und doch waren Sie es nicht. Nein! wo hatte ich meine Augen gehabt? Sobald man die Gestalt genauer betrachtete, war, außer dem Ton der Sprache, kein Zug von Aehnlichkeit zwischen Ihnen und der blendendschönen Frau, die jetzt dicht vor mir stand. Diese dunkle Lockenpracht, dies weitgeöffnete hohe blaue Auge voller Blitze, wie verschieden von der lichten Strahlenglorie, die Gabrielen's schönes Haupt umwallt, von dem sanften Mondlicht der frommen braunen Augen, die, gleich lieben freundlichen

Sternen, süßberuhigend uns leuchten? Und dennoch hatte diese, Ihnen so ganz entfremdete Erscheinung auch etwas in ihren Bewegungen, dem ich unverwendeten Blicks zusehen mußte, weil es eben wie der Ton ihrer Stimme mir Gabrielen vor die Sinne zauberte. Es zog mich an und stieß mich zurück, entzückte und betrübte mich, hundertmal in wenigen Minuten.

„Nachdem die Dame ziemlich lange mit Ernesto geplaudert und ich weiß nicht, welche Vernachlässigungen ihm mit scherzhaftem Tone vorgeworfen hatte, wandte sie den fragenden Blick mir zu und Ernesto konnte es nun nicht vermeiden, mich ihr vorzustellen. Er that es mit einer Art von Verlegenheit, die ich bis jetzt noch nie an ihm bemerkt hatte und ich mir nicht zu erklären weiß. Nach italienischer Sitte nannte er sie mir nur Signora Aurelia und erst da wir wieder allein waren, erfuhr ich, daß sie die Tochter der Gräfin Rosenberg und Ihnen nahe verwandt sey. So war mir denn der Zauber der Aehnlichkeit zwischen ihnen beiden durch dieses Familienband erklärt. Ihre Cousine ist im Begriffe, mit einer englischen Familie eine Reise

nach Griechenland anzutreten, weil ihr in Italien das Klima nicht zusagt. Ihr Gemahl lebt in Rom. Haben Sie ihn jemals gesehen? Ernesto vermeidet von ihm zu sprechen; es muß eine eigne Bewandtniß mit diesem Menschen haben."

„Was Ernesto durch Gründe, Bitten, Zureden nicht erhalten konnte, hat Aurelia ohne ein Wort darüber zu verlieren bewirkt. Ich gehe wieder in die Welt, die ich ewig meiden wollte, besuche Soireen, Akademien, Konversaziones; denn nur da kann ich ungestört in irgend einem Winkel sitzen, mich mit verschlossenen Augen der süßesten Täuschung hingeben, während Aurelia zu den Andern spricht. Ihr selbst mich zu nahen, vermeide ich, soviel ich es schicklicher Weise kann, weil sie stets von Gabrielen mit mir sprechen will. Letzthin hat sie einen ganzen Abend hindurch mich über Sie ausgefragt. Ausgefragt, das ist das rechte Wort — für dieses neugierige, untheilnehmende Auskundschaften. Mir war dabei zu Muthe, als spräche jene Eugenia, die einst mit ähnlichen Redensarten mich dem Abgrunde entgegentrieb,

von welchem nur die Hand eines Engels mich retten konnte.

„Und doch hat diese Aurelie eine gewisse, mir so liebe Art, den Kopf ein wenig vorzubeugen und dann seitwärts aufzublicken! Im Gespräch hebt sie oft die zarte wunderschöne Hand, deren gleichen es nur noch einmal in der Welt giebt, und regt die rosigen Fingerchen so, daß ich nicht müde werden kann, ihr zuzusehen. Oft höre ich ihrer Stimme zu und strenge mich an, auf ihre Worte nicht zu merken, dann träume ich mir, ein böser Zauber habe Gabrielen in diese Gestalt gebannt, und die Zeit desselben wäre nun um; ich blickte auf zu ihr und bei jeder Ihnen abgestohlenen Bewegung wähne ich, jetzt müsse die fremde Gestalt verschwinden und meine Sonne mir aufgehen.“

„Was man so in der Welt liebenswürdig nennt, ist diese Aurelia, sobald sie es seyn will, in hohem Grade. Zu ihrer Ehre sey es gesagt, daß dieses oft der Fall ist, und doch giebt es Momente, in welchen sie mir sogar hassenswerth

vorkommt, weil sie nicht Gabriele ist und sich doch unterfängt ihr ähnlich zu scheinen. Dann graust mir vor ihr, wie vor einem Leben heucheln-den Wachsbilde.

„Aber ist es nicht wunderbar, daß Ernesto, außer der Stimme, welche er allenfalls noch zu-giebt, mir jede weitere Aehnlichkeit Aureliens mit Ihnen durchaus abläugnet? Er sucht sogar, und oft ziemlich auffallend mich von ihr fern zu halten, als fürchte er für mich in ihrer gefährlichen Nähe. Ahnet er denn gar nicht, daß es nur der Schat-ten von Gabrielen's Schatten ist, was zu ihr mich zieht?"

Aus gleichzeitigen Briefen Ernesto's an Frau von Willnangen.

„Ich weiß es, theure Freundin! Sie lachen über meine Bedenklichkeiten und Besorgnisse, aber ich lasse es mir gefallen und gebe ohne Wider-streben Ihrem gutmüthigen Spotte mich Preis, wenn ich nur nach gewohnter Art Ihnen ver-trauen darf, was Herz und Sinne mir trübt. Und dies ist jetzt Aureliens blendendschöne Er-

ſcheinung, unerachtet ihres zuvorkommenden Betragens gegen mich, und des ſchmeichelnden Klanges ihrer Worte. Ich kann mich nun einmal des peinlichſten Gefühls in ihrer Nähe nicht erwehren, und ſeit ein Zufall, den ich durchaus boshaft und unheilbrütend nennen muß, uns hier in Florenz ihr entgegen warf, habe ich innerlich weder Ruhe noch Raſt.

„Schon ſeit ſie aufhörte ein Kind zu ſeyn, ſpürte ich bei ihr etwas Unheimliches, das meinen Unmuth erregte, obgleich ihre äußere Liebenswürdigkeit mir oft recht hinreißend erſchien. Jetzt wird dieſes Gefühl lauter in mir als je, ihr Lachen, ihr Scherzen klingen mir wie bittrer, dem Leben geſprochener Hohn, der ſich nur in erzwungene Luſtigkeit zu verkleiden ſucht, und ihr ganzes Weſen hat in meinen Augen etwas ſo Verſtörtes, Unheilweiſſagendes, daß ich weder mich ſelbſt, noch die, welche ich liebe, in ihrer Nähe wiſſen mag. Vor allem ängſtigt es mich, wenn ich Hippoliten, verloren in ihrem Anſchauen und in dem Klange ihrer Worte, neben ihr ſitzen ſehe; dann drängt es mich, ihn von ihr fortzureißen, und müßte ich auch mit meinem geliebten

Zöglinge von irgend einem Felsen herabspringen, wie einst der weise Mentor mit dem Sohne des Odysseus. Daß es übrigens mit dem Einflusse dieser neuen Kalypso bei meinem Telemach keine große Gefahr hat, weiß ich, gottlob; sie wird ihn mir weder bezaubern noch verhexen, obgleich sie zu beidem wohl Lust und auch Talent hätte, denn er steht zum Glück unter höherem Schutze. Wäre mir dies auch früher nicht schon klar geworden, so hätte mir es ein Lied gesagt, welches er sich schrieb mitten in einer rauschenden Gesellschaft, wo Aurelia und andere schöne Frauen ihn aufforderten, mehr Theil an der Geselligkeit zu nehmen. Es war an dem Ufer eines kleinen Flusses, wo er sich unter überhängende Pinien setzte und in seine Schreibtafel die Worte aufzeichnete, die er mir beim Nachhausegehen als Antwort auf die Aufforderung der Damen stumm überreichte, die ich ihm wortlos zurückgab und die ich ihn seitdem oft nach einer Melodie singen höre, welche er dazu fand. Ich schließe die einfachen Worte diesem Briefe bei.

„Trotz alle dem suche ich doch absichtlich, aber unmerklich die Gelegenheiten zu entfernen, wo

Hippolit mit Aurelien zuſammentreffen kann; denn der Umgang mit Weſen ihrer Art bringt nichts Gutes, macht Niemanden beſſer; und darum ſoll man ihn nach meiner Ueberzeugung meiden, ſo viel man nur immer kann.“

Hippolit's Lied.

Laßt mich, ob ich auch ſtill verglüh',
Laßt mich nur ſtille gehn;
Sie ſeh' ich ſpät, Sie ſeh' ich früh
Und ewig vor mir ſtehn.

Was ladet ihr zur Ruh' mich ein?
Sie nahm die Ruh' mir fort;
Und wo Sie iſt, da muß ich ſeyn,
Hier ſey es oder dort.

Zürnt dieſem armen Herzen nicht,
Es hat nur einen Fehl:
Treu muß es ſchlagen bis es bricht,
Und hat deß nimmer Hehl.

Laßt mich, ich denke doch nur Sie;
In Ihr nur denke ich;
Ja! ohne Sie wär' ich einſt nie
Bei Engeln ewiglich.

Im Leben denn und auch im Tod',
Im Himmel, so wie hier,
Im Glück und in der Trennung Noth
Gehör' ich einzig Ihr.

Fortsetzung von Auszügen aus Briefen Ernesto's an Frau von Willnangen.

„Ich fange an, recht tiefes Mitleid für diese Aurelia zu empfinden, die denn doch vielleicht etwas vorzügliches und glückliches hätte werden können, wäre ihr Gemüth minder verwahrloset von Jugend an. Allein dieses Mitleid ist nicht jenes schöne, erwärmende Gefühl, mit dem ich Gabrielen's gedenke, Schauder und Widerwillen mischen sich darein, und ich möchte auf immer von einem Wesen mich abwenden können, welches so ganz hoffnungslos in sich zerfallen ist, daß kein Gott und kein Sterblicher hier mehr rechten dauernden Trost gewähren kann.

„Mit kalter Brust, mit einem Herzen, das nie, weder Liebe noch Haß empfand, das von frühester Jugend an nur mit der unersättlichsten Eigenliebe erfüllt war, stand Aurelia stets in

hoher Selbstzufriedenheit da, auf eine Tugend gestützt, die bei ihr, so wie sie einmal ist, kaum noch den Namen derselben verdient. Wer ihr nahte, huldigte ihrem Geiste, ihrer Schönheit, auch wohl oft nur dem Standpunkte, auf welchen das Schicksal und ihre in Eitelkeit versunkene Mutter sie gestellt hatten, und der Stolzen schien die Welt zu Füßen zu liegen. So sind bis jetzt die Jahre, eines nach dem andern, an ihr vorübergezogen, von ihr unbemerkt. Doch jetzt ist die Zeit des Erwachens endlich gekommen und das, woran sie früher in ihrem Leben nicht gedacht hatte, erfüllt sie mit ängstlichem Grausen vor einer Zukunft, der sie doch nicht auszuweichen vermag. Unter dem triumphirenden Lächeln, das sie noch immer beibehält, sehe ich deutlich ihre innere Herzensangst hervorblicken. Und wissen Sie, wem diese Angst gilt? Dem dreißigsten Geburtstage, dem fürchterlichen, der als Schreckbild am Lebenspfade aller Frauen steht, die Aurelien gleichen. Er naht unaufhaltsam mit schnellen Schritten, dieser entsetzliche Tag, denn Aurelia zählt wenigstens volle vier Jahre mehr als unsre Gabriele, und sie beneidet ihr gewiß keinen

der übrigen Vorzüge so ganz von Herzen, als diesen flüchtigsten von allen.

„Im Grunde quält sie sich viel zu früh, denn nie war ihre äußere Erscheinung brillanter. Auch ist die Klippe, die sie scheut, eigentlich nur im gewöhnlichen bürgerlichen Kreise des Frauenlebens recht gefährlich, wo es Tanten und Basen giebt, die über alle Familienereignisse Buch und Rechnung halten und alle Data nachzuweisen wissen. In der Welt, in welcher Aurelia lebt, gleitet man über alles leichter hin; man ist toleranter; man gewinnt kaum Zeit, an sich selbst zu denken, geschweige an Andere, und Jeden, der sich nur geschickt zu benehmen weiß, läßt man gern für das gelten, wofür er sich geben will. Geist, Witz, Leichtigkeit und Vielseitigkeit im Umgange werden über alles geschätzt, darum trifft auch die glänzendste Periode im Leben berühmter, schöner Frauen der großen Welt, sehr selten mit ihrer ersten Jugendblüthe zusammen, denn man muß gelebt haben, wenn man sich auf's Leben genugsam verstehen will, um es wie ein Kunstwerk behandeln zu können. Aurelia weiß dieses alles so gut und besser als ich, aber sie denkt nicht

daran, oder achtet es für einen traurigen Troſt. Sie iſt noch immer von einer bewundernden Schaar demüthiger Verehrer umgeben, über die ſie nach Luſt und Laune unumſchränkt gebietet, aber ſie fühlt dennoch ihren Thron unter ſich wanken und ich ſehe deutlich, wie das trübe Vorgefühl einer dunkeln, freudenarmen Zeit ſie Tag und Nacht unabläſſig quält und nagt. Mit ängſtlicher Haſt wirft ſie ſich nun auf alles, wovon ſie noch in ſpätern Jahren Glanz und Bewunderung ſich verſprechen zu können glaubt, auf Muſik, Literatur, Kunſtſtudium; ſogar Chemie und Aſtronomie hat ſie eine Zeitlang getrieben, weil dieſe Wiſſenſchaften einmal zufälliger Weiſe Mode wurden. Ihr mangelt, wie Sie wiſſen, weder Geiſt noch Talent zu allem was ſie unternehmen möchte, aber ſie iſt unfähig, irgend etwas ſich ſelbſt zum Troſt feſt zu halten. Ihre raſtloſe Natur trieb ſie von jeher immer von einem zum andern und erlaubt ihr jetzt ſogar kaum, länger als einige Monate an dem nämlichen Orte zu verweilen. Daß ſie in manchen Stunden die Unzulänglichkeit eines ſo zerſtückelten Strebens tief empfindet, vermehrt noch ihr Un-

glück auf jede Weise, denn dieses, an sich peinigende Gefühl reizt und erbittert sie innerlich mehr und mehr, und treibt sie zu seltsamen, ihrem Zwecke ganz entgegenarbeitenden Launen.

„Manche ihrer Anbeter, welche ihre wirklich zuweilen unwürdige Mißhandlungen nicht ertragen mögen, ziehen sich allmählich zurück und dadurch wird das Uebel immer ärger. Sie muß mit ungewohnter Anstrengung die so Verlorenen durch neue Eroberungen wieder zu ersetzen suchen, und sie treibt dies mit einem Eifer, einer Ungeduld, die deutlich beweisen, wie anschaulich ihr jetzt mit einem Male die Flüchtigkeit der Zeit geworden ist. Die arme Frau geräth dabei oft außer Athem und Takt, obgleich nicht Jedermann dies gewahr wird.

„Daß mein glänzender Hippolit gleich auf ihre Liste kam, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Bei seiner Jugend mußte sie ihn für einen vollkommnen Neuling in der Welt ansehen, und bei dem sichtbaren Eindrucke, den ihr erstes Erscheinen auf ihn machte, hielt sie seine Eroberung für ein leichtes Kinderspiel. Um so größer war ihr Erstaunen, als sie alle ihre kleinen Künste

an ihm abgleiten sah. Ich bin überzeugt, daß sie bis diese Stunde noch nicht weiß, wie sie eigentlich mit ihm daran ist, doch eben dieser Zweifel giebt ihm in ihren Augen ein erhöhtes seltenes Interesse.

„Ich sehe zuweilen mit wahrem Vergnügen dem kleinen Kriege zwischen beiden zu. Allen den haarfeinen Schlingen, die Aurelia mit unendlicher Klugheit und tiefer Berechnung ihm legt, weiß mein junger Held mit so unbefangenem Gesicht und so gewandt aus dem Wege zu gehen, daß es mir oft schwer wird, meinen innern Triumph darüber zu verbergen. Wenn ich ihn aber wiederum in den Assembléen hinter ihrem Sessel stehen sehe, wie er jede ihrer Bewegungen belauscht, jedes ihrer, nicht zu ihm gesprochenen Worte von ihren Lippen wegzuhaschen sucht, und dabei immer tiefer in sich selbst sich verliert, so daß zuletzt außer Aurelien nichts mehr für ihn zu existiren scheint, dann werde ich wieder irre, auf Augenblicke wenigstens. Zwar weiß ich, Aureliens Zaubergewalt über Hippoliten liegt nur in einer nie zuvor von mir bemerkten Familienähnlichkeit mit Gabrielen, die sich erst später entwickelt haben

muß, und über die er im Stande iſt, Stundenlang in Extaſe zu gerathen; aber ſolche Aehnlichkeiten haben doch auch ihre Gefahren, und ich wollte, wir oder Aurelia hätten die Terraſſe des Gartens Bomboli nie geſehen.“

„Wünſchen Sie mir Glück, liebe Frau von Willnangen, ich athme freier! Aurelia hat heute in aller Frühe Florenz verlaſſen, um die große, lange beabſichtigte Reiſe durch Sicilien nach Griechenland endlich anzutreten, und es ſcheint mir, als ob Hippolit das trügeriſche Schattenbild Gabrielen's, das in der letzten Zeit ihn wohl öfterer betrübt als erfreut haben mag, zuletzt nicht ungern ſchwinden ſah. Ein kleiner Mißgriff, zu welchem Aurelien ihre Unſicherheit in Hinſicht ſeiner wohl verleitet haben kann, iſt wahrſcheinlich die nächſte Veranlaſſung dieſes plötzlichen Aufbruches geweſen. Vermuthlich ward ſie ungeduldig über ſeine anſcheinende Blödigkeit, die ihn, wie ſie meinte, verhinderte eine Bitte auszuſprechen, welche ſie ihm oft genug ſo nahe legte, daß ich kaum begreife, wie er ihr ausweichen

konnte, nämlich die, sie auf der Reise nach Griechenland begleiten zu dürfen. Ihre Ungeduld brachte sie dahin ihm anzubieten, was sie freilich lieber seinen dringenden Bitten zögernd gewährt hätte, und nun stellen Sie sich das bittere Erstaunen vor, mit dem sie den für so furchtsam gehaltenen Jüngling das Anerbieten von sich weisen sah, und zwar auf die feinste aber auch bestimmteste Weise! Ich gestehe Ihnen, ich selbst muß dieses feste Entsagen bewundern, denn sowohl die Reise als die Reisegesellschaft können schwerlich reizender erdacht werden.

„Daß Aurelia nach der ersten bitteren Sekunde, die sie benutzte, um sich von ihrem Erstaunen zu erholen, genug Fassung behielt, um aus dem ganzen Anerbieten einen gar nichts sagen wollenden Scherz zu machen, war ihr wohl zuzutrauen, doch scheint sie den Verdruß über Hippolit's Benehmen recht tief empfunden zu haben. Dies schließe ich unter andern auch aus der Eile, mit der plötzlich alle, so lange vernachlässigten Reiseanstalten betrieben wurden, und aus ihren wiederholten Versicherungen, daß sie die englische Familie, mit der sie schon längst diese Reise ver-

abredet hatte, unmöglich länger auf sich warten lassen könne. In der That hatte sie diese, unter allerlei nichtigen Vorwänden, von einer Woche zur andern hingehalten, und ich mußte schon längst die Geduld der guten Leute im Stillen bewundern.

„Genug, die Wagen wurden gepackt und sie ist fort! So fahre sie denn hin! Recht glücklich — aber — wenn es seyn kann, auch recht weit und auf recht lange von uns und auch von meinem Ottokar, auf dessen Frieden ihre Gegenwart doch störender wirkt, als er es sich selbst vielleicht gestehen mag.

„Ist es aber nicht entsetzlich, daß dieses durch so viele seltene herrliche Gaben ausgezeichnete Wesen weder glücklich ist noch glücklich macht? Wie weit steht Aurelia in dieser Hinsicht hinter ihrer Mutter, der Gräfin Rosenberg, zurück! so weit, als diese wohl von jeher, selbst in ihren blühendsten Zeiten, in jeder andern Hinsicht hinter dem zurückgestanden seyn mag, was Aurelia ist und war. Und doch ist die Mutter, selbst jetzt noch, schwerlich weniger gefallsüchtig und eitel als die Tochter, nur äußert sich diese ihre Gefallsucht

auf andere Weise. Die Gräfin wollte von jeher nicht sowohl bewundert, als gesucht seyn, nicht sowohl blendend erscheinen als liebenswerth, und dies giebt ihr bei allen ihren übrigen Schwächen einen Anstrich von Gutmüthigkeit, welche Jedem wohlthut, der ihr nahen darf. Aurelien hingegen beten selbst ihre allerunterthänigsten Sklaven nur mit Furcht und Zittern an. Sie reizt, sie entzückt, aber wohl ist noch Keinem bei ihr geworden. Sie fahre hin."

„Wunderbar! Dieses Zusammentreffen mit der gefährlichen Dame, das mir so viel Sorge ohne Noth machte, hat meinen Hippolit mir nur noch inniger verbunden, statt mir ihn zu entfremden. Ich glaubte, je länger ich darüber dachte, seine Verweigerung, Aureliens Einladung zu folgen, zum Theil auf meine eigene Rechnung setzen zu dürfen, denn ich war nicht ausdrücklich darin mit einbegriffen gewesen. Ich wollte ihm darüber etwas Freundliches sagen, und da gesteht er mir mit der liebenswürdigsten Offenheit, daß ich gar keinen Antheil an dieser seiner Entsagung

habe, daß ich sie ihm überhaupt viel zu hoch anrechne, weil durch eine frühere Reise mit einer französischen Dame ihm jede ähnliche auf Lebenszeit verleidet sey. Mein Erstaunen über diese unerwartete Entdeckung brachte die Geschichte seines frühern Lebens zur Sprache. Guter Gott! in welches Labyrinth von Gefahren und Verirrungen haben Unbedacht, Eitelkeit, jugendlicher Uebermuth, den zu früh sich selbst Ueberlassenen geführt! Welch ein Glück, daß die Folgen einer frühern streng tugendhaften Erziehung seine, im Grunde doch sehr edle, reine Natur, mitten in all der Verworrenheit bei Kräften erhielt, daß es nur einer hülfreichen Hand von außen bedurfte, um ihn aus dem Sumpfe von Thorheit zu erretten, an dessen Rande er in jugendlicher Unvorsichtigkeit und kindischem Muthwillen herumgaukelte."

Daß Gabriele dieser rettende Engel gewesen sey, brauchte Hippolit seinem weltklugen Freunde nicht zu vertrauen, um ihn davon zu überzeugen. Auch schwiegen beide über diesen Punkt, aber es

entstand zwischen ihnen jenes zarte wortlose Verstehen, das einem wunden Gemüthe so wohl thut. Ernesto machte es sich von nun an zur heiligsten Pflicht, durch ernste Vorstellungen und anhaltendes Beschäftigen mit einem großen Gegenstande, den ihm mit jedem Tage werther gewordenen Jüngling dem muthlosen Schmerz, der trübsinnigen Verworrenheit zu entreißen, in die er nur zu oft noch versank. Der klassische Boden, den sie jetzt langsam durchzogen, bot ihnen Anlaß und und Stoff zu geisterhebender Betrachtung einer kolossalen Vorwelt, und Ernesto benutzte alles, um seinen Liebling auf das gründlichste und vielseitigste auszubilden. Es währte nicht lange, so entdeckte er in ihm einen jener Seltenen, von der Natur Hochbegünstigten, denen das Schwere leicht wird, denen das unerreichbar Scheinende von selbst zufällt, und die ohne Anstrengung, ja beinahe ohne Fleiß, alles Wissenswerthe nicht sowohl erlernen, als es sich aneignen mit Kraft und Geist. Dabei bemerkte er abermals mit großem Wohlgefallen, wie ihm Hippolit's erste fast gelehrte Erziehung kräftig vorgearbeitet habe. Bei jedem Anlaß dazu entwickelte dieser Kenntnisse,

von deren Besitz er kurz vorher kaum selbst eine Ahnung gehabt haben mochte, weil sie in ihm geschlummert, und nun, durch den Zufall geweckt, wie neu gewonnen ihm erschienen. So knüpfte jede mit einander verlebte Stunde beide fester an einander, und Ernesto's Blick ruhte oft mit wahrhaft väterlichem Stolz auf dem geliebten Zögling, der ihn dafür, wie ein liebender Sohn, treu und innig verehrte.

Moritz zog indessen von einem Bade in das andere, um seine neuerfundene Theorie des Spieles zu vervollkommnen, jedoch ohne dabei auf Gabrielen's Begleitung Ansprüche zu machen; eine Schonung, die sie ihm um so herzlicher verdankte, da sie dadurch zu der lange gewünschten Reise zu ihren Freundinnen in Lichtenfels Zeit gewann. Der kleine Kreis, in dessen Mitte sie einst so schöne Tage verlebte, fand sich dort wieder ungetrennt beisammen, denn der General hatte Adelberten mit dem Anfange des Frühlings den Seinigen wieder gegeben.

Alle empfingen Gabrielen, wie man ein lang

vermißtes Glück empfängt, und das Leben ging im Aeußern wieder den lieben gewohnten Gang; doch im Innern war es anders geworden.

Adelbert und Auguſte wandelten ſo ſtill, mit ſo ängſtlicher Schonung neben einander her, als wären ſie von Todtkranken umgeben. Die Liebe war geblieben, aber das Vertrauen war entflohen, und eben weil es entflohen war, ſtrebten ſie ſich zutraulicher als je zuvor gegen einander zu bezeigen, um nur keinem geliebten Herzen wehe zu thun. Nur der von Allen gleichverehrte Greis, der General Lichtenfels, trat mit gewohnter Sicherheit, fröhlich und nichts ahnend, unter ihnen auf. Weil keine Klage laut ward, weil Aller Blicke ihm lächelten, glaubte er jede Wunde geheilt. Und wenn er auch zuweilen das ehemalige rege Leben unter ihnen vermißte, ſo ſchob er dieſes auf die zu große Einförmigkeit, in der ſie ſo lange Zeit hingebracht hatten. Gaſtfrei, wie in glücklichern Tagen, ſuchte er dieſem bald abzuhelfen; er öffnete von neuem ſein Haus; Freunde und Bekannte ſtrömten wieder herbei, und aufs Neue wurde das frühere geſellige Treiben in Gang gebracht, das einſt Auguſten und Adelberten zu-

sammenführte. Alles zeigte sich ihm heiter und fröhlich wie damals, und so glaubte er gern an ein Glück, das er so innig wünschte und so angelegentlich herbeizuführen sich bemühte.

In stiller Wehmuth betrachtete indessen Gabriele das zerstörte Lebensglück ihrer Freunde; obgleich man ihre Ehe nicht eigentlich unglücklich nennen konnte. Nie ward ein Zwiespalt zwischen ihnen laut, vielmehr suchte jedes von ihnen dem unausgesprochenen Wunsche des andern mit geschäftiger Aemsigkeit zuvorzukommen. Mit ängstlicher Sorgfalt vermied Auguste jedes Wort, jede Miene, die in ihrem Gemahl den leisesten Argwohn erregen konnten, als gedenke sie noch jener Verirrung, die er so schmerzlich bereute und so streng zu büßen im Begriff gewesen. Adelbert war seinerseits ebenfalls lauter Liebe und Aufmerksamkeit und beide erschienen in der Gesellschaft als Muster des schönsten ehelichen Verhältnisses. Nur das scharfblickende Auge inniger Freundschaft konnte hier ahnen, daß jenes sonst sie beseligende Empfinden gegenseitigen Glücks, jenes Leben des einen in dem andern, den laut Gepriesenen auf ewig entschwunden sey. Sie

liebten sich noch, aber wie Verstoßene aus dem Paradiese einer Unschuldswelt sich lieben können. Das stille, ruhige, vertrauensvolle Gefühl war zu einer Art Leidenschaft umgewandelt, die in Momenten des glühendsten Aufwallens oft in der Tiefe ihres Gemüthes einem verbissenen Hassen glich. Trotz aller Anstrengung konnte Adelbert nie vergessen, daß Auguste ihm vergeben habe, so wie sie stets daran denken mußte, daß sie ihm etwas zu vergeben gehabt. Beide fühlten den Zwang, auf etwas achten zu müssen, was ihnen sonst nie in den Sinn gekommen war, auf ihr Benehmen gegen einander. Und so geschah es denn oft, daß sie mit ausbrechender Wehmuth sich von einander abwandten, wenn der Zufall sie ohne Zeugen einmal zusammen führte, und sich dann mit wilder Hast mitten im Strudel der Gesellschaft vor dem eignen Herzen zu retten suchten, welches ihnen ihre ehemalige Seligkeit und ihr jetziges Elend laut zurief.

Frau von Willnangen sah Anfangs tief bekümmert dem Verhältnisse ihrer Kinder zu, dessen trübe Seite ihr nicht entgehen konnte. Bald aber bewährte sich von neuem ihr glückliches Ta-

lent, stets das Beste zu hoffen; sie gedachte ihrer eignen Ehe an der Seite eines über alles geliebten Gatten, dem sie mit Freuden ihr Leben weihte, und dadurch unendlich beglückt war, obgleich er ihre glühende Liebe nicht in eben dem Maaß zu erwiedern vermochte. Ihre Phantasie spiegelte ihr in dem jetzigen Verhältnisse ihrer Auguste eine trügerische Aehnlichkeit mit dem eignen früheren vor, und so kam sie nach und nach zu der beruhigenden Ueberzeugung, daß Zeit und Liebe zu den, mit jedem Tage sich anmuthiger entwickelnden beiden Kindern, alles bald wieder auf das Schönste ordnen und beruhigen werde. Sie versuchte es auch, Gabrielen ihren heitern Glauben an die Zukunft mitzutheilen, und diese ließ ihr gern den beruhigenden Irrthum, dem sie selbst sich hinzugeben nicht vermochte.

Gabriele durchschaute zu klar die tiefe, nie wieder herzustellende Zerrüttung eines einst seltnen Verhältnisses, das, so wie die Dinge jetzt standen, sich höchstens nur noch zu etwas sehr Gewöhnlichem gestalten konnte, zu einer leidlichen Ehe, in der man aus Gewohnheit und um der Kinder willen einander gegenseitig erträgt. Ihr

Herz blutete für Auguſten, deren gegenwärtiges Loos ihr ſogar trauriger als das eigene dünkte, weil der zur Armuth herabgeſunkene Reiche weit beklagenswerther iſt, als der in Dürftigkeit Geborene. Aber ſie hütete ſich eben ſo ſehr, das Herz ihrer mütterlichen Freundin durch dieſe ihre eigene Anſicht zu verwunden, als ſie jedes Geſpräch mit Auguſten ſorgfältig vermied, das zu irgend einer Erklärung über dieſen Gegenſtand führen konnte. Gabriele wußte aus eigner Erfahrung, daß es Seiten im menſchlichen Herzen und Verhältniſſe im Leben gibt, welche ſelbſt die zarteſte innigſte Freundſchaft nicht mit einem Hauche zu berühren wagen darf.

Den Schmerz um ihre Freunde abgerechnet, erfreute Gabriele ſich indeſſen noch eines Zuſtandes, der mit den letzt vergangenen unruhvollen Jahren ſehr angenehm kontraſtirte. Auguſten's Kinder waren die Freude ihres Lebens, mit ihnen und in der ſtillen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, welche ihr durch das zerſtreute Leben in der Reſidenz ſo erſchwert worden war, brachte ſie die

erſte Hälfte des Tages in der ruhigen Einſamkeit ihres Zimmers zu. Der Abend wurde ihren Freunden geſchenkt, beſonders der Erheiterung des freundlichen Oheims, den ſie, ſeit ſie ihn näher kennen gelernt hatte, gleich einer liebenden Tochter verehrte. Die Verlängerung von Moritzens Reiſe, die ſich auf unbeſtimmte Zeit über den Winter hinaus ausdehnte, erlaubte ihr, den Bitten ihrer Freunde nachzugeben und bis zu ſeiner Rückkehr bei ihnen zu verweilen. Sie that dieſes um ſo lieber, da ſie wohl einſah, wie erfreulich ihre Gegenwart den armen Verſtörten, wenigſtens momentan, den Schein vergangener Glückſeligkeit zurückgab.

Hippolit's Tagebuch-ähnliche Briefe waren ihr jedes Mal wie ein lieber Beſuch, dem ſie immer zur beſtimmten Zeit mit froher Erwartung entgegen ſah; und auch wenn er nicht ſchrieb, gedachte ſie ſeiner mit einer eignen Rührung. Nie konnte ihr dankbares Gemüth des hochherzigen Jünglings zarte Aufopferung vergeſſen, mit der er ertragen hatte, was ſeiner kühnen Natur das Unerträglichſte ſeyn mußte, um nur ſie nicht in ihrer Freundin zu betrüben. Für die wilde Lei-

denſchaftlichkeit, der er ſich bis zur höchſten Verblendung überlaſſen hatte, fand ihre nachſichtsvolle, alles gern ausgleichende Natur von jeher tauſend Entſchuldigungen und ſeine jetzigen Briefe bekräftigten dieſe. Aus jedem derſelben leuchtete die höhere Entwickelung ſeines Geiſtes unter Erneſto's Leitung hervor. Sie ſah aus ihnen, wie der bis jetzt nur in ſeinen Gefühlen lebende Jüngling, heranreifte zum feſten, edlen Manne, der mit hellem Blicke die Welt anſchaut, und aufhört, ſich und ſein Herz für den Mittelpunkt derſelben zu halten. Ihr ſelbſt unbemerkt, regte ſich dabei oft der Wunſch baldigen ruhigen Wiederſehens in ihrem Gemüth und ward allmählich zur ſüßen Sehnſucht, die ihrem Leben neuen Werth gab. Das Gefühl, deſſen Bekenntniß Hippolit's Entfernung veranlaßt hatte, ſchimmerte zwar noch fortwährend aus ſeinen Aeußerungen hervor, aber es glich einem goldnen Faden, der das ganze Gewebe ſeiner jetzigen Exiſtenz zuſammen hielt, und es ſchien, als ſähe er es doch als ſeiner und ihrer unwürdig an, ihr länger nur von ſich und ſeinen Empfindungen zu ſchreiben. Dabei waren ſeine Bemerkungen über Na-

tur und Kunſt, über Welt und Leben, von einer Tiefe und Originalität, über die ſie oft in freudiges Erſtaunen gerieth.

Erneſto's Briefe beſtärkten von Zeit zu Zeit ihr frohes Hoffen von der Zukunft ihres jungen Freundes. „Sie ſind noch immer die hohe Dame ſeiner Gedanken, an der er mit der tiefſten Verehrung eines ächten Chevaliers der Tafelrunde hängt," ſchrieb er ihr einſt. „Leugnen Sie mir nicht ab, obgleich ich auch nicht fordere, daß Sie es mir geſtehen ſollen, daß ich Ihnen hiermit nichts Neues verkünde. Machen Sie es wie er, geben Sie es mir ſchweigend zu. Weiß ich doch auch nicht, ob er jemals mehr als ein ſolches ſchweigendes Geſtändniß gegen Sie gewagt haben mag; obgleich ich es aus dem Stottern, das ihn allemal befällt, wenn ich der nächſten Veranlaſſung ſeiner Reiſe nach Italien nachforſchen will, ebenſowohl ſchließen könnte, als aus einer gewiſſen reuigen Wehmuth, die ihn leicht bis zu Thränen bewegt, wenn er der letzten Tage gedenkt, die er in Schloß Aarheim verlebte. Dem ſey wie ihm wolle, ich danke den Göttern, für ihn und mich, daß wir einander fanden. Was ich

für ihn thue, ist alles und nichts; das hohe Gelingen lohnt mir tausendfältig. Schön und traurig, wie ein Antinous, stand er vor mir bei unserm ersten Zusammentreffen, und erregte schon durch seine äußere Erscheinung das lebhafteste Interesse; aber sein Festhalten an mir, da er in mir Gabrielen's Freund erkannte, sein Ergeben in meinen Rath, in meine Leitung, gewannen bald bei dieser seiner rüstigen Jugendkraft, etwas so unaussprechlich Rührendes, daß ich mich seiner hätte annehmen müssen, und hätte es mich auch das höchste Opfer gekostet. Und so entstand denn eine Verbindung, die mir jetzt gegen das Ende meiner irdischen Laufbahn die höchste Freude gewährt. Denn was kann belohnender seyn, als der Anblick einer edlen kräftigen Natur, die aus geistiger und irdischer Verirrung mancherlei Art sich tapfer loswindet, und dabei das selige Bewußtseyn, ihr hülfreich und schützend zur Seite zu stehen. Sie, Gabriele! mögen immer das schöne Gefühl mit mir theilen; Sie haben mir kräftig vorgearbeitet, so kräftig, daß ich oft Sie zu sehen und zu hören glaube, wenn er recht aus dem Herzen spricht oder handelt. Und so ist

es billig, daß auch Sie sich Ihres Werks erfreuen mögen."

Still und ruhig hatte Ottokar indessen seit mehreren Jahren in Rom gelebt, in selbsterwählter Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften und Ehrenbezeugungen, nur mit sich, seinem Knaben, der Natur, der Kunst, und wenigen auserwählten Freunden. Tausend sehr ernste Erfahrungen hatten ihn endlich überzeugt, daß nur in der Kunst, entsagen zu können, der ächte Stein der Weisen verborgen liegt. An Aureliens marmor-glatter und kalter Natur waren alle seine Versuche fruchtlos abgeglitten, sie sich und dem ächten Genusse des Lebens zu gewinnen. So hatte er sie denn endlich aufgegeben, und begnügte sich damit, seine Gemahlin, nach der von ihr selbst gewählten Weise, das Glück suchen zu lassen, indem er ihr Geld und Freiheit gab, so viel sie bedurfte oder verlangte. Ersteres machte sein großes Vermögen und eigene Genügsamkeit ihm möglich, und daß Aurelia ihre unumschränkte Freiheit nie auf eine, seine Ehre verletzende Weise mißbrauchen könne, dafür bürgte ihm ihr Stolz

auf die einzige Frauentugend, die sie eigentlich anerkannte, und zu deren strenger Richterin sie sich überall aufwarf. Der kleine Herrmann, Ottokar's sehr anmuthig heranwachsender Knabe, gewährte ihm wenigstens einen Theil des häuslichen Glücks, nach dem er sich stets gesehnt und das er leider an Aurelien's Seite nie hatte finden können. In der Freude über ihn, vergaß er gern alles, was die Welt sonst noch ihm versagt hatte. Er näherte sich jetzt dem Alter, in welchem die Stürme in der Brust, denen er früher mit Muth und Kraft entgegen kämpfen mußte, allmählich von selbst sich beschwichtigen. Seine Jugend lag hinter ihm, wie ein halb schöner, halb ängstlicher Traum, aus dem Gabrielen's kurze Erscheinung gleich einem hellen Sterne hervorleuchtete. Er gedachte ihrer, wie einer himmlischen Gestalt, die auf irdischem Pfade ihm einst segnend vorüberschwebte und von höhern Sphären Kunde und Gewißheit verlieh.

Von ihrem ferneren Leben auf Erden seit jener Stunde, in der er sie gefunden, um sie zu verlieren, wußte er nur wenig. Ernesto hatte immer vermieden, ihm genaueren Bericht davon

zu geben; er wollte gern dem ohnehin auf mancherlei Weise Verletzten unnütze Schmerzen ersparen, und konnte es schweigend nur, da er ihm so wenig Erfreuliches zu melden hatte. Ottokar wußte nur, daß Gabriele vermählt sey, daß sie mit diesem Schritte ihrem Vater und ihrer Pflicht ein schweres Opfer freudig und willig gebracht. Dies war ja einst sein eignes Loos auch gewesen, und nach der ihn dafür beseligenden Ruhe seines eignen Bewußtseyns mußte er auch sie für beglückt halten. Freilich vergaß er dabei der Verschiedenheit des Verhältnisses, welches den Frauen das als eine sehr schwere drückende Last aufbürdet, was das freie glücklichere Loos der Männer diesen auf tausendfache Weise erleichtert.

So fand ihn Ernesto als er gegen Weihnachten mit seinem jungen Freunde in Rom anlangte. Denn die Reise nach Sicilien war aus mehreren bewegenden Gründen einstweilen aufgegeben. Bis jetzt hatte Ernesto sich von innerem Bangen immer abhalten lassen, Hippoliten mit Ottokar bekannt zu machen. Von diesem Gefühle geleitet, hatte er sogar die Reise nach Rom so weit hinausgeschoben und Ottokar's nur immer in sehr

allgemeinen Redensarten gedacht. Eigentlich fürchtete er, daß Gabrielen's Name, zur Unzeit genannt, bei Beiden Gefühle und Erinnerungen aufregen, ja vielleicht Scenen herbeiführen könne, die wenigstens ihrer mühsam errungenen Ruhe neue Gefahr brächten. Doch jetzt mußte er sich endlich entschließen, den Schritt zu wagen, den er schicklicher Weise nicht länger zu vermeiden wußte. Er führte beide einander zu, und hoffte dabei, weil er es wünschte, daß Jeder von ihnen das heiligste Geheimniß seiner Brust wohl zu bewahren wissen werde.

Hippolit fühlte sich gleich in den ersten Minuten ihres Beisammenseyns von Ottokar's Erscheinung mächtig ergriffen. Kein sterbliches Wesen, selbst Gabriele nicht, hatte sein Herz mit so unaussprechlicher Ergebung, mit so ganz rücksichtsloser reiner Neigung beim ersten Anblick erfüllt, als der schöne, ernste und dabei so unsäglich milde Mann, aus dessen hell leuchtendem Auge jugendliche Kraft und Wärme sprach, während er ausgerüstet mit aller Würde und allen Vorzügen des reifern Alters vor ihm stand.

Auch Ottokar ward von Hippolits liebenswür-

digem und bescheidnem Wesen angezogen, dieser kam ihm wie ein jüngerer Bruder vor, zu dessen vollendeter Bildung mitzuwirken, er mit der lebendigsten Theilnahme sich verpflichtet fühlte. Und so erbot er sich, mit Ernesto sein steter Begleiter zu allen jenen Wundern der Vorwelt zu werden, welche keine feindliche Macht dem heiligen Boden entführen konnte, der eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch sie treu aufbewahrte und aufbewahren wird. Innigst erfreut über Hippolits reges und richtiges Gefühl, schwelgte er an seiner Seite im frohen Nachempfinden jener Tage, in denen er selbst zuerst dies klassische Land betrat. Dafür theilte Hippolit Ottokar's Freude an dem kleinen Herrmann, der sich sehr schnell gewöhnte, ihn als seinen liebsten Spielgefährten zu betrachten. So ordnete sich bald ein für Alle sehr genußreiches Zusammenleben; nur Ottokar's Nähe schien Hippoliten noch gefehlt zu haben, um ihn ganz auf die Stufe der Bildung zu heben, für welche seine Natur ihn bestimmte; bei ihm fand er im glücklichsten Verein den würdevollen Ernst des vollendeten Mannes mit fast weiblich weichem Zartgefühl auf das innigste verbunden; und wäh-

rend Ernesto Hippolit's Geist, dessen Verstand und Wissen mit alle dem Reichthum ausstattete, den er selbst in so hohem Grade besaß, wirkte Ottokar nicht minder wohlthätig auf sein Gemüth. Er verhalf ihm zu jener Klarheit in seinem Empfinden, welche er selbst mühsam errungen hatte, und weihte ihn dadurch zu jedem Opfer, jeder Entsagung, welche das Leben im Laufe einer wahrscheinlich sehr langen Zukunft von ihm ferner noch heischen mochte.

So waren mehrere Wochen vergangen, während welchen sich Hippolit immer fester an Ottokar anschloß, als dieser zufällig von einer leichten Unpäßlichkeit gezwungen ward, einige Tage zu Hause zu bleiben. Hippolit eilte auf die erste Nachricht davon herbei und fand ihn allein, in einem abgelegenen Kabinett, zu welchem sonst Jedermann der Zutritt versagt ward, und das auch selbst er noch nie vorher betrat.

Eine einzige Zeichnung über dem Schreibtisch schmückte die mit grüner Seide ganz einfach bekleideten Wände des kleinen traulichen Gemachs,

ſie mußte dem Eintretenden gleich in die Augen fallen, und erſtarrt, bleich wie ein Sterbender blieb Hippolit wie eingewurzelt vor Gabrielen's Abbildung ihrer väterlichen Burg ſtehen; dem einzigen Angedenken von ihr, das Ottokar vor jedem fremden Blick hier wie ein Heiligthum aufbewahrte.

Ottokar fuhr, über den Zuſtand ſeines Freundes erſchrocken, vom Divan auf, auf welchem er lag. Er mußte ihn von einem plötzlichen Uebel befallen glauben und wollte ihm zu Hülfe eilen, als dieſer in aller früheren, mühſam bekämpften Heftigkeit ſeines Weſens in ſeine Arme ſich warf und ihn feſt umklammerte.

„Ja du biſt es," rief er, und das Weh eines ganzen Lebens lag in dem ſchmerzlichen Ton dieſer Worte, „du biſt es! Wer anders konnte es ſeyn als du? Wie war es möglich, daß ich dich nicht gleich erkannte! Nun iſt mir alles klar, ja nur dich, nur dich konnte Gabriele lieben und nur du konnteſt ihr entſagen. O ich Verblendeter! Daß ich erſt jetzt dieſes weiß!"

Auch Ottokar erſtarrte, als er dieſen Namen von dieſen Lippen ſo nennen hörte. „Gabriele!"

rief er, „kennſt du Gabrielen? Kennſt du dies Schloß?“

„Ob ich es kenne? ob ich Gabrielen, ob ich Schloß Aarheim kenne?“ antwortete Hippolit; ſeine Augen blitzten und alles Blut aus ſeinem Herzen färbte die erblichenen Wangen in Purpurglut. Er ſprang auf und riß ſein Taſchenbuch hervor, in welchem er eine kleine Kopie von Ernesto's Virginia aufbewahrte, die er auf Schloß Aarheim heimlich zu zeichnen Gelegenheit gefunden hatte. „Sieh her,“ rief er, „blick her, und du, du biſt ja Icilius, unverkennbar; mein Gott! wie gehen mir jetzt erſt die Augen auf!“

Ottokar betrachtete das Blatt; auch er erbleichte, tief erſchüttert, und kaum vermochte die zitternde Hand es feſt zu halten; denn eine Ahnung des ganzen Umfanges von Gabrielen's traurigem Geſchick ging ihm zum erſten Mal aus dieſen Zügen auf. Mit einer Art Beſchämung fühlte er plötzlich, wie vergleichungsweiſe glücklich er dieſe Reihe von Jahren verlebt hatte, während ſie den bitterſten Kampf mit dem Leben beſtand. Schweigend ſtanden beide einige Minuten einander gegenüber, doch dem geprüften feſteren Manne

gelang es eher, Fassung zu erringen, als dem wild bewegten, sturmvollen Herzen des Jünglings. Ottokar nahm ihn an seine Brust, wie ein Vater sein liebes verwundetes Kind, er zog ihn zu sich, er sprach ihm liebkosend zu, mit seiner sanften beruhigenden Stimme. Hippolit erkannte die Töne, die einst auch in Gabrielen's Herzen wiederhallten, er konnte ihrem Zauber nicht widerstehen, sie beschwichtigten allmählich das Toben in seinem Innern, und nun begann zwischen beiden edlen Menschen eine Scene des innigsten Vertrauens. Ihre Seelen, alle ihre Gedanken ergossen sich in einander; was nie über ihre Lippen gekommen war, gestanden sie sich hier, offen, wahr, ohne Rückhalt, alles tief im Herzen Verborgene kam zur Sprache und diese Stunde, die bei minder Vorzüglichen vielleicht eine ewige Trennung bewirkt hätte, verband sie einander für Zeit und Ewigkeit.

Den ganzen Tag hindurch ließ Ottokar den jetzt ganz Gewonnenen nicht von seiner Seite. Ernesto kam hinzu, es war unmöglich ihm, was vorgegangen, zu verhehlen, und er sah mit freudiger Rührung neues, ihm unerwartetes Heil aus einer Entdeckung entstehen, die er nur deshalb so

ängſtlich abzuwenden geſucht hatte, weil die Erfahrung eines langen Lebens unter den Menſchen ihn um den Glauben an die hohe Reinheit des Gemüths gebracht hatte, die ihm doch hier, faſt am Ende ſeiner Laufbahn, aus der Bruſt ſeiner Lieblinge ſo hell entgegen ſtrahlte.

Ottokar nachzuſtreben, in allem nur Erreichbaren, war von nun an Hippolit's felſenfeſter Entſchluß.

„Sie hat ihn geliebt und er konnte ihr entſagen," ſprach er in einer ernſten Stunde des reinſten Vertrauens zu Erneſto. „Auch ich entſage, ich der Ungeliebte, der hoffnungsloſer, als je, doch ewig ihr Bild im Herzen tragen muß. Ich kann ſie nie gewinnen, nun ſo ſey all' mein Streben, ihrer werth zu werden, wie Ottokar es iſt. Kein Laut, kein Blick verrathe von nun an meinen ſtillen Schmerz, auch Sie Erneſto, ich flehe darum, auch Sie ehren ihn durch Schweigen."

Andere Pläne, andere Hoffnungen reiften indeſſen in Ottokar's edler Bruſt. Erſt jetzt, durch die Zeichnung Erneſto's zur Sprache gebracht, hatte

er von diesem treuen Freunde vernommen, welche lange Reihe von Entsagungen und Opfern jeden Tag in Gabrielen's Leben bis zu dieser Stunde bezeichnete. Seine reuige Wehmuth, wenn er den Abstand zwischen seinem und ihrem Geschick betrachtete, steigerte sich zu einer ängstlich drückenden Höhe, ihm war, als habe auch er ihr Unglück mit verschuldet, und müsse jetzt nur suchen, sie zu erretten. In aller unerträglichen Lächerlichkeit und Widerwärtigkeit sah er Moritz neben Gabrielen, unablässig wie ein Schreckbild stand dieser vor seiner Phantasie. Er vermochte es nicht, sich von ihm abzuwenden; im Gegentheil ward er nicht müde, Ernesto über seine Persönlichkeit auszufragen, als hoffe er, dennoch endlich etwas zu vernehmen, das ihm Trost zu geben vermöchte. Und zuletzt blitzte wirklich während eines solchen Gesprächs wenigstens ein Hoffnung verheißender Strahl in ihm auf.

„Nein," sprach er endlich, sich selbst zum Troste, „die Natur wird nicht ungerecht seyn, sie wird nicht die Lebenszeit des kränklichen Greises bis an die äußerste Gränze des menschlichen Lebens hinaus rücken, um die Qual jenes himmlischen We-

sens zu verlängern. Gabriele wird frei, vielleicht bald, und wer wäre dann des Glückes würdiger, die trübe Erfahrung ihres Lebens auszugleichen, jede qualvolle Erinnerung zu verlöschen, als dieser seltne Hippolit, mit seiner unendlichen Liebe! An sich selbst dachte Ottokar nicht dabei, von jeher glich sein Gefühl für Gabrielen mehr der anbetenden Bewunderung, als irdischer Liebe. Jugendlich schön, fast noch in holder Kindlichkeit, wie sie in jener einzigen unvergeßlichen Stunde ihm erschienen war, um schnell wieder zu verschwinden, schwebte ihr Bild noch immer unverändert vor seinem inneren Sinn; es konnte ihm nicht einfallen, sich selbst noch würdig zu halten, ihr alle ihre Leiden zu lohnen, sogar wenn ein unerwartetes Geschick die Bande zerreißen sollte, die ihn an Aurelien fesselten, und die er selbst längst entschlossen war, nie eigenmächtig zu lösen. Die bedeutende Reihe von Jahren, die er vor Gabrielen vorauszählte, hatte ihn jener Zeit zugeführt, wo jedes jugendlich-wild-aufbrausende Gefühl in milderes Empfinden übergegangen ist. Gabrielen noch dereinst glücklich zu wissen, mit dem Bewußtseyn, selbst zu ihrem Glücke beigetra-

gen zu haben, ward ihm jetzt zum vorherrschenden Wunsch, der immer und überall ihn begleitete. Hippolit's unveränderte mit jedem Tage reifende Liebe zu ihm, die ganze liebenswürdigkeit seiner Natur, zogen ihn immer mehr an, er gewöhnte sich, ihn nur mit Hinsicht auf Gabrielen zu betrachten. Bald kam er dahin, sich Beide schon jetzt als Eins zu denken, und so machte er es sich zum angelegentlichen Geschäft, ihm überall zur Seite zu stehen. Gabrielen's Name ward nach jenen ersten Stunden heiligen Vertrauens nie wieder unter ihnen genannt, doch beide lasen ihn oft, eins in des andern Blicken. Auch Ernesto schmeig, und vermöge durch Hippolits Herrschaft über sich selbst, gab er sich heiterer wie zuvor, der Freude an den Fortschritten seines Zöglings in allem Edlen, Guten und Schönen hin, ohne weder über die Vergangenheit noch über die Zukunft ängstlich zu grübeln.

---

[1] An der Seite seiner edlen Freunde, angeregt und ermuthigt durch Ottokar's Nähe und Ernesto's klaren welterfahrnen Sinn, gelangte Hippolit zu

einer immer ſicherer werdenden Gewalt über ſich ſelbſt. Das Jahr neigte ſich zu Ende, und er fühlte jetzt im gerechten Vertrauen auf ſich, daß er es wagen dürfe, Gabrielen um die Erlaubniß zur Rückkehr zu bitten. Sie hatte ſie ihm beim Scheiden unter Bedingungen verſprochen, deren Erfüllung ihm zwar noch ſchwer, aber doch nicht mehr unmöglich dünkte.

So ſchmerzlich auch Ottokar die Trennung fühlen mochte, beſtärkte dieſer ihn doch durch ſeine Zuſtimmung in dieſem Entſchluß, und ſo wagte es Hippolit denn endlich, ihn gegen Gabrielen auszuſprechen.

„Fürchten Sie keinen neuen Ausbruch jener vernichtenden Leidenſchaftlichkeit mehr von mir, deren ich jetzt nur noch mit einem ſehr beſchämenden Gefühl gedenken mag," ſchrieb er ihr. „Sie werden Ihren wilden Edelknaben in nichts wieder erkennen, als in der treuſten Anhänglichkeit und unbedingten Ergebung in Ihren Willen. Mögen Sie ihn zum zweiten Mal und auf immer verbannen, wenn je ein Wort, ein Blick, ein Athemzug jene trüben Tage Ihnen zurückruft, in denen er mit umdüſtertem befangnen Sinn alles

vergaß, was er Gott, sich selbst und Ihnen schuldig ist. Gabriele! seyn Sie wieder mild und gütig, wie Sie es immer waren; Sie können es ohne Sorge, ich will ja nichts als in Ihrer Nähe seyn, Sie sehen, Sie hören. Sie selbst sollen bestimmen, wie oft, wie lange? Und wenn Sie mir nur eine Stunde, ja nur wenige Minuten des Tages vergönnen, ich will nicht murren gegen Ihr Gebot, das ich dankbar verehre."

Wenige Wochen nach dem Empfange dieses Briefes stand Hippolit selbst vor Gabrielen.

Er fand sie allein in ihrem stillen Zimmer in der Residenz, wohin sie von Lichtenfels zur Pflege ihres Gemahls zurückkehren mußte, der vor einigen Monaten sehr krank von seinen ermüdenden Streifereien zu Hause angelangt war. Hippolit wankte zwar, als er Gabrielen zuerst wieder erblickte, doch half ihm die Bewegung, in die sie selbst in diesem Momente gerieth, dies zu verbergen. Ihr Auge strahlte mit ungewohntem Feuer, ein blühenderes Roth färbte ihre Wangen, ihre Gestalt schien noch ätherischer als

sonst, die Zeit hatte ihrer Schönheit höheren Glanz verliehen und mit der ersten Blüthe früher Jugend ihr keinen Reiz geraubt. So erhob sie sich bei seinem Eintritte von ihrem Sessel und suchte vergebens nach freundlichen Worten, ihn damit zu begrüßen. Er wagte es nicht, die Hand zu berühren, die sie wie unwillkührlich ihm halb entgegenreichte, aber sein Herz sprach laut aus seinem gesenkten Blicke, aus der edlen und doch so demüthigen Stellung, in der er vor ihr, wie vor einem Götterbilde, sich ehrerbietig neigte. Der Edelknabe war zum Manne geworden, zum männlichschönsten, den ihr Auge je erblickte, aus dessen edlen, rein harmonischen Zügen jede Spur jenes wilden Feuers verschwunden war, von dem sie sonst so oft erschreckt worden. So hatte Ottokar ihren Jugendträumen vorgeschwebt, jetzt erblickte sie das Traumbild ins Leben gerufen, aber veredelt, verklärt, wie sie selbst in ihren phantasiereichsten Stunden es nie sich gedacht hatte.

Beide schwiegen in den ersten Momenten; Hippolit fand zuerst den Muth, dies Schweigen zu brechen. Er brachte Briefe, Zeichnungen,

Kameen, Pasten, kleine Mosaiken, die Ernesto ihm für Gabrielen mitgegeben hatte, und kramte alle die glänzenden Gaben in liebenswürdiger Geschäftigkeit vor ihr auf dem Tische aus.

Von ihnen wendete sich das Gespräch auf sein Leben und seine Reisen in Italien. Er sprach viel von Ernesto, endlich wagte er es, sogar Ottokar's Namen zu nennen und Gabrielen manches Angenehme von dessen jetzigem Leben mitzutheilen. Er that es mit etwas unsicherer Stimme und gesenktem Blick, ohne jedoch Ottokar's in irgend einer genauern Beziehung zu Gabrielen zu erwähnen. Er sprach von ihm nur als von einem ihm sehr theuern Freunde, dem er unendlich viel verdanke. Es war das letzte schwerste Erproben seiner Standhaftigkeit, das er sich selbst auferlegt. Er hatte darin bestanden, aber jetzt vermochte er auch nicht mehr. Er erhob sich um Abschied zu nehmen, und bat nur noch um die Erlaubniß, zu einer gelegenen Stunde auch Moritzen begrüßen zu dürfen.

Hippolit hatte während seines Besuchs beinah allein gesprochen, denn Gabriele vermochte es kaum über sich, dann und wann einige Worte

der Schicklichkeit zu Liebe einzuschieben; sie war ganz Auge, ganz Ohr, hingerissen vom lebhaftesten Erstaunen über die unglaubliche Veränderung, die, in weniger als zwei Jahren, wie durch ein Wunder bewirkt, ihr hier entgegenleuchtete.

In tiefem Nachsinnen und doch fast ohne Worte für ihre Gedanken, blieb Gabriele lange wie in sich verloren. War das der Hippolit, welcher einst so keck und vorlaut an dieser nämlichen Stelle auftrat? War das der wilde rohe Jüngling, dessen ungebändigten Sinn sie unlängst mit so ernster Strenge zurecht zu weisen gezwungen war? Ihr Herz regte sich laut in ungestümen Schlägen, ihre Wangen glühten, vor Freude weinte sie, über diese glückliche Verwandlung. Eine ihr unerklärliche Unruhe hielt sie mitten in diesem frohen Gefühle befangen, die bei dem Gedanken, ihn am Abend wieder zu sehen, in ihr ein Bangen erregte, wie sie kaum damals es empfunden hatte, als sie, ein Neuling in der Welt, zwischen Fürchten und Hoffen Ottokar's Gegenwart im Salon ihrer Tante entgegenging.

Endlich am Abend erschien Hippolit in Mo-

ritzen's Zimmer. Der mürrische Kranke empfing ihn mit bittern Vorwürfen über seine plötzliche Abreise von Schloß Narheim, die Hippolit mit vieler Sanftmuth ertrug. Bald fühlte sich Moritz wieder von dem gewohnten Zauber hingerissen, den die Gegenwart seines ehemaligen Lieblings stets an ihm übte. Er wurde immer freundlicher, zuletzt war alles Unangenehme so weit vergessen, daß er nur aufs neue mit Bitten in ihn drang, sein Haus wie ehemals als sein eignes zu betrachten. Der ihm nun wieder ganz zugeneigte Alte trug ihm sogar eine Wohnung in demselben an, er drang sie ihm fast auf, und Hippolit bedurfte aller seiner Gewandtheit im Leben, um dies Anerbieten bescheiden von sich abzuweisen. Er that es, ohne dabei den Blick zu Gabrielen zu erheben, die hocherröthend und schweigend der Verhandlung zuhörte, ohne die mindeste Aeußerung über sie zu wagen. Sie schämte sich innerlich ihrer Verlegenheit dabei, denn sie glaubte nun fest überzeugt seyn zu können, daß in Hippolit's Gemüth keine Spur von jenem Gefühl mehr lebe, das sie einst zwang, ihn zu verbannen, und doch vermochte sie es

nicht über ſich, dieſe wunderbare, ihr ſelbſt unerklärliche Befangenheit zu beſiegen.

Von nun an war Hippolit aufs neue Gabrielen's täglicher Gaſt. Sein Betragen blieb ſich immer gleich. Immer erſchien er gelaſſen, ſanft, freundlich gegen Moritzen; voll inniger Theilnahme und ungeheuchelter Ehrfurcht gegen Gabrielen. Zuweilen fand er ſie allein, öfter am Krankenſeſſel ihres Gemahls, der von einem unheilbaren Aſthma ergriffen, in manchen Augenblicken Todespein litt, von der er ſich aber ſtets nach einigen qualvollen Minuten ſchnell wieder erholte. Zufolge des Ausſpruchs der Aerzte konnte er noch viele Jahre lang mit dieſem Uebel kämpfen, ehe es ihn überwältigte.

Einſt, nicht lange nach ſeiner Ankunft, überraſchte Hippolit Gabrielen, eben da ſie zitternd vor Froſt, in der unfreundlichſten Jahreszeit, bei weit geöffneten Thüren und Fenſtern den athemloſen Kranken unterſtützte, der für ſeine gequälte Bruſt nur in der fürchterlichſten Zugluft einige Erleichterung fand, und ſie dabei in ſeinem be-

wußtlosen Zustand fest umklammert hielt. Der Anfall ging vorüber und Hippolit gewann Zeit und Kraft, Gabrielen zu betrachten, welche, mit leidige Thränen im schönen Auge, erschöpft hinsank.

Sein Herz stand still vor Entsetzen, da ihm in diesem Momente die Gefahr plötzlich entgegen starrte, der sich dieses zarte Wesen täglich aussetzte. Und für wen?

Die auf ihren vorher so bleichen Wangen schnell erblühende tiefe Röthe, das ungewohnte Strahlen ihrer Augen begeisterte sie seinem verahnenden Herzen auf einmal als eines jener Opfer, welche der langsam heranschleichende Tod erst mit übereidlicher Schönheit schmückt, ehe er sie früh und auf immer erbleichen läßt.

Von ungeheurer Angst getrieben, ergriff er nun die erste einsame Stunde mit ihr, um sie um Schonung für sich selbst anzuflehen. Es war die erste Bitte, die er seit seiner Rückkehr aus Italien an sie wagte; wenn sie sie nun gewährte, sollte sie auch die letzte sein, die sie ihr gewährte.

Gabriele konnte sie ihm weder versagen noch gewähren, und Hippolit sah sich

dadurch gezwungen, sie von nun an gleich einem theuern Kleinod argwöhnisch zu bewachen. Er beschloß, so viel Zeit als möglich in ihrem Hause zuzubringen, entstehe daraus was da wolle, um nur gleich zur Stelle zu seyn, wenn der Kranke so gefahrvollen Beistand verlange. Denn eigensinnig wie immer, erklärte dieser, ihn nur von seiner Gemahlin oder Hippoliten annehmen zu wollen.

Die Welt, eigentlicher was man in großen Städten die Welt zu nennen pflegt, begann freilich hier und da des glänzenden Fremdlings stete Anwesenheit im Aarheimischen Hause zum Ziel ihrer Bemerkungen zu machen; doch in der Abgeschiedenheit, in welcher Gabriele jetzt lebte, vernahm diese wenig davon. Weniger noch Hippolit. Denn sowohl sein Aeußeres, als die Erinnerung an sein Betragen gegen Adelberten waren ganz dazu geeignet, Jedermann den Muth zu einem unziemenden Scherze gegen ihn zu benehmen.

Und so war Hippolit jetzt glücklicher als er es je zu werden gehofft hatte; er war es in der Ueberzeugung, daß es ihm wirklich gelänge, zur Erhaltung und Erleichterung des geliebten We-

sens beizutragen, für das er mit Freuden sein Leben hingezogen hätte. Ein freundlicher Stern schien dabei sein Bemühen zu begünstigen, denn Moritz ward bald darauf scheinbar besser, wie das bei Kranken seiner Art zuweilen wohl auf kurze Zeit geschieht, und er ermangelte nicht, dies einzig der treuen Pflege seines jungen Freundes zuzuschreiben. Seine heimgründen Unfälle verliessen ihn einstweilen fast gänzlich, dafür aber stellte sich seine alte Feindin, die Langeweile, wieder ein, und er machte jetzt weit stärkere Ansprüche als je zuvor auf Hippolit's und Gabriele's Gesellschaft in den Abendstunden.

Um den Unterhaltung eine leidliche Wendung zu geben, trug Hippolit allmählich alle seine, in Italien gesammelten Kunstschätze herbei. Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche, kleine Antiken gaben Moritzen's Zimmer gar bald das Ansehen eines Museums. Wunderbarer Weise bildete dieser sich mit einem Male ein, ein grosser Kunstkenner geworden zu sein; da indessen seine Redseligkeit durch sein Alleinsein sehr gehemmt ward, so war er weit weniger störend als sonst, und blieb gewöhnlich nur ein grösstentheils stummer Zu-

hörer von dem, was Hippolit und Gabriele mit einander sprachen. Er behauptete indessen sehr ernstlich, diese Unterhaltungen, besonders Hippolit's Erzählungen ungemein ergötzlich zu finden, spielte aber dabei doch mit sich ganz allein eine Schachparthie nach der andern, wie Philadelphia sie in seinem Schachbuche vorschreibt, sammt allen Abänderungen jedes einzelnen Spieles. Triumphirend rief er sein „Matt!“ aus, wenn die Weißen gewannen, die er nach seines Meisters Beispiel, der die Schwarzen gewöhnlich schlecht spielen läßt, in besondern Schutz genommen hatte. Dabei glaubte er steif und fest, sich den ganzen Abend über einzig mit der Kunst beschäftigt zu haben.

Hippolit's und Gabrielen's Unterhaltung gewann durch dieses sonderbare Beisammenseyn einen ganz eignen Reiz, eine fast größere Freiheit, als wären sie ganz ohne Zeugen gewesen. Moritz vertiefte sich immer mehr in sein Studium des Schachspiels und mischte sich immer weniger in ihr Gespräch. Die Kunstwerke um sie her, und Hippolit's in Italien, unter Ernesto's Leitung sehr ausführlich geschriebenes Tagebuch gaben ihnen stets neuen, nie endenden Stoff.

Gabriele ward in mancher Hinsicht jetzt wirklich die Schülerin ihres Freundes, anhatt daß er sonst in Schloß Rucheim von ihr lernte. Lächelnd erwähnte sie einst gegen ihn dieser seltnen Umwandlung.

„Bin ich nicht alles durch Sie?“ erwiederte er ihr. „Sie allein erweckten mich zu zu diesem neuen etwigen Leben. Sie öffneten mir zu zuerst das Reich der Kunst und führten mich zur beseligenden Erkenntniß der ewigen Schönheit. O Gabriele, wüßten Sie, mit welchem Wonnegefühl ich mir täglich zurückrufe, was ich Ihnen alles verdanke! Möge nur ein günstiges Geschick mir erlauben, Ihnen stets zur Seite zu stehen wie jetzt, um mit jedem Athemzuge Ihnen zu beweisen, daß ich nur für Sie lebe, für Sie, die mich allein dem Sonnenlichte und der Hoffnung erhielt.“

Ein Monat nach dem andern verging auf diese Weise und Hippolit fühlte mit immer tiefrer Ueberzeugung, daß weder Zeit noch Veränderung des Ortes, seinem Gemüth in Hinsicht auf Gabrielen eine andere Richtung gegeben habe, noch geben könne. Sie war theurer, gleich einem

Götterbilde, in ſeinem Herzen, und die Einſamkeit war noch oft Zeuge ſeines Schmerzes. Unendliches Mitleid mit ihr, mit ſich und auch mit Ottokar hielt manche bange lange Nacht hindurch den Schlummer fern von ſeinem Lager. Doch er hatte gelobt, ſich zu beherrſchen, und er führte es mit bewundernswerther Standhaftigkeit aus. Er kam und ging, und kein Wort, kein Blick durfte ſein Geheimniß verrathen. Er dachte wohl daran, daß Gabriele auf dieſe Weiſe ſeine frühere Liebe zu ihr als erloſchen, und in ruhige Freundſchaft umgewandelt betrachten würde, aber er war bereit, auch dieſes zu tragen, um nur den innern Himmelsfrieden der hochgeliebten Frau nie wieder zu trüben.

Aechte Liebe und Beſcheidenheit gehen ſtets Hand in Hand. Deshalb kam in Hippolit's Seele keine Ahnung von dem, was in qualvoller Seligkeit ihn vielleicht zum Wahnſinn getrieben hätte, wäre es von ihm erkannt worden. Ach! jener Himmelsfrieden, den er ſchonen wollte, war längſt aus Gabrielen's Bruſt gewichen und

entfernbte ſich ihr immer mehr und mehr mit jedem Tage, den Hippolit in ihrer Nähe verlebte. Während die unabläſſige Sorgfalt, mit der er in Gabrielen's Gegenwart ſtets über ſich ſelbſt wachte, ihm keine Zeit ließ, ſie anders als in Hinſicht auf ihre Zufriedenheit mit ihm zu beobachten, entzückte ihn zwar die holde Freundlichkeit, mit der ſie ihn gewöhnlich behandelte, aber er dachte dabei nur daran, ſich dieſes ſein gegenwärtiges Glück zu erhalten, und war weit davon entfernt, zu kühneren Hoffnungen den Blick zu erheben.

Auch Gabriele blieb Wochen- und Monden-lang ſich ſelbſt ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, immer weiter hinaus ſchob. Vom Rückblick auf das frühere, von ihrer Seite ſo ruhige reine Verhältniß zu Hippoliten geblendet, glaubte ſie, es ſey noch wie ehemals. Sie ahnete nicht, was aller Blut ihres Herzens in heißen tobenden Strömen ihren Wangen zutrieb, wenn ſie aus faſt unhörbarer Ferne den Ton ſeiner Stimme, das Nahen ſeiner Schritte vernahm. Neues, nie zuvor geahntes Leben war ihr aufgegangen, doch ſie er-

kannte weder deſſen Urſprung, noch das Stürmen und Wogen, welches ihre Bruſt mit ſüßem Schmerz beklemmte, himmelweit abweichend von jedem früheren Gefühl. Wenn ſie Morgens erwachte, war Hippolit ihr erſter Gedanke, Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen, ihr erſtes Empfinden, und dennoch erſchrak ſie, und hätte es gern abgewendet, wenn ſein Beſuch ihr gemeldet ward. War er aber erſt da, dann begann ein hohes genußreiches Leben. Seine Worte, ſeine Aeußerungen entwickelten ihr täglich eine zuvor nicht gekannte Liebenswürdigkeit, eine neue, höhere Achtung fordernde Eigenſchaft an dem edlen ſchönen Manne, der dabei in ungeheuchelter Verehrung ſich und jede ſeiner Handlungen ihrem Willen unterwarf. Sie hing an ſeinen Blicken, an jeder ſeiner Bewegungen, alles andere vergeſſend, bis irgend ein unbedeutender Zufall ſie aufſchreckte. Verlegen wandte ſie ſich dann von ihm ab, floh aus ſeiner Nähe oder ſuchte ihre, ihr ſelbſt unbegreifliche, tiefe Beſchämung hinter irgend einem kleinen Geſchäft, das ſie plötzlich unternahm, zu verbergen. Zwanzigmal des Tages fühlte ſie ſich auf dieſe Weiſe von ihm angezogen und

fortgetrieben. Sie war von einer Unruhe, einer Unbestimmtheit ergriffen, die sie mit Angst erfüllten, die ihr nicht erlaubten, irgend etwas zu unternehmen oder gar zu vollenden, als nur in Bezug auf Hippolit. Jene, ihr eignes Wesen wie die Welt, hellüberschauende Klarheit, war für den Moment gänzlich von ihr gewichen; Gedanken, Empfindungen stiegen in ihr auf, ihr so fremd, daß sie oft sich überredete, das Herannahen einer bedeutenden Krankheit vorzuempfinden. Ein Zufall mußte sie über sich selbst klar werden lassen, wenn gleich auf schmerzliche Weise.

Unerachtet ihres jetzt sehr merklich herannahenden höheren Alters hing Gabrielen's Tante, die Gräfin Rosenberg, noch immer mit gewohnter Leidenschaftlichkeit an der Welt, an deren Freuden, und war keinesweges gesonnen, den Platz aufzugeben, den sie in ihr so lange ehrenvoll behauptet hatte. Mehr als je zuvor beruhte jetzt ihr Glück auf Glanz und Geräusch, denn sie bedurfte beides, um manchem ernsteren Gedanken zu entweichen, der sich zuweilen doch ungerufen

ihr entgegendrängte. Ein einziger unbesuchter Assembleeabend in ihrem Hause hätte ihr den Tod geben können. Dies fühlend, und treu ihren früheren Grundsätzen, suchte sie daher bei Zeiten in dem sie umgebenden Kreise nach einem jungen liebenswürdigen Wesen, das fähig wäre, Gabrielen's Alle herbeizaubernde Gegenwart ihr einigermaßen zu ersetzen. Denn sie mußte leider diesen Winter über in ihrem Salon Gabrielen vermissen, weil die Pflicht diese an das Krankenzimmer des Gemahls gefesselt hielt.

Der Gräfin gewohnter Scharfblick fand gar leicht den geselligen Magnet, welchen sie suchte, in der im üppigsten Jugendreiz eben aufblühenden Ida von Schöneck, Gabrielen's ehemaliger Begleiterin nach Schloß Aarheim. Seltene Schönheit und manches angenehme Talent hatten sich seit jener Zeit auf das schnellste und liebenswürdigste in diesem jungen Mädchen entwickelt. Die Gräfin konnte keine glücklichere Wahl treffen, denn der ewige Kampf zwischen einem unbegränzten Hange zum Vergnügen und sehr beschränkten häuslichen Verhältnissen machten die arme Ida zur Gefälligkeit selbst, was auch immer von

ihr gefordert werden mochte. Sie verließ das Haus ihrer Mutter und bezog ein Zimmer im Hotel ihrer neuen Beschützerin.

Alle Stunden, welche Toilette und Gesellschaft ihr übrig ließen, wurden dort mit unermüdetem Eifer auf den Unterricht gewendet, den ihr die Gräfin in Musik, Tanz und allen jenen Künsten ertheilen ließ, welche in unsern verfeinerten Tagen den höchsten Schmuck der, darüber selbst zur Kunst gewordenen Geselligkeit ausmachen. Von Eitelkeit gespornt, ersetzte der angestrengteste Fleiß, was hie und da die Natur versagt haben mochte, und die einmal der Dunkelheit entrissene, vor kurzem noch so unbedeutende Ida trat ganz unerwartet als eine leuchtende Sonne hervor, deren Glanz alle ihre Umgebungen überstrahlte. Der Gräfin Rosenberg Haus ward durch Ida wieder, was es stets gewesen war, der Mittelpunkt aller guten Gesellschaft in der Residenz, sie selbst schwamm in Seligkeit, und vergötterte beinahe die kleine Zauberin, welche alle diese Wunder bewirkte.

Zwar war Ida himmelweit davon entfernt, Gabriele zu seyn; ihre Talente, ihr Wissen, waren

nur ein oberflächlich Erlerntes, auf den Licht-Effekt berechnet; aber eben diese Licht-Effekte hatte sie meisterhaft studirt. Dazu besaß sie den Reiz der Neuheit, der frischesten Jugend und obendrein eine seltene Fähigkeit, fremde Liebenswürdigkeit sich anzueignen. Sogar das mondenlange Zusammenleben mit Gabrielen hatte sie, wenigstens für das Aeußere, vortheilhaft zu benutzen gewußt, und nichts bezeichnet sie besser, als das französische Wort: **je ne suis pas la Rose, mais j'ai habité avec elle.**

Begleitet von diesem ihrem jungen glänzenden Lieblinge, trat nun die Gräfin eines Abends ganz unerwartet in Gabrielen's Zimmer ein, um ihre vielgeliebte Nichte einmal wieder zu sehen, nach der sie sich, ihrer Versicherung nach, mondenlang vergebens gesehnt hatte. Sie erklärte, den ganzen Abend bei ihr bleiben zu wollen und etablirte sich förmlich mit ihrer Knötchen-Arbeit auf dem Sopha, um dieses zu beweisen, denn der heutige Tag war eben ein allgemeiner Bußtag gewesen, der ohnehin still und mitunter auch wohl langweilig selbst von denen zugebracht werden mußte, die nicht wie die Gräfin und Ida im ewigen Wechsel

des Vergnügens sich herumzudrehen gewohnt sind. Der seltene Besuch der Tante ward den Gabrielen mit gewohnter Holdseligkeit empfangen und auch Ida's beinahe ungestüme Liebkosungen wurden so von ihr erwidert. Wie entzückt, warf sich diese ihr in die Arme, und ward nicht müde, ihrer Freude über dieses lang ersehnte Wiedersehen Worte zu geben.

Mit innigem Wohlgefallen und stiller Bewunderung betrachtete indessen Gabriele das, alle früheren Erwartungen weit hinter sich lassende Erblühen des jugendlichen Wesens, das noch in diesem Moment durch ein, bei Hippolit's kindlich aufjauchzendes freudiges Strahlen der schönen Augen unendlich reizender ward. Sie ließ Ida lächelnd gewähren, wie man einem artig spielenden Kinde den Willen thut, als diese nun mit anmuthiger Geschäftigkeit sich der Verwaltung des Theetisches bemächtigte, dabei die in Schloß Starheim selig verlebten Tage pries, und überhaupt alle ihre kleinen Künste spielen ließ, um sich so interessant und liebenswürdig als möglich zu zeigen. In Gabrielen's reine Seele kam noch immer keine Ahnung von diesen Künsten, unerachtet ihre ge-

naue Bekanntschaft mit der Welt sie in dieser Hinsicht wohl hätte einsichtiger machen können. Sie aber war zu wahr geblieben, um an das Falsche oder Schlechte zu glauben, ehe Thatsachen sie davon unwidersprechlich überzeugten. Und so wie sie als sechszehnjähriges Kind die jugendliche frische Farbe ihrer schon damals mehr als vierzigjährigen Tante bewundert hatte, eben so ließ sie sich auch jetzt zehn Jahre später von der gutgespielten kindlichen Naivetät eines achtzehnjährigen Mädchens blenden, ohne in ihr die geübte Schauspielerin zu erkennen. Das Vergnügen, mit dem sie dem anmuthigen Wesen zusah, stieg mit jeder Minute, ihr Auge suchte endlich Hippoliten auf, um auch ihn zur Theilnahme daran aufzufordern, doch sie ward gewahr, daß es dessen nicht bedürfe. Fest gebannt, alle seine Aufmerksamkeit ausschließend dem reizenden Geschöpfe zugewendet, sah sie ihn hinter Ida's Stuhl stehen, die glänzenden Augen nur auf diese geheftet, und ein ganz eignes stechendes Weh durchbebte in dem Momente ihre Brust.

Ida ward immer lebendiger in ihren Bewegungen und im Gespräche. Die ihr ganz eigene

Grazie in all ihrem Thun wurde immer sichtbarer, und Hippolit gerieth dadurch nach und nach in eine ihm jetzt seltene fröhliche Laune. Unter dem Vorwande, ihr wie wohl ehemals in Schloß Narheim geschehen war, bei ihrem Geschäfte helfen zu wollen, rückte er sich einen Stuhl dicht neben den ihrigen, verwirrte lachend und schäkernd die Tassen, reichte ihr den Rum statt des Rahms, warf Zucker in die Tassen, die dessen nicht bedurften, ließ sich von ihr ausschelten ohne sich deshalb zu bessern, und trieb tausend kindische Possen, worüber sie herzlich lachen mußte, was ihr über die Maßen wohl stand, und ihn zu immer neuen lustigen Einfällen hinriß.

Die Gräfin sah dem artigen Spiele des schönen jungen Paars mit unverhehltem Vergnügen darüber zu, und begann nach Art älternder Frauen, auf diese Stunde Pläne für ihre Ida zu bauen, die sie durch manchen heimlichen Wink auch Gabrielen mitzutheilen versuchte; doch diese war nicht gestimmt, sie zu verstehen.

Mit nie empfundener Angst fühlte sie in ihren Augen aufsteigende Thränen, sie wollte nach dem Beispiel der Andern den heimlichen Schmerz weg-

lachen, aber es war ihr unmöglich. Je lustiger jene wurden, je ernster ward sie. Zum ersten Mal in ihrem Leben war es ihr als ob sie launig, verdrüßlich werden wolle; sie strebte, ihre Verstimmung wenigstens zu verbergen, da sie nicht vermochte sie zu unterdrücken, und zuletzt hielt sie dieses sogar für überflüssig, denn sie glaubte zu bemerken, daß Niemand sie beachte. Hippolit wie die Tante hatten nur Augen für Ida, die ihren Muthwillen immer höher trieb, und dabei immer reizender ward, während Gabriele in immer steigender Beklemmung den Abstand ihres innern Mißmuths mit der allgemeinen Stimmung empfand.

Es ist Besorgniß um Moritzen, was so mich quält, dachte sie endlich, er ist so verlassen, vielleicht schmerzlich leidend, in seinem einsamen Zimmer. Sie wünschte Hippoliten an ihn zu erinnern, aber ein wunderliches Schämen hemmte ihre Worte. Sie dachte darauf, sich selbst auf einige Minuten bei der Tante zu beurlauben, um nach ihm zu sehen, aber auch dazu fehlte ihr Entschlossenheit. So kämpfte sie eine ziemliche Weile mit sich selbst und ward immer ernster,

als der vermeinte Gegenstand ihrer Sorge ihrer Ueberlegung ein ganz unerwartetes Ende brachte, denn Moritz selbst trat in ihr Zimmer, was er lange nicht gewagt hatte.

Heiter und wohl, wie er es seit Monden nicht gewesen, wollte er seine Gemahlin durch diesen Besuch angenehm überraschen, und ward selbst durch das lustige Treiben überrascht, in das er hier ganz unerwarteter Weise hineingerieth, und das ihm in diesem seinen Anflug von guter Laune höchst willkommen war.

Die Stunden flogen, der Abend verging ehe man es dachte. Ida's naiver Witz zeigte sich unerschöpflich, ihre Fröhlichkeit unverwüstlich, so daß Moritz nach ihrer Entfernung nicht aufhören konnte, sie und den angenehmen Abend, den sie ihm gewährt hatte, zu preisen. Er erinnerte sich mit einem Male, schon in Schloß Aarheim eine stille Neigung Hippolit's zu dem reizenden Mädchen bemerkt zu haben, alle jene alten Neckereien und Anspielungen, mit denen er seinen jungen Freund dort oft genug gelangweilt hatte, wurden wieder hervorgeholt, und mit ernsten Ermah-

nungen begleitet, das Glück ja zu ergreifen und festzuhalten, so lange es ihm lächle.

Hippolit erwiederte wenig; er stand da, in ängstlicher Verlegenheit, die Moritzen's Vermuthungen zu bestätigen schien, und dachte nicht daran, sich gegen Angriffe zu vertheidigen, die er kaum vernahm. Denn er sah Gabrielen bleich und leidend im Sopha hingesunken, ohne sichtbare Theilnahme an dem Geschwätz, in welches Moritzen's lange nicht geübte Redseligkeit, überströmend von Albernheiten, sich ergoß. All sein Sinnen und Denken ging nur dahin, den überlästigen Schwätzer auf eine schickliche Art zu entfernen, um ihr, die er krank glauben mußte, endlich die nöthige Ruhe zu verschaffen. Es gelang ihm zuletzt, ihn auf sein Zimmer geleiten zu dürfen, aber noch in der Thüre wandte Moritz sich um. „Allons Madame“ rief er Gabrielen laut lachend zu, „ne faites pas la sainte Nitouche! Mustern Sie nur morgen mit Sonnenaufgang Ihre Myrthen und Rosen zum Brautkranze, ersinnen Sie ein recht elegantes Hochzeits-Cadeau; vous en aurez besoin; sehen Sie nicht hier das leibhafte Bräutigamsgesicht? Wie trübselig der

arme Teufel da steht! Courage, mon ami! La petite non sera crudele; Courage! faint heart never won fair Lady.“

Ein langer mühsam verhaltener Strom heißer bittrer Thränen machte Gabrielen's gepreßtem Herzen Luft, sobald sie sich allein sah. Ernsteres Nachdenken folgte diesem, während einer unendlich langen, schlaflosen Nacht, bis hell und klar, wie die eben aufgehende Sonne, der Abgrund von Unglück vor ihr lag, an dessen Rande sie bebte, ohne die Möglichkeit sich abzuwenden.

Ja, sie mußte es sich endlich, ohnerachtet alles innern Widerstrebens, selbst gestehen, es war Liebe, was sie empfand, heiße glühende Liebe, die sie jetzt nur an ihren Qualen erkannte, und o wie himmelweit verschieden von jenem Ideale, mit welchem ihre sanfte, der unbedingtesten Hingebung geweihte Mutter schon in früher Kindheit ihr junges Herz erfüllt hatte! Wie fern stand ihr jetzt jener kindliche Glaube, daß Liebe in sich beglücke, und nur das unbedingte Glück des Geliebten fordere, um dieses irdische Leben zum se-

ligen der Engel zu erheben. Ihr ungestüm pochendes Herz, sie konnte es sich nicht ableugnen, es forderte Gegenliebe, Treue, Nähe des Geliebten; ihr Auge verlor sich in undurchdringliches Dunkel, in welchem all ihr Wünschen, ihr Sehnen, ihr Hoffen unausgesprochen und unaussprechlich verschwebte.

Reuevoll, mit schmerzlich gerungenen Händen, warf sie sich vor dem wehmüthig lächelnden Bilde ihrer Mutter hin, wie vor dem einer Heiligen, und betete zu ihr um Muth, um Kraft und Beistand, sich aus den mächtigen Zauberbanden loszuwinden, die sie umstrickt hielten. Sie überdachte alles früher mit Hippoliten Erlebte; sein erstes Auftreten bei ihr, die Scene im Gärtchen, die spätere in der Kapelle; vergebens! Aus dem Ideal von Hoheit und Schöne, das jetzt vor ihr stand, war jede Spur jenes wilden unbesonnenen Knaben gewichen, ihn konnte sie zurückstoßen, doch dieses mußte sie lieben, mit all der schwärmerischen Anbetung, die ihr sonst nur als Dichtertraum erschienen war.

Um sich zu retten, rief sie Ottokar's Andenken herauf aus ihrem Herzen, es sollte ihr helfen zum

Sieg über eine Leidenschaft, deren verzehrende Glut sie mit Schrecken erfüllte. Alle früheren Erinnerungen ihrer Jugend wurden von ihr hervorgesucht, vor allem jenes Tagebuch, dessen Blätter auch das flüchtigste Empfinden ihres Gemüths während jener Zeit, die sie mit Ottokar verlebte, treu aufbewahrten. Sie wollte sich der Untreue gegen ihn anklagen, sie las, und sah mit Erstaunen, je weiter sie las, daß sie dem ersten geliebten Freunde ihres neuen jugendlichen Herzens nicht untreu sey. Was er ihr gewesen, war er ihr noch immer; der Stern ihres Lebens, zu dem sie ohne Wunsch hinaufblickte in Freude und Leid, dessen bloßes Daseyn sie tröstete in allem Zweifel, allem Bangen, allem Ueberdrusse ihres freudenarmen Lebens. Zu ihm allein hätte sie sich mit allen ihren Schmerzen flüchten mögen, ohne Furcht ihn zu beleidigen, in aller Zuversicht des reinsten Vertrauens, um von ihm zu lernen, wie man über sich selbst Macht gewinnt.

Immer klarer ward sie, je weiter sie in ihrem Tagebuche las; sie gewann es über sich, ihr ganzes Ich als ein Fremdes deutlich zu erkennen, so wie auch den Unterschied zwischen Jetzt und Da-

mals, als sie in eine fremde Welt gestoßen ward, noch halb ein Kind, mit jugendlich-neuen Sinnen, das Herz voll Sehnsucht nach Liebe, welche die nur in ihrer Ideenwelt lebende Mutter viel zu früh in ihr erweckt hatte. Verlassen, unbemerkt, auch wohl verspottet stand sie damals da, ohne Schutz, ohne Sicherheit, in furchtsamer Verlegenheit mitten unter fremden Gestalten, die kalt und achtlos an ihr vorüber rauschten, bis er erschien. Er, Ottokar! so hoch über alle jene Figuranten erhaben, daß sie in ihrer Unerfahrenheit ihn wie eine göttergleiche Erscheinung nur aus der Ferne bewundernd verehrt hätte, wäre er ihr nicht zugleich auch der erste Mann gewesen, den sie mild und gütig sah, und hätte sie nicht einzig deshalb sich ihm näher als Alle verwandt wähnen müssen. Ihr durch den Tod einer angebeteten Mutter tief verwundetes Gemüth bedurfte eines Gegenstandes für die ängstlich suchende verwaiste Liebe, von der es überfloß, und wo war ein würdigerer zu finden als Ottokar? Sie nahte ihm in fast kindlicher Verehrung, sie wagte es, ihn zu lieben — so wie sie ihre Mutter geliebt hatte; und wähnte ihre Bestimmung erfüllt. Sie

kannte ja keine andere Liebe, und konnte keine kennen als aus ihren Dichtern, deren Gebilde, von ihrer Mutter gewarnt, sie weit entfernt war in der Wirklichkeit zu suchen. Aber auch er schien achtlos an ihr vorüberzugehen, wie die übrigen, der Schmerz darüber täuschte ihr Bewußtseyn, und führte endlich jene feierliche Stunde von Wonne und Schmerzen herbei, deren Andenken sie bis jetzt in einem schönen Irrthum über sich selbst erhalten hatte.

Und nun! Zu neuem, nie geahneten Leben war sie erwacht, zu nie gedachten Schmerzen und Wonnen. Jetzt erst verstand sie ihre Dichter, jetzt erst die Natur um sich her. Eine neue Sprache, neue Begriffe und Ansichten waren mit diesem neuen Leben ihr gewonnen, ihr war, als erhöbe sie sich aus langem, traumbewegten Schlummer zum Licht. Mit richterlichem Ernst überblickte sie ihre Vergangenheit; sie wollte sich schuldig finden, aber sie konnte nie ungerecht seyn, auch nicht gegen sich selbst. Ihr heller Geist hatte endlich den rechten Standpunkt gefunden, und sie gestand sich, einer Gefahr erlegen zu seyn, die sie nicht erkannt hatte, und ihrer Natur nach, nicht erken=

nen konnte. Sie fühlte sich schuldlos an dem Irrthum ihres reinen, nichts ahnenden Gemüths; sie fühlte, daß schon ein Grad von Verderbtheit dazu gehört, um ewig sich selbst zu bewachen und Gefahren zu fliehen, deren Möglichkeit wahre Unschuld nie sich denken kann, und ihre unbedachte Sicherheit, die sie nicht verdammen konnte, obgleich sie sie als den Quell ihres Unglücks betrachten mußte, flößte ihr Mitleid mit sich selbst ein.

Dies reine Bewußtseyn ermuthigte sie endlich wieder zu der Festigkeit und Kraft des Gemüths, die schon so oft in ihrem Leben ihr aus jener schmerzlichen Versunkenheit emporhalf, in welcher Schwächere untergehen.

„Herr meines Empfindens bin ich nicht, und kann es nicht seyn, doch Herr meiner Handlungen will ich seyn!“ sprach sie, und fühlte sich in dem Momente erhaben über sich und ihr Geschick.

Den ganzen langen Tag, den sie unter dem Vorwande eines leichten Uebelbefindens ganz einsam in ihrem Zimmer verlebte, verwendete sie zum ernsten Ueberdenken, wie das Unabänderliche würdig zu bestehen sey. Hippoliten abermals von sich zu entfernen! Wüthender unaussprechlicher

Schmerz durchzuckte sie bei dem bloßen Gedanken an dieses Opfer, das ihr schwerer als der Tod dünkte, aber sie hielt ihn fest. Doch wie? wie sollte sie ihn entfernen? unter welchem Vorwande? ihn, der durch sein Betragen sie auch nicht auf die entfernteste Weise zu einem solchen Schritte berechtigte, der in inniger ehrfurchtsvoller Ergebung nichts wollte, als in ihrer Nähe athmen; der keine Aufopferung scheute, ihr dieses zu bewissen und daneben ihr trübes Leben auf tausendfältige Weise zu schmücken! Wahrscheinlich hatte er jene jugendliche, leidenschaftliche Aufwallung längst auf ewig besiegt, wohl gar vergessen, die er einst für die Bestimmung seines Lebens hielt, und von deren Daseyn seit seiner Rückkehr aus Rom jede Spur in seinem Betragen gegen sie verschwunden war. So verwandelt wie sein ganzes Wesen, war vielleicht auch sein Herz, und nur Mitleid, Dankbarkeit und hoher Edelmuth fesselten ihn noch an sie. Ihre Liebe, die einst das höchste Ideal von Seligkeit ihm schien, würde jetzt vielleicht nur in wehmüthiger Trauer über ihre Schwäche ihn niederdrücken; und wenn gerade ihre Bitte sich zu entfernen ihm ihr Geheim-

niß verriethe, wenn er dadurch entdeckte — Gabriele vermochte es nicht, den Gedanken zu vollenden; mit hohem Erröthen, mit dem ängstlichsten Gefühle der tiefsten Beschämung verhüllte sie sich vor dem Lichte des Tages, vor sich selbst, und träumte dabei noch eine Minute lang von der Himmelsseligkeit, ihm einmal nur sagen zu dürfen: „dich habe ich geliebt!“ und dann zu sterben!

Schaudernd wie vor einem Verbrechen, eilte sie, von diesem Gedanken sich loszureißen. Sie wußte es, sie mußte leben, sie war bestimmt, den blutigen Pfeil im Busen zu tragen und gleichgültig dazu lächelnd, ihren Weg zu gehen, wenn er gleich zum Untergange führte.

Mit möglichster Gelassenheit begann sie jetzt, über ihr künftiges Verhalten gegen Hippoliten nachzudenken; sie wollte eine Richtschnur ihres Lebens in seiner gefahrvollen Nähe ersinnen, und sah bald ein, daß beinah alles bleiben mußte wie es war, wenn sie nicht in ihm und vielleicht auch in ihrem Gemahle Aufmerksamkeit, sogar Argwohn erregen wollte. Im Aeußern war so wenig abzuändern, und in ihrem Innern, das fühlte sie mit Ueberzeugung, konnte es nie anders wer-

den. Trennung von ihm konnte sie zwar vor Verrath ihres heiligsten Geheimnisses bewahren, aber sein Bild stand auf ewig in unverlöschlichen Zügen ihrem Herzen eingegraben, und Abwesenheit oder Gegenwart galten hier gleich.

Schnell wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie plötzlich der Gedanke: wie wenn auch ihn heilige Pflichten bänden! wenn er, glücklich an der Seite eines geliebten Wesens, von selbst sich nach und nach entfernte, und beseligt durch alle die süßesten Bande des häuslichen Lebens, nun immer seltner käme, zuletzt ganz ausbliebe? Tausendmal schöner und reizender als sie gestern Ida gesehen hatte, schwebte diese ihrem Geiste vorüber; abermals sah sie Hippolit in Bewunderung des anmuthigen Wesens verloren, der ganze Abend des vergangenen Tages, selbst Moritzen's plumpe Scherze und Anspielungen kehrten ihr zurück, und alle Schmerzen der fürchterlichen Nacht, die darauf folgte, wurden wieder in ihrem Busen wach. Ida ward das Gebilde ihrer Phantasie, das sie zu ihrer eignen Qual mit jedem Liebreize verschwenderisch sich schmückte. Je länger sie es betrachtete, je überzeugter ward sie, daß nur dieses jugendlich schöne

Wesen werth sey, den Gegenstand ihrer eignen glühenden Liebe zu beglücken, daß es für ihn geschaffen, einzig bestimmt, von ihm geliebt zu seyn. Ein neuer schwerer Kampf erhob sich in ihrem Gemüthe, aber auch aus diesem trat ihr besseres Selbst bald wieder siegreich hervor. Edlen Seelen gilt die schwerste Pflicht oft für die Einzige, daher ward auch bald in Gabrielen's Gemüth der Entschluß fest: Hippoliten selbst zu einem Schritt aufzufordern, zu welchem ihre Einwilligung zu erbitten, ihm vielleicht der Muth gebrechen möchte. Ihr Gefühl bei dem Gedanken an die Ausführung dieses Entschlusses läßt sich nicht in Worten aussprechen, aber sie schwelgte in ihrem Schmerz, ohne Linderung zu suchen, als in dem Bewußtseyn, das Rechte erwählt zu haben, für sich und für ihn.

Eine zweite, wenn gleich minder stürmisch, doch nicht minder schmerzlich durchwachte Nacht führte endlich den Morgen herbei, den Gabriele dem höchsten Opfer geweiht hatte, das sie der Pflicht und dem Glück des Hochgeliebten bringen zu müssen glaubte.

Die bängſte Sorge um ſie, die er ernſtlich krank glaubte, trieb indeſſen Hippoliten lange vor der ſonſt gewohnten Stunde an Gabrielen's Thüre. Er war die ganze Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen vor ihrem Hauſe auf- und abgegangen, hatte zu ihren Fenſtern hinaufgeblickt und dieſe mit unausſprechlicher Angſt von einem weit helleren Licht erleuchtet geſehen, als die verſchleierte nächtliche Lampe geben konnte, deren ſchwachen Schimmer er in ruhigen Nächten ſo oft von dieſer Stelle aus beobachtet hatte. Er ſah an den herabgelaſſenen grün-ſeidenen Rouleaux Gabrielen's Schatten einige Mal vorüberſchweben; er hielt ihn für den ihrer, um ſie beſchäftigten Frauen, und dachte vor ungeduldiger Sorge dabei zu vergehen. Um ſo freudiger überraſchte ihn jetzt die kaum gehoffte Erlaubniß, ſie ſehen zu dürfen; denn die kurze Trennung eines einzigen Tages dünkte dem Verwöhnten, ſchon unerträglich lange gewährt zu haben.

Anfangs ſtockte das Geſpräch. Gabriele ſchwieg oft und lange; ſie ſchien bleich und erſchöpft, Hippolit glaubte ſie noch immer körperlich leidend, und verhielt ſich ebenfalls ſtill und in beſcheidener

Entfernung, um ihr nicht läſtig zu werden; er war ja zufrieden, ſie nur zu ſehen.

Mit der äußerſten Anſtrengung ihrer geiſtigen Kraft begann Gabriele endlich, das, was in ihr ſo ſtürmiſch wogte, ruhig zur Sprache zu bringen. Ida's Name glitt zuerſt faſt unverſtändlich über ihre Lippen, doch nach und nach ermuthigte ſie ſich. Immer lebhafter werdend, ſprach ſie endlich von ihr, ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihren geiſtigen Vorzügen, wie eine Begeiſterte; auch war ſie es in dieſem Moment durch das Bewußtſeyn des, mit faſt übermenſchlicher Kraft errungenen Sieges über ſich ſelbſt.

Hippolit hörte ihr indeſſen mit lächelndem Beifall zu, wie man etwa die geiſtreiche Beſchreibung eines ſchönen Gemäldes anhört. Er war ſo himmelweit davon entfernt, nur eine Ahnung von dem zu haben, was Gabriele mit ihren Worten eigentlich meinte, daß er ſogar nur jetzt erſt durch ſie wieder an Ida's liebliche Erſcheinung erinnert ward, die ihn zwar während eines flüchtigen Moments recht angenehm beſchäftigen konnte, die aber ſammt den Ereigniſſen des mit ihr verlebten Abends, über der Beſorgniß um Gabrielen von

ihm gänzlich vergessen worden war. Die unerwartete Gegenwart der Gräfin Rosenberg hatte ihn damals wie immer sehr unangenehm berührt, denn er ward durch sie stets an Herminien und an einen Abschnitt in seinem Leben erinnert, dessen er nie ohne tiefe Beschämung und Reue gedenken konnte. Bewacht von ihren scharfen stechenden Augen, die ihn immer verfolgten, als wollten sie seine geheimsten Gedanken erspähen, mochte er es in ihrem Beisein kaum wagen, Gabrielen anzusehen, doch da er gern unbefangen und heiter erscheinen wollte, so war er darüber in jenen ihm sonst fremden Ton gerathen, in welchen Ida so meisterhaft einzufallen wußte, da sie ihn viel weiter mit sich fortriß, als er es Anfangs gemeint hatte.

Jeder von uns hat ja wohl im Leben erfahren, wie leicht man gerade in recht trüber Stimmung, um diese zu verbergen, sich den Schein ungewohnter Lustigkeit zu geben sucht, die dann leicht in ein wildes freudenloses Toben ausartet, um späterhin in nur noch herberen Schmerz sich aufzulösen.

Gabriele, durch Hippolit's schweigende Auf-

merkſamkeit in ihrer Anſicht immer mehr beſtärkt, begann indeſſen immer deutlicher das anzudeuten, was ſie meinte, ohne daß Hippolit ſie verſtand. Und als er endlich denn doch aufmerkſam ward, Gabrielen einiges erwiederte, und ihre Antworten ihn immer mehr ins Klare ſetzten, da ſuchte er nur den Zweck eines Scherzes aufzufinden, der ſo ganz dem bitterſten Ernſte glich, und den er dafür zu nehmen ſich doch unmöglich entſchließen konnte. Zum erſten Mal erſchien Gabriele ihm fremd und unbegreiflich; er gerieth dadurch in eine peinliche Spannung, die ſie ebenfalls verkannte, weil auch ſie, vom Gange ihrer eignen Ideen hingeriſſen, ihn nicht mehr verſtand. Seine immer ſteigende Verwirrung, ſeine unzuſammenhängenden Reden ſchienen ihr ein Bekenntniß, das ihm, ſie fühlte dies in ſeiner Seele, freilich ſchwer werden mußte, vor ihr auszuſprechen. Ihr Herz brach dabei, aber ihre Stimme, ihre Blicke blieben feſt, ihre Augen trocken, als ſie nun endlich in deutlichen Worten ſich erbot, ſelbſt für ihn bei Ida zu ſprechen.

Als wäre aus blauer Luft ein Blitzſtrahl vor ihm niedergeſchmettert, ſo, von bleichen Schrecken

ergriffen, fuhr Hippolit jetzt von seinem Sessel auf; Gabriele sank völlig erschöpft zurück, und eine bange Pause entstand, während welcher kein Laut den bebenden Lippen beider sich zu entringen vermochte.

„Ist es möglich?“ rief endlich Hippolit mit unendlich schmerzlichem Ton und Blick. „Gabriele! was habe ich verbrochen, daß Sie so mich strafen? Jetzt erst verstehe ich Ihre Meinung; ich werde zum zweiten Mal verbannt. Doch weshalb? und warum so? O Gabriele! und warum eben so? Wie ist es möglich, daß ich so ganz und gar keiner Schuld mir bewußt bin, und doch schwer genug gefehlt habe, um dieses zu verdienen? Ich sehe es wohl, gnädige Frau! ich habe Ihre Achtung, mein einziges Glück, verscherzt, denn Sie, Sie sonst so wahr und offen gegen Jedermann, Sie sind es nicht mehr gegen mich!“

Vom Schmerz überwältigt, wandte sich hier Hippolit mit verhülltem Gesicht von Gabrielen ab, während sie vergebens nach Athem rang zu beruhigenden tröstenden Worten.

„Gnädige Frau,“ begann Hippolit wieder

mit einem ganz eignen, an Verzweiflung gränzenden Ausdrucke, „ich flehe," rief er halb knieend, „ich flehe darum wie ein Schwerverwundeter um den Tod, sagen Sie mir: ich sey unwürdig in Ihrer Nähe zu athmen, sagen Sie mir, ich soll fort, ich soll aus der Welt, ich will nicht mehr fragen, warum? denn Sie können nicht ungerecht seyn; aber sagen Sie es mir nur unumwunden, geben Sie es mir nur nicht so zu verstehen, nur nicht so! O mein Gott, nur nicht so!"

„Ich wollte — ich will Ihr Glück!" hauchte Gabriele fast unhörbar.

„Mein Glück!" erwiederte Hippolit, „Sie wollten mein Glück! und zeigen mir deshalb, daß es noch ein höheres Unglück für mich gibt als das, von Ihnen verbannt zu seyn, ein Unglück, dessen Möglichkeit ich vor einer Stunde noch nicht ahnen konnte! Gabriele achtet mich nicht mehr ihrer Befehle würdig, sie will mich nicht ausdrücklich verbannen, sie will mich vertreiben. Dagegen freilich ist Verbannung Seligkeit!" rief er, wie außer sich. Doch mitten im höchsten Sturme seines empörten Gemüths fiel ein Strahl aus Gabrielen's jetzt überquellenden Augen auf

ihn und er verſtummte. Gefaßter näherte er ſich ihr nach einigen Augenblicken, und betrachtete ſie mit immer ſteigender Wehmuth.

„Oder wäre es möglich? konnten Sie wirklich wähnen?“ fragte er jetzt ſo ſanft und leiſe als er es nur vermochte, „konnten Sie es? Nein es iſt unmöglich! eben ſo unmöglich, als daß Sie zu einer Ehe ohne Liebe mich führen, mich zum Heuchler, zum Meineidigen herabwürdigen wollten. Verzeihung, daß ich in dieſer Troſtloſigkeit einen Gedanken nur zu berühren wage, der Ihnen ſo fern ſteht. Einmal nur noch würdigen Sie mich Ihres Vertrauens, um meine Zweifel zu löſen,“ ſetzte er bittend hinzu, „Ihr Schweigen treibt mich ſonſt dem Wahnſinn entgegen, ich flehe darum, erklären Sie mir, was meine ſchwachen Sinne zu begreifen nicht vermögen.“

Gabriele ſammelte jetzt alle ihre Kraft, um ihm mild und begütigend die zitternde Hand wie zur Verſöhnung zu reichen. Er hielt ſie, doch wagte er es nicht, ſie an ſeine Lippen zu drücken, ſein Auge ruhte in angſtvoller Erwartung auf dem ihrigen. „Ich wollte Ihr Glück,“ wiederholte ſie endlich, „ich will es ſtets, ich werde es

immer wollen, möge dies Ihnen genügen, forschen Sie nicht weiter."

„Mein Glück?" rief er sehr bewegt. „Und wo ist es außer bei Gabrielen? O lassen Sie es stets nur bleiben wie es war! ich verlange ja nichts Höheres. Lassen Sie mich nur in Ihrer Nähe, nur täglich Sie sehen, mehr will ich nicht, doch hieran hängt mein Leben."

„Gabriele!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „Sie sind bewegt, erschöpft, und alles in dieser Stunde Vorgegangene ist mir so unbegreiflich! doch ich frage nicht, ich forsche nicht. Nur ein Blick, ein Wink sage mir, daß auch Sie des Gegenstandes dieser Unterredung nie wieder erwähnen wollen, nur dies gewähren Sie mir, und ich bin wieder ruhig."

Mit schmerzlichem Lächeln hob Gabriele das trübe Auge zu Hippoliten auf und senkte hocherröthend schnell es wieder.

Ein Blick drückte Hippolit's Dank aus. Ruhiger setzte er dann hinzu: „Ich sehe es aus Ihrem Schmerze, ich fühle es in meiner Brust, es war nicht Gabriele selbst, die vorhin jene entsetzlichen Worte zu mir sprach, aus dieser reinen

Seele konnten ſie nicht kommen. Ich ahne fremde Einwirkung; vielleicht war es Ihr Gemahl, vielleicht ſogar — nein ich frage, ich forſche nicht weiter," ſetzte er ſchnell hinzu, da er Gabrielen's Bewegung bei dieſen Worten bemerkte; „ich will ſogar jetzt Sie der Ruhe überlaſſen, deren Sie ſo ſichtlich bedürfen, ich gehe freudig, denn ich darf zur glücklichen Stunde wiederkommen, und bin nicht verbannt."

Der Zuſtand, in welchem Gabriele nach Hippolit's Entfernung allein zurückblieb, läßt ſich kaum in Worte faſſen. Lange ruhte ſie in jener ſtillen wehmüthigen Ermattung, der treuen tröſtenden Nachfolgerin zerreißender Schmerzen, in der wir es nicht wagen, uns zu regen, kaum zu athmen, und nur ganz leiſe, leiſe uns ſagen: es iſt überſtanden!

Vieles war in der That überſtanden. Die Qualen gehäſſiger, dem Neide und dem Mißtrauen doch immer nah verwandter Eiferſucht waren aus Gabrielen's reiner Bruſt gewichen; das Opfer, welches ſie der Pflicht und dem Glücke

des Geliebten mit brechendem Herzen zu bringen bereit gewesen, wurde nicht von ihr gefordert und er war unwandelbar derselben geblieben, in verschwiegner Liebe, stiller Ergebung und fester Treue! Das freudige Gefühl gänzlich niederzukämpfen, das bei diesem Bewußtseyn unter Schmerzen und Wonnen in ihr rege werden mußte, überstiege wohl jede menschliche Kraft.

Doch allmählich gelangte sie zu hellerem Ueberdenken dessen, was die so ganz veränderte Ansicht ihres Verhältnisses und selbst der nächste Moment von ihr fordern mochten. Sie rief sich mit aller möglichen Treue ihr Betragen und jedes ihrer Worte während der eben durchlebten erschütternden Scene zurück, und gewann wirklich die beruhigende Ueberzeugung, sich und ihr Geheimniß Hippoliten auf keine Weise verrathen zu haben. So konnte sie denn mit der Vergangenheit zufrieden seyn; für die Zukunft blieb ihr kein Ausweg, als nach Hippolit's Beispiel ihr Inneres fest zu verschleiern und übrigens, getreu der Tugend und ihrem eignen inneren Gefühl des Rechten, muthig und getrost auf der gewohnten Bahn fortzugehen. Ihr klarer Sinn erkannte

zu gut den Unterſchied zwiſchen Schuld und Unſchuld, zwiſchen Pflicht und überſpannter Unnatur, als daß ſie bei dieſem Entſchluſſe ſich der Unwahrheit gegen Hippoliten oder ihren Gemahl hätte zeihen können. Und ſo war ſie denn abermals bereit, ihrer eignen Ueberzeugung gefaßten Sinnes zu folgen.

Jene innere Feigheit, die uns verleitet, einem unausweichbaren Schmerze ſo lange als möglich aus dem Wege zu gehen, war Gabrielen's entſchloſſenem Gemüth ſtets fern geblieben, daher gewann ſie es auch dieſes Mal über ſich, Hippoliten noch am Abend des nämlichen Tages in Moritzen's Beiſeyn wieder zu ſehen. Er fand ſie wie ſonſt, freundlich und mild, wenn gleich übrigens ermattet und bleich, und war zu glücklich im Gefühle des alten unzerſtörten Verhältniſſes zu ihr, als daß er ſich beobachtenden Muthmaßungen über die nächſte Vergangenheit hätte hingeben mögen. Beide wandelten eine Weile neben einander ſo hin, er ohne Hoffen, faſt ohne Wunſch, weil jeder ſeinem, der innigſten Er-

gebung geweihten Gemüthe anmaßend dünkte. Sie in aller Wonne des Bewußtseyns, so geliebt zu seyn, in aller Qual eines ewigen fruchtlosen Kampfes mit sich selbst, in ewiger Anstrengung, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte zu bewachen, um nicht zu verrathen, was ihre bewegte Brust oft bis zum Zerspringen erfüllte.

Das Letztere gelang ihr so, daß in Hippolit's Seele keine Ahnung dessen kam, was sie ihm verbergen wollte; ihr Geist siegte unter dem heiligen Schutze der Tugend, doch ihre körperliche Kraft erlag der ungeheuern Anstrengung. Moritzen's höchst beschwerliche Pflege während seiner langen Krankheit mochte ohnehin ihre sonst so blühende Gesundheit untergraben haben, sie erkrankte, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten ihr Uebel für um so bedeutender, da man sogar nicht einen Namen dafür sogleich aufzufinden wußte.

Fast zu gleicher Zeit kehrte auch Moritzen's peinliches Leiden mit verdoppelter Heftigkeit zurück, und Hippolit sah sich zwischen beiden Krankenzimmern in einer ganz unbeschreiblichen Lage. Während Herr von Aarheim durch alle die vielen

Anſprüche an ihn ſeine Geduld aufs äußerſte brachte, hätte Hippolit jede Minute mit einem Tage ſeines künftigen Lebens erkaufen mögen, in der es ihm vergönnt geweſen wäre, Gabrielen nur aus der Ferne zu ſehen. Aber das Herkommen, das man ſo gern ſtrenge Sitte nennt, hielt unerbittlich Wache an ihrer Thüre, und übergab die angebetete Frau der Pflege gemietheter Hände. Gabriele, in deren Bewunderung ſich ſonſt alles erſchöpfte, wenn ſie, von Glanz und Pracht umgeben, ſich zeigte, ſie, der ſonſt überall die innigſten Freundſchaftsverſicherungen entgegenſtürmten, ſie fand jetzt in der ganzen großen, volkreichen Stadt keine einzige liebende Seele, die ſich ihrer Pflege angenommen hätte. Daß der Tante längſt bekannte Scheu vor Krankenzimmern, dieſe und auch Ida von dieſem ebenfalls entfernt hielt, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch die treue Annette war nicht zugegen, denn ſie lebte jetzt in Lichtenfels, wo ſie an einen der dortigen Beamten recht glücklich verheirathet war.

Hippolit ſchrieb in ſeiner Todesangſt an Ottokar, an Erneſto, an Frau von Willnangen, die er gar nicht kannte, er hätte mit einem ein-

zigen Schrei die ganze Welt zu Hülfe rufen mögen und mußte sich begnügen, an der Thüre ängstlich zu lauschen, bis der Arzt oder jemand von Gabrielen's Bedienung heraustrat und ihm versicherte, daß sie noch athme. Die Aerzte wichen ihm aus, wo sie nur konnten, denn er quälte sie mit Fragen und Bitten, denen sie nichts Bestimmtes entgegen zu setzen hatten. Oft wenn es ihm im Hause zu enge ward, lief er hinaus auf die Straße und starrte hinauf zu den verödeten Fenstern, aus welchen so manches freundliche Grüßen und Winken ihm sonst entgegengelächelt hatte, bis die vorübergehenden Leute stille standen und ihn verwundert angafften. Dann erschrak er beschämt über seine Unvorsichtigkeit, eilte fort und nahm sich von neuem vor, so lange Gabriele athme, strenge zu halten was er ihr gelobt.

Endlich kam ihm Trost, denn noch ehe die Antwort auf Hippolit's Brief zu erwarten gewesen wäre, erschien Frau von Willnangen selbst. Sie hatte sich gleich nach dem Empfang desselben in ihren Wagen geworfen. Hippolit empfing sie wie man einen Rettung und Heil verkündenden

Engel empfängt; er hätte gern dankbar ihre Knie umfaßt, da sie ihm entgegen trat. „Nun wird alles, alles gut, und Gabriele uns wiedergeschenkt!“ rief er beinahe jubelnd aus, während er sie bis zur Thüre des Zimmers der geliebten Kranken mehr trug als geleitete.

Hippolit hatte mit prophetischem Geist gesprochen. Freude über das unverhoffte Wiedersehen der theuern Beschützerin ihrer Jugend, vielleicht auch sorgsamere Pflege von der Hand der Freundschaft übten an Gabrielen eine höchst wohlthätige Wunderkraft aus, so daß die Aerzte sie nach wenigen Tagen für gerettet erklären konnten. Freilich vergingen von nun an noch Wochen, bis sie, völlig hergestellt, das Zimmer verließ, doch Hippoliten war es unter dem Schutze der Frau von Willnarngen jetzt zuweilen erlaubt, sie zu sehen, und mehr bedurfte es nicht, um ihm das Leben wieder lieb zu machen.

Der Tag, an dem sie am Arme ihrer Freundin zum ersten Mal aus ihrem Zimmer hervorging, war ihm ein heiliges Fest. Unwillkürlich beugte er das Knie, als die rührende Gestalt, leicht und ätherisch, wie eine Auferstandene ihm

entgegenſchwebte. Sie wollte ein paar freundliche Worte ihm lächelnd ſagen, aber der Athem fehlte ihr; nur ein leiſes Roth, wie der Abglanz, den die vollblühende Zentifolie auf die neben ihr ſtehende ſilberweiße Lilie wirft, überflog mit einem flüchtigen Hauche das ſchöne Geſicht, während Hippolit, ebenfalls ſchweigend, die Hand der Frau von Willnangen dankbar an ſeine Lippen drückte und nur den feuchten, glänzenden Blick zu Gabrielen erhob.

Gabriele fand ihren Gemahl mit Anſtalten zu einer großen Reiſe vollauf beſchäftigt. Die Bäder von Piſa und die wärmeren italieniſchen Lüfte waren ihm als einziges Rettungs- und Linderungsmittel verordnet worden, und er hatte Gabrielen's Herſtellung bis jetzt mit der größten Ungeduld erwartet, weil er auf ihre Begleitung rechnete. Doch ihre fortdauernde Schwäche ſchien die Möglichkeit derſelben auf viele Monate hinausſchieben zu wollen, und er, der wenig Zeit zu verlieren hatte, ſah ſich deshalb durch den Ausſpruch der Aerzte genöthigt, einſtweilen, wenn

gleich ungern, darauf zu verzichten. Ein geschickter angehender Arzt, der gern diese Gelegenheit benutzte, Italien zu sehen, erbot sich indessen, während der Reise die Pflege des Kranken zu übernehmen, und sein Erbieten wurde um so lieber angenommen, da ihn Moritz schon seit geraumer Zeit als einen vorzüglich heitern Gesellschafter und ausgezeichnet-guten Schachspieler kannte.

Nach der Abreise ihres Gemahls blieb Gabriele in so wunderbar-schwankendem Zustande zurück, daß Frau von Willnangen es gar nicht wagen mochte, ihrer Rückreise nach Lichtenfels zu den Ihrigen nur zu erwähnen. Zwar war Gabriele eigentlich nicht mehr krank zu nennen, denn kein merkliches Fieber, kein entschieden-schmerzhaftes Empfinden quälte sie am Tage, oder raubte ihren Nächten den Schlaf. Ihr Auge strahlte heller als je, ihr ganzes Wesen zeugte von erhöhtem innern Leben, aber eine unerhörte Mattigkeit lähmte und hemmte jede, noch so wenig anstrengende Aeußerung desselben, und zwang sie oft stundenlang, nur mit den Augen zu ihren Lieben zu sprechen. Jeder Tag schien sanft und

linde die Lösung eines neuen Bandes der gefesselten Psyche zu beginnen, die schon jetzt freier sich bewegte und, halb der ewigen Heimath zugewendet, dem schwindenden Erdenleben noch wie zu guter Letzt alle Liebe und Theilnahme zeigte, die sie ihm zuzuwenden vermochte.

Abends sank Gabriele oft wie halb vernichtet hin, wenn die fragelustige Schaar gewöhnlicher Besuche an ihr vorübergerauscht war, denen sie jetzt, während der Entfernung ihres Gemahls wenigstens auf ein paar Stunden des Tages ihre Thüre öffnen mußte, wollte sie um der Welt willen sie nicht auch zugleich Hippoliten verschließen.

Die Kunst der berühmtesten Aerzte der Residenz wurde aufgeboten; Frau von Willnangen wachte mit unermüdlicher Sorgfalt über die geliebte Tochter ihres Herzens, und war nur bedacht, Unangenehmes oder Schädliches von ihr zu entfernen. Hippolit brachte alles herbei, war es noch so selten, noch so schwer zu erhalten, was er nur irgend zur Erquickung oder Pflege der geliebten Leidenden ersinnen konnte; doch ihr Zustand blieb immer und unabänderlich derselbe.

Früh, beim ersten Morgengruße, fand Frau von Willnangen sie oft in wehmüthigem Nachdenken versunken, aber so wie die Freundin sich zeigte, erglänzte ihr Blick wie gewöhnlich; sie winkte sie zu sich und lehnte schmeichelnd das Haupt voll lichter Locken an ihre Brust; ein liebseliges Lächeln glitt über dem bleichen Gesichte hin, wie ein winterlicher Sonnenstrahl über ein Schneegefilde, und die durchsichtig zarte blendende Hand strich freundlich unter beruhigenden Schmeichelworten jede sorgliche Falte von der Stirne der geliebten mütterlichen Frau. So blieb Gabriele gewöhnlich den ganzen Tag über, bis sie Abends, gänzlich erschöpft, dem Schlummer sich zuneigte, stets liebevoll, freundlich und ihren Freunden in heitrer Aufmerksamkeit zugewendet. Nur wenn ihr Blick auf Hippoliten, von ihm ungesehen, ruhen konnte, dann zuckte zuweilen ein schmerzliches, dem Weinen nahverwandtes Lächeln um die sanftgeschlossenen Lippen. Eine ängstlich unbestimmte Ahnung ergriff dann oft das Herz der Frau von Willnangen, denn ihrem stets wachen Blicke durfte auch nicht die kleinste Bewegung ihres Lieblings entgehen. Zuweilen stiegen aber

auch in solchen Momenten freudigere Hoffnungen in ihr auf, ähnlich denen, welche Ottokar sich zum Troste ersann. Ernesto's frühere Briefe aus Italien hatten die edle Frau längst zur Vertrauten Hippolit's gemacht, ohne daß dieser es ahnete, und sie bemerkte jetzt in schweigender Bewunderung, wie treu er seine glühende Liebe und seine bange Sorge mit gleicher Anstrengung und, wie sie glaubte, auch mit gleichem Glücke Gabrielen zu verbergen suchte. Nur wenn der Zufall die Freundin der Heißgeliebten mit ihm allein zusammenbrachte, dann rief ein einziger zitternder Druck seiner Hand, ein einziger schmerzenvoller Blick ihr seine innere Qual weit deutlicher zu, als Worte es vermocht hätten. Doch blieb jede laute Klage fern von ihm; denn, wo hätte er anfangen sollen und wo enden? Aber das weiche Herz der Frau von Willnangen zerfloß dennoch in Mitleid mit dem Armen. „Lassen Sie uns auf den Frühling hoffen, guter Graf Hippolit!“ sprach sie in solchen Stunden ihm oft zum Troste. „Im Frühlinge richten alle Blumen sich wieder auf, auch unsere schöne Freudenblume wird in ihm wieder erblühen,

lassen Sie uns nur getrost die nahe Zeit erwarten.“

Der Frühling kam, mit seiner Herrlichkeit, mit seinem milden, belebenden Hauche. Ueberall sproßten neue Blumen, überall erwachte das schlummernde Leben, aber Gabrielen's Zustand blieb sich gleich, ohne alle merkliche Abänderung weder zum Schlimmern noch zum Guten, und die bange ängstliche Besorgniß ihrer Freunde stieg peinlicher mit jedem Tage.

Endlich kam es dahin, daß den Aerzten nichts übrig blieb, als die gewöhnliche Zuflucht in Fällen, wo ihre Kunst sie verläßt, der Rath: Heil und Genesung in einem ruhig ländlichen Aufenthalte und in frischer Waldesluft zu suchen.

„Ja, auf dem Lande!“ rief, als sie dieses vernahm, Gabriele mit ungewohnter Lebendigkeit. „Ja auf dem Lande, da werde ich genesen; in Schloß Aarheim, wo ich geboren ward! Dorthin, liebe Frau von Willnangen, dorthin bringen Sie mich, dort wird es mit mir besser werden, ich weiß es. In den Armen meiner zweiten Mutter

werde ich in Schloß Aarheim alles Weh schwinden sehen, und ein neues Leben beginnen!“

Eine eigne Bangigkeit bemächtigte sich der Frau von Willnangen bei diesen, in fast prophetischer Begeisterung ausgesprochenen Worten, so tröstlich sie übrigens klangen, und auch Hippolit, der eben zugegen war, fühlte sich sonderbar dabei ergriffen. Gabriele bemerkte es und strebte durch erheiterndes Gespräch den Eindruck wieder zu verlöschen, den sie unwillkührlich bei ihren Lieben erregt hatte. Sie sprach viel von der wilden ernsten Pracht ihres Gebirges und von dem ehrwürdigen Ansehen und Alter ihrer Burg.

„Sie können mich jetzt doch nicht verlassen!“ setzte sie hinzu, den bittenden Blick zur Frau von Willnangen erhoben. „Sie müssen ja die Wiege Ihres Kindes sehen, und den Ort, wo meine Mutter lebte; ach! wie werden meine armen alten Burgbewohner sich wundern und freuen, wenn sie die Nievergessene in ihrem hochverehrten Ebenbilde wieder unter sich wandeln zu sehen glauben werden!“

„Mein Kind, mein herzliebes Kind, meine Gabriele!“ rief Frau von Willnangen und nahm

sie recht liebend in ihre Arme; „wie könnte ich jetzt von Dir gehen, so lange Du meiner Pflege noch bedarfst? Mögen die Meinigen noch immer mich ein Weilchen entbehren; Auguste hat ihre Kinder und den Oheim, die geben ihr Freude und Beschäftigung, wenn gleich Adelbert, von mancherlei Geschäften behindert, jetzt wenig daheim ist. Ich weiß, sie selbst würde mich schelten, wenn ich ohne die Gewißheit deiner völligen Genesung zurück käme."

Beide Frauen vertieften sich nun im Gespräche über die Vorkehrungen zu dieser kleinen Reise, die sie, von Gabrielen's sehnsüchtiger Ungeduld getrieben, gleich in den nächsten Tagen anzutreten beschlossen. Hippolit blieb dabei ein stummer Zuhörer, während Gabrielen's hochklopfendes Herz ihr nicht erlaubte, ihm nur einen Blick, vielweniger ein Wort, zuzuwenden. In banger Ungewißheit sprach sie immer fort, sie wußte kaum was, bis Frau von Willnangen, die nur zu gut sie verstand, sie aus dieser Verlegenheit zog.

„Und Sie, Graf Hippolit! wo bleiben Sie?" fragte diese, den freundlichen Blick ihm zugewen-

det, da Gabriele eben von der Wahl des Fuhrwerks sprach.

„Und ich!“ erwiederte er mit einem Ton, in welchem all sein Wünschen, sein Hoffen, sein sehnendes Erwarten lag.

Gabriele fühlte in den tiefsten Tiefen ihres Herzens diesen Ton wiederhallen. „Mag Frau von Willnangen entscheiden, ob wir in Abwesenheit meines Gemahls den Grafen nach Schloß Aarheim einladen dürfen;“ fiel sie hoch erröthend ein, und wagte es nicht die Augen dabei aufzuschlagen, um durch keinen Blick den Ausspruch der Freundin zu leiten.

„Ich sehe nicht recht ein, warum wir es nicht dürften,“ erwiederte nach sehr kurzem Bedenken Frau von Willnangen mit möglichster Gleichgültigkeit, und blickte dabei recht ämsig auf ihre Arbeit, um beide zu schonen; doch Niemand antwortete ihr. Es entstand eine für den Moment recht drückende Pause, der Frau von Willnangen nur dadurch ein Ende zu machen wußte, daß sie begann, etwas umständlich ihre Meinung von dem qu'en dira-t-on, und von der Nachgiebigkeit, die man ihm schuldig ist, aus einander zu setzen.

„Diese sogenannte Welt," sprach sie, „der wir von Kind auf so manches schwere Opfer bringen müssen, ist doch, beim Lichte besehen, ein sehr schwankendes chamäleonartiges Wesen; jeder von uns hat seine eigne, die Hofdame wie die Schneidersfrau, so wie man sagt, daß auch jeder seinen eignen Regenbogen hat; jeder ehrt nur die seine und ignorirt alle übrigen, und am Ende läuft es mit allen diesen ideellen Welten, wie mit dem Regenbogen auch, nur auf eine optische Täuschung hinaus. Millionen Regentropfen, von denen ein einzelner doch nur sehr wenig ist, setzen vor unsern Augen das stattliche Phantom zusammen, das in kühnen Bogen die halbe Erde zu umfassen scheint, und wenn wir die einzelnen Glieder der Menge betrachten, deren gesammtes Urtheil uns so bedeutend dünkt, daß wir es zur Richtschnur unsrer Handlungen erheben, so möchte die Mehrzahl derselben wohl auch nicht viel größern inneren Gehalt haben, als solch ein kleiner farbloser fader Wassertropfen."

„Sie sprechen aus meiner Seele," rief Hippolit mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Wahrlich ja, Sie haben recht! Wir brauchen nur die Ein-

zelnen recht ernstlich ins Auge zu fassen, die wir, in unsrer Idee zu einem Ganzen versammelt, als Richter über Glück und Unglück anzusehen uns gewöhnten, um verachtend und über unsre bisherige Verblendung lachend, aus der schimpflichen Knechtschaft zu scheiden."

„Sachte, sachte, junger Freund!" erwiederte freundlich, wenn gleich mit aufgehobenem drohenden Zeigefinger, Frau von Willnangen. „Was ich andeuten wollte, war nicht ganz so gemeint, wie Sie es nehmen. Nie soll man, ohne die äußerste Noth, der öffentlichen Meinung den Krieg ankündigen. Eine große Masse, sie sey zusammengesetzt wie sie wolle, ist immer etwas Furchtbares und hat Ansprüche auf unser Nachgeben in billigen Dingen; sie rächt sich schwer und sicher, wenn wir es ihr versagen. Indessen muß ich mich aber doch zu dem Glauben bekennen, daß es Fälle geben kann, in welchen es erlaubt, sogar billig ist, einmal eine Ausnahme von der großen Regel zu machen und sich nicht viel um das zu kümmern, was die Andern etwa sagen möchten. Zum Glück aber sind diese Fälle obendrein gewöhnlich solche, bei denen gerade diese

aus Leuten zusammengesetzte Welt, trotz ihrer gewohnten Kälte und ziemlicher Absurdität, dennoch zuletzt sich bewogen findet, uns beizustimmen."

Frau von Willnangen schwieg hier, doch da Niemand das Gespräch fortzusetzen den Muth bezeigte, nahm sie nach einer kleiner Pause es wieder auf. „Ich glaube," sprach sie, ‚daß die Frage, ob der Graf uns nach Schloß Aarheim begleiten soll oder nicht, gerade zu jenen Fällen gehört, deren ich eben erwähnte. Man hat sich seit langem schon gewöhnt, ihn als zu uns gehörend zu betrachten, man hat sich schon tausend Mal darüber so müde gesprochen und gewundert, daß man vielleicht sogar recht erfreut wäre, durch sein Hierbleiben, während wir fortgehen, neuen Anlaß zur Verwunderung und zu Muthmaßungen zu erhalten. Ueberdem bin ich überzeugt, daß das, was man über seinen Besuch auf Schloß Aarheim sagen könnte, so wenig von dem verschieden seyn wird, was man bis jetzt wahrscheinlich schon gesagt hat, daß es deshalb wohl schwerlich der Mühe verlohnen möchte, uns ein Entbehren aufzulegen, welches wir alle Drei doch schmerzlich empfinden müßten."

„Ich bitte, laſſen Sie uns in dieſer Stunde noch nichts entſcheiden," nahm jetzt Gabriele das Wort. „Morgen ſind wir ruhiger, dann ſehen wir Alle heller, was zu thun iſt, was nicht? Ich würde es dann vielleicht am liebſten Hippolit's eigner Entſcheidung überlaſſen, ob er ſogleich in dieſen Tagen uns begleiten will, oder ob er es für beſſer hält, ſpäter meiner Einladung zu folgen, wenn —" Ein kleine augenblickliche Schwäche verhinderte ſie, hier zu vollenden und zwang ſie Ruhe zu ſuchen.

Erneſto's höchſt unerwartete erfreuliche Erſcheinung machte am folgenden Tage allem Zweifel und allem Berathen über dieſen Gegenſtand ein Ende. Er ſtand plötzlich in der Mitte ſeiner Freunde, ohne daß einer von ihnen ſeine nahe Ankunft nur geahnet hatte, denn der Brief, der ſie Hippoliten verkünden ſollte, war verſpätet oder vielleicht verloren; ein gar nicht ungewöhnlicher Fall auf den italieniſchen Poſten. Hippolit's beängſtende Darſtellungen von Gabrielen's Zuſtand, vereint mit Ottokar's dadurch veranlaßter und mit jedem Tage wachſender Beſorgniß um ſie, hatten ihn aus ſeinem geliebten Rom getrieben. Er wollte

ſelbſt ſehen, helfen, retten, tröſten wo es Noth that, und nun ſchien bei ſeinem lange entbehrten Anblicke Gabrielen neues Leben zu durchſtrömen. Sie eilte auf die erſte Nachricht ſeiner Ankunft ihm entgegen, fröhlich und leicht, faſt wie ehemals; ihre bleichen Wangen röthete die Freude, und ihr ganzes Weſen ſchien mit einem Male alle bangen Beſorgniſſe ihrer Freunde vernichten zu wollen.

Erneſto und Frau von Willnangen erklärten ſcherzend den Anſtand für völlig abgefunden, jetzt da die Damen nicht mehr nur einen, ſondern zwei Männer des Glückes würdigten, ſie begleiten zu dürfen, und Gabriele hatte ihre eignen ſtillen Gründe, ihren Freunden hierin nicht zu widerſprechen.

Die Reiſe ging vor ſich, wenige Tage nach Erneſto's Ankunft und unter den froheſten Hoffnungen, zu denen Gabrielen's fortwährendes Wohlbefinden Alle zu berechtigen ſchien. Die Luft ihres Geburtsortes, die Ruhe, die Stille, der balſamiſche Waldeshauch bewirkten augenſcheinlich ein Wunder, deſſen Anblick alle Bewohner der Burg mit unbeſchreiblicher Freude erfüllte. Nur Erneſto hatte dem kleinen Kreiſe dieſer durch die in-

nigſten Bande vereinigten Menſchen noch gefehlt; mit ihm war erſt das rechte Leben unter ſie gekommen, in ernſtem Scherze und frohem Ernſte, in ewig raſcher Theilnahme und ſtetem unterhaltenden Wechſel der ſie aufregenden Gegenſtände. Ihnen ſelbſt ſchien ihr Glück unermeßlich. Doch leider ſank es nur zu bald wieder, wie alles Glück dieſer Erde.

Gabriele vermochte nur kurze Zeit alle den Wonnen und Schmerzen zu widerſtehen, die ſtärker als je zuvor heimlich auf ſie einſtürmten. Ihre Kräfte ſchwanden eben ſo ſchnell, als ſie wiedergekehrt waren, und ihre Lieben begannen von neuem, ſie und einander mit immer hoffnungsloſerem Blicke zu betrachten, beſonders Erneſto. Er allein las deutlich in Gabrielen's Herzen alles unausgeſprochene Weh, unter deſſen Laſt es erlag, und ſein eignes drohte vor Schmerz und Reue zu zerſpringen, wenn er daran dachte, daß er Jahre vorher mit prophetiſchem Geiſte alles vorhergeſagt habe, was jetzt in trauriger Erfüllung ihn der Verzweiflung nahe brachte, und daß er doch dabei verblendet genug geweſen ſey, um nicht Hippolit's Rückkehr zu Gabrielen aus allen

Kräften zu verhindern. Er begriff es nicht, wie es ihm möglich gewesen, die Gefahr zu übersehen, welche die Nähe des schönen, liebenswerthen Mannes, verbunden mit seiner heißen, edlen, alles opfernden Liebe ihrem Frieden, ja endlich ihrem Leben bringen mußte. Die drei Jahre, welche, wie er wußte, Gabriele mehr zählte als Hippolit, hatten freilich aus der Ferne ihm ihr Verhältniß zu diesem verschoben und ihn einem Irrthum zugeführt, den Gabriele mit ihm theilte, bis auch sie zu spät ihn erkannte. Das Einzige, woran er sich noch aufrecht zu halten vermochte, waren jetzt Ottokar's auf Moritzen's baldigen Tod gebaute Hoffnungen, die er diesem bis jetzt aus Schonung des Freundes nur halb zugegeben hatte.

Indessen ward in dieser Zeit das Leben in Schloß Aarheim das rührendste und erfreulichste, das schmerzlichste und seligste, das man zu erdenken vermag. Gabriele wandelte unter ihren Lieben wie ein schöner verklärter Geist, der schmerzensfrei nur die Seligkeit empfindet, welche die Gegenwart der geliebtesten Freunde zu gewähren

vermag. Niemand wagte es, in ihrem Beiſeyn nur durch einen Blick den bangen vorahnenden Schmerz auszuſprechen, der Allen am Herzen nagte, ja ſie vergaßen ihn oft in ihrer erhebenden Nähe. Es war, als ob Gabriele jetzt, am Rande des Grabes, noch die Quinteſſenz des Lebens genießen wollte, denn ſie ſammelte alles, was jemals es ihr verſchönt hatte, mit zartem Sinn und fern von aller Ziererei um ſich her: erheiterndes Geſpräch, bildende Kunſt, Poeſie und Geſang. Sie nahm an allem Theil mit ewig friſchem jugendlichen Geiſt; nichts, was Trauer bezeichnet, keine noch ſo ferne Andeutung von Scheiden, von Trennung durfte ihr nahen. Ihre innere Heiterkeit ſtieg mit jedem Tage, je tiefer ihre körperlichen Kräfte ſanken; ihr ganzes Weſen bezeichnete nur die innigſte Liebe zu ihren Freunden und die reinſte Freude an dieſer ſchönen Welt. Ihre Blumen, ihre Vögel, alles was ſchon ihre Kindheit beglückt hatte, mußte wieder um ſie her geſtellt werden, und ſie liebte das alles und pflegte es, ſoviel es ihr möglich war, wie ſonſt. So genoß ſie lächelnd, wie zur Zeit ihrer herrlichſten Blüthe, jede kleinere Freude, welche die Natur beut,

und verlor sich in bewunderndem Entzücken vor der höheren Pracht, die mit unendlichem Reichthum in den wilden Umgebungen ihres Wohnortes sich täglich neu entfaltete.

Hippolit ertrug den Schmerz, den keine Sprache nennen kann, mit unbeschreiblicher Gewalt über sich selbst. Er ging ganz in den Geist der Hochgeliebten ein, lebte nur in ihr, lächelte wenn sie lächelte, und schien nur von dem Licht ihrer Augen Worte und Bewegung zu empfangen. Nie wich er von ihrer Seite, so lange es ihm vergönnt war, bei ihr zu weilen. Ihr nahe, vermochte er es, sein Herz zusammen zu drücken, und seinen unaussprechlichen Schmerz wie seine glühende Liebe zu beherrschen; denn Gabrielen's heilige Gegenwart erhob ihn über Tod, Trennung und Grab. Keine Klage kam über seine Lippen, keine Thräne in seine Augen, bis die Nacht ihn und seinen ausbrechenden Jammer verhüllte.

Gabriele bewachte minder ängstlich als sonst ihr Benehmen gegen ihn und suchte nicht mehr ganz so wie ehemals ihm den Grund ihres Gemüths zu verschleiern. Manche Ahnung des ganzen Umfangs der unnennbaren Seligkeit, die ihm

hier vor ſeinen Augen unterging, durchſchauerte den Armen mit allen Freuden des Himmels und verſenkte ihn in ſelige Träume, aus denen er leider mit dem Gefühl des Unglücklichen wieder auffuhr, der im Schlafe den Himmel offen ſah, und aufgerüttelt zu jahrelanger Pein, im Kerker wieder erwacht.

Nicht minder unausſprechlich als Hippolit's Schmerz, war auch das tiefe, unſägliche Mitleid, welches Gabriele für ihn empfand, denn ſie erkannte wohl den unendlichen Jammer ſeines treuen liebenden Herzens. Sie ſelbſt war beglückt in der ſeligſten Hoffnung, und die nahe Trennung, deren Gewißheit ihr an jedem Morgen deutlicher entgegentrat, erſchien ihr nur als ein Schritt aus dem Dunkel zum Lichte, zur ſicheren, ewigen Vereinigung, deren nahe Seligkeit ſie ſchon hier vorempfand. Abends, wenn wieder einer ihrer Tage zur Ewigkeit hinabſank, wiederholte ſie jetzt in der unbelauſchten Einſamkeit ihres Zimmers oft die einfachen Worte eines Liedes, welches ſie unter den Papieren ihrer verehrten Mutter gefunden hatte. Hier iſt es:

Gabrielen's Abendlied.

Zur letzten Tages-Stunde
Flammt goldner noch das Licht,
Spricht mit dem Purpur-Munde:
„Ich gehe schlafen nicht."

„Unsichtbar, zu dem Osten
„Zieh' ich den Sternen-Pfad;
„Auch Du sollst Aether kosten,
„Den frisch der Morgen hat."

Wenn all' die Welten schlafen,
So ist's die Lieb', die wacht,
Und landet sie im Hafen,
Sagt sie: „Welt, gute Nacht!"

Ich mußte still verschließen
Was schmerzreich mich entzückt,
Was tödtlich mich beglückt
In tiefster Brust verschließen.

Ich mußt' im Dunkel gehen
Als hell es draußen war,
Nun Schatten mich umwehen,
Nun wird es licht und klar;

Aus Sonnenschein gewoben
Mein Aether-Kleid so blank,
Die Sprache bald Gesang
In blauen Sphären droben;

Wo mich der Engel-Flügel
Leicht trägt auf lichtem Steg',
Wo Sonnen sind mein Weg
Fern von der Erde Hügel.

Ich möchte mehr noch singen
Aus meiner tiefsten Brust,
Was Niemand war bewußt,
Es sollten's Töne klingen;

Es möchte mehr noch sagen
Die Lippe treu und bleich,
Doch sieh', es will schon tagen
Herauf aus licht'rem Reich.

Denn, wenn die Welt geht schlafen,
Ist's Liebe noch, die wacht.
Mein Herz erblickt den Hafen;
Zu tausend gute Nacht.

Früher schon verdankte Gabriele diesem Liede oft wehmüthigen Trost und erleichternde Thränen; jetzt klangen sie in ihrem Innern wie Jubelgesang, wenn gleich die athemlose Brust ihm nur leise Töne noch zu leihen vermochte.

So lebte sie hin in stiller Freundlichkeit. Nur wenn sie Hippolit's gedachte, des Verlassenen,

dann wollte ihr das Herz brechen bei dem Gedanken an den langen, einsamen, freudenarmen Lebensweg, der von nun an öde und düster sich vor dem Freunde durch eine unabsehbare Wüste hoffnungslos ausdehnen mußte; und all ihr Streben ging nun dahin, seine Zukunft ihm wenigstens mit hohen Erinnerungen auszufüllen, zu schmücken. Daher zeigte sie sich Hippolyten, wie seine Fülle Ergebung es glorreich verdiente. Sie war ihm die liebendste Schwester, die innigste theilnehmendste Freundin, und jeder Tag brachte ihm neue rührende Beweise des reinsten, von keinem irdischen Hauche befleckten Vertrauens.

Die Tage schwanden, der Sommer flog vorüber, immer tiefer senkte sich die Sonne und der Wald schmückte sich abermals mit Purpur und Gold. Wieder ging der Sterbetag von Gabrielen's Mutter auf, doch dieses Mal feierte sie ihn in frommer stiller Heiterkeit, gleich einem Feste der Auferstehung, nicht des Todes. Der kalte Stein, der die geliebte Hülle bedeckte, ward nach ihrer Angabe mit einer Fülle reicher Blumen-

kränze geſchmückt, ſtatt der Cypreſſen, die ſie einſt mit frommer Hand gewunden hatte. Von ihr ſelbſt blieben ebenfalls alle ihr ſonſt an dieſem Tage gewohnten äußern Zeichen der Trauer entfernt, und kein langes ſchwarzes Gewand, kein dichter Kreppſchleier verhüllte ſie. Wie immer in blendendes Weiß gekleidet, ſaß ſie am Abend des feſtlichen Tages an ihrem gewohnten Platze in einem großen Bogenfenſter; die ſeitwärts in das Eckzimmer fallenden letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten ihre blonden Locken zur himmliſchen Glorie, genau wie an jenem für Hippolit unvergeßlichen Abende, da dieſer faſt an der nämlichen Stelle bewundernd ihr nachſah, als ſie den dunkeln Lindengang hinabſchwebte. Sie blickte hinaus in die herbſtliche Wolkenpracht, die roſig und golden im tief-blauen Aether verglühte; überirdiſches Lächeln ſchwebte auf dem verklärten Angeſicht, ihr dunkelſtrahlendes Auge haftete mit dem Ausdrucke des unausſprechlichſten Entzückens auf der ſchimmernden Ferne, als ſchwebe aus ihr eine geliebte Geſtalt herbei, und ihre Lippe regte ſich unhörbar leiſe wie im Gebet.

Erneſto und Frau von Willnangen hatten

es nicht vermocht der heitern Feier dieses Tages länger zuzusehen, deren Deutung sie nur zu wohl verstanden; sie hatten beide sich entfernt, um in gegenseitigen Klagen neue Kraft zu suchen, und Niemand war bei Gabrielen geblieben als Hippolit. Schweigend betrachtete er sie, und wagte es kaum zu athmen, um sie nicht zu wecken. Auch er ahnete, von ihrem Gefühl durchdrungen, welche Gebilde ihrem Auge jetzt vorüberschweben mochten; ihm war, als empfinde auch er die Nähe der an diesem Tage zur ewigen Freude eingegangenen Mutter, der halb schon Verklärten, und kalt und geheimnißvoll hauchten Schauer aus einer andern Welt ihn, den Lebenden, an.

Wie ein Engel, der vom Himmel herabschwebt, um Sterblichen von seinen Freuden Kunde und Gewißheit zu geben, wandte Gabriele sich dem geliebten Freunde endlich wieder zu; sein Herz erwärmte sich an ihrem Blick, es war, als wolle sie zu ihm sprechen, als wolle sie irgend etwas Wichtiges ihm vertrauen, doch schien sie bald wieder anders entschlossen, und bat ihn nur mit den Augen, ihr die Harfe zu reichen, die seit mehreren Tagen von ihr unberührt in

einer Ecke lehnte. Hippolit gehorchte wie immer ihren Winken, und nun begann unter ihren schwachen, zarten Händen leise und langsam ein fremdartiges Tönen, gleich dem Nachhall himmlischer Lieder. Endlich erhob sich auch ihre süße Stimme, lieblicher, herzdurchdringender als Hippolit sie jemals gehört hatte, wenn gleich unendlich zart und leise. Es war gleichsam ein innerliches Singen, ein wunderbar-ergreifendes Heraufklingen aus der Tiefe ihres Herzens.

In kurzen abgerissenen Sätzen, oft unterbrochen von Harfenklängen, die, der Erdensprache erst Bedeutung gebend, wie zur Erläuterung forttönten, wenn diese wortarm verstummen mußte, sang Gabriele ein regelloses Lied, von der Begeisterung des Augenblicks eingegeben.

Nie hatten ihre Freunde diese Gabe der Dichtkunst in ihr vermuthet, die jetzt erst neu in ihr erwacht, der halb schon dem irdischen Leben Entschwebten eine nie zuvor von ihr geübte Sprache lieh. Gleich dem Schwane, der nur dann zum ersten Male mit süßen Klängen die Sterne begrüßt, wenn sie zum letzten Male die stille Fluth ihm versilbern, auf welcher er sterbend wogt.

Gabrielen's Lied ſang alles Hoffen, Sehnen, Erwarten ihrer, in Himmelswonne vergehenden Bruſt. Es waren Worte, es waren Töne, welche der Unſterblichkeit angehören und der ſchwache Hauch des Erdenlebens wiederzugeben nicht vermag.

Sie ſang, bis ſie erbleichend, verſtummend in ihren Lehnſtuhl erſchöpft zurückfiel. Noch eine Weile flüſterten die Harfentöne, endlich verſtummten auch ſie. Die zarten Lilienfinger entglitten matt den goldnen Saiten und Gabrielen's Auge ſchloß ſich einige Minuten lang wie im Schlummer; doch bald öffnete es ſich wieder und ſuchte Ihn, der, zum erſten Mal in ihrer Gegenwart vom Schmerz überwältigt, in einer Ecke des Zimmers in der troſtloſeſten Stellung hingeſunken war.

„Mein Freund! mein theurer herzlich lieber Freund! warum ſo?“ ſprach ſie zu ihm. „Ich dachte Muth und Hoffnung in Ihre Seele zu ſingen, denn ich ſelbſt bin ſehr freudig, ſehr hoffnungsreich in meinem Gemüth. Das Leben iſt nicht minder kurz als ſchön, darum ſollten wir nie die köſtlichen Stunden der Gegenwart in voreiliger Trauer über eine vielleicht nahe, dunklere Zukunft verſchwenden. Denken Sie daran,

daß ohne Trennung kein Wiedersehen möglich wäre. Und welches Wiedersehen erwartet uns dort über jenen glänzenden Welten, die durch unsere kurze Erdendämmerung leuchten!“

Es war zum ersten Male, daß Gabriele auf die Nähe ihres Scheidens so hindeutete. Hippolit glaubte dabei in neuem, nie gefühlten Schmerze zu vergehen, denn das ausgesprochene unheilverkündende Wort ist weit furchtbarer als unsere trübesten Gedanken es seyn können. Doch übte er auch in dieser bangen Stunde die gewohnte Kraft über sich selbst. Er erhob sich und nahete ihr mit Ergebung in seinen Zügen.

„Das Singen hat mich ein wenig angegriffen, weit mehr als ich es vermuthete,“ sprach Gabriele sehr freundlich. „Und doch sind wir so ungestört, so traulich beisammen! ich möchte die Zeit nützen, recht gern, recht viel mit Ihnen reden, auch wohl etwas von Ihnen erbitten; ich werde ganz leise flüstern müssen. Doch das thut nichts, setzen Sie sich nur recht nahe zu mir, damit Sie mich verstehen, recht nahe, ich bitte.“

Hippolit schauerte vor innerer ihm selbst unerklärlicher Angst, denn er hatte Gabrielen schon

weit ermatteter gesehen als sie es in diesem Augenblicke zu seyn schien; aber er nahm sich zusammen, zog ein Taburett aus dem Fenster herbei und setzte sich dicht zu ihren Füßen. Sein Auge ruhte in ihrem, ihre Hand lag kalt und regungslos in der seinen, während sie mit der ihm so bekannten anmuthigen Beugung des schönen Hauptes sich gegen ihn hinneigte, und ganz leise und vertraulich zu ihm sprach.

„Sehen Sie, wie das Abendroth sich noch so glänzend dort in den Fenstern der Kapelle spiegelt? Ist es nicht genau so, wie heute vor vier Jahren —"

„Guter Gott, theure Gabriele, an welche Stunde erinnern Sie mich in diesem Momente!" rief Hippolit erbleichend aus, von unwiderstehlichem Grauen und Schrecken ergriffen.

„Ruhig, ruhig, mein Freund!" erwiederte, ihn beschwichtigend, Gabriele, „Sie können ja jener Stunde immer nur mit Dank und Rührung gedenken, so wie ich es auch thue. Gott würdigte mich damals des Glücks, Sie von einer grosen Gefahr zu erretten," setzte sie mit einem durch die Wolken hindurch leuchtenden, zum Himmel

gerichteten Blick hinzu. Dann wandte sie sich wieder an ihn, der, mit seinem Gefühle sichtbar kämpfend, jetzt wieder ruhiger da saß. „Die Vorsehung führte Sie damals vom Rande des furchtbarsten Abgrundes, in den wir Verblendete versinken können, hin, auf den Weg, der zum neuen erhöhten Daseyn Sie gelangen ließ. Gottes Führungen sind unbegreiflich und gütig, wie er selbst. Wer hat das anschaulicher erfahren als wir beide? Darum, lieber Hippolit! wollen wir auch nie uns Eigenmächtigkeit oder Widerstand erlauben. Wir wollen immer vertrauen, immer, immer auch wenn es recht dunkel um uns wird; jeder Nacht folgt ein hell leuchtender Tag, der alles Grauen verscheucht."

Sie schwieg einige Minuten, dann begann sie von neuem. „Vergeben Sie, wenn ich Ihnen wehe that durch die Erinnerung an jenen großen Wendepunkt Ihrer Existenz, von dem alles Gute und Edle und Schöne ausgeht, das Sie seitdem sich aneigneten. — Ich wollte es nicht, doch was ich von Ihnen bitten wollte, hängt zu genau damit zusammen, und ich bin verlegen und weiß nicht wie ich es aussprechen soll. — Jenes

Fläschchen, jener Kristall, der damals Ihren Händen entsank, den ich wenige Minuten später Ihrer Bewahrung anvertraute, bewahren Sie ihn noch? und wo?“

„Ich bewahre ihn, auf meinem Herzen,“ erwiederte nach kurzem Schweigen Hippolit, mit fast unhörbarem klanglosen Tone.

„Hippolit!“ rief Gabriele mit ungewohnter Kraft, und richtete sich plötzlich hoch und ernst in ihrem Sessel empor. „Sie tragen das Entsetzliche auf Ihrem Herzen? und seit wann?“

„Seit — seit den letzten Wochen unsers Hierseyns,“ entgegnete Hippolit, und verhüllte sein Gesicht in die weiten Falten ihres herabhängenden Shawls.

„Muth, armer Freund, und Friede Ihrem bangen Herzen,“ sprach Gabriele, ihre schwachen Hände strebten ihn aufzurichten, und eine warme Thräne sank auf seine Stirne. „Ach Hippolit!“ sprach sie mit unendlich sanfter Stimme weiter, „wie oft vergessen wir auf den Himmel zu bauen, wenn uns das Leben hier unten die ernste, dunkle Seite zuwendet! Darum sollten wir es wo möglich nie in unsere Macht stellen, der gefährlichen

Wirkung des Augenblicks folgen zu können. Wir Schwachen sollten schon von Ferne der Gefahr ausweichen, die ein einziger unbewachter Moment über unser Haupt rufen kann. — Der Tod," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „der Tod ist immer unserm Herzen nah; warum, lieber Hippolit, warum ihn noch auf demselben tragen?"

Hippolit vermochte nicht, ihr zu antworten. Nach einigem Schweigen fuhr sie fort zu reden.

„Jenes furchtbare Fläschchen, ich habe viel darüber nachgedacht und weiß jetzt, daß es ein Eigenthum meines Vaters war. Sie fanden es dort in den Ruinen, die, seinem letzten Wunsch gemäß, in sich selbst versinken müssen, mit allem was sie bedecken; ist es nicht so?"

Hippolit bejahte die Frage mit einer stummen Neigung des Hauptes.

„Nichts von allem, was dort auf ewig begraben ward, darf das Licht des Tages wieder bescheinen; so wollte es mein sterbender Vater," fuhr Gabriele fort. „Darum bitte ich Sie, mein Freund, ich bitte recht ernstlich, recht dringend, geben Sie der Finsterniß wieder was ihr geweiht ward. Tragen Sie noch heute, noch diesen Abend

Ihren schauerlichen Fund zurück zu jenem geheimnißvollen Gemäuer, versenken Sie ihn dort in tiefe, selbst Ihnen unzugängliche Kluft. Dort mag er ruhen, in dem weiten Grabe, wo so vieles ruht. Wollen Sie es? Wollen Sie mir die Freude gönnen, den letzten Wunsch meines Vaters auch im kleinsten Punkt erfüllt zu sehen?“

„Noch heute, noch in dieser Stunde,“ erwiederte Hippolit, und drückte seine brennenden Augen auf ihre liebe Hand. „Wie könnte ich je Ihrem ausgesprochenen Willen widerstreben!“

„Dank Ihnen, innigen Dank,“ erwiederte Gabriele, mit einem fast unfühlbaren Händedruck. „Sie haben Nachsicht mit meiner Schwäche,“ setzte sie matt lächelnd hinzu, „Sie spotten nicht einer vielleicht kindischen Ehrfurcht gegen den Willen der Todten. Aber das Zuviel ist hier in unserm Dunkel doch noch immer dem Zuwenig vorzuziehen; nicht wahr lieber Hippolit?“

„Gabriele! himmlisches Wesen! nicht diese Engelsmilde gegen mich, wenn ich nicht ganz vernichtet werden soll!“ rief Hippolit tief erschüttert. „Ich fühle alles, was Sie mir verbergen und andeuten, vergebens suchen Sie es mir zu ver-

ſchleiern, um auch nur die Idee eines Vorwurfes von Ihnen mir zu erſparen. Jene noch immer roth ſchimmernden Fenſter der Kapelle! Ihre eigne verklärte Geſtalt, ſogar die Dämmerung um uns her rufen mir die Vergangenheit zurück. Alles iſt wie es war, alles heute wie damals! Und doch, wie iſt es auch ſo furchtbar anders! Kindiſcher Thor der ich war! daß ich damals ſchon das Unglück zu kennen wähnte!“

„Sie kannten es damals nicht,“ fiel Gabriele ein: „und glauben Sie mir, es kommt ein Tag, wo alles, was Ihr Herz heute ſo ſchwer belaſtet, Ihnen eben ſo erſcheinen wird, als jetzt jener Schmerz, der damals Sie in Tod und Verzweiflung jagte, Ihnen erſcheint. O mein theurer Hippolit, es kommt eine Stunde, in welcher die Erde mit all ihrem Weh unter uns zuſammen ſinkt und der Himmel mit ſeinen Freuden ſich uns öffnet. Wie leicht, wie klein ſehen wir dann alles, was uns vor kurzem noch ſo ſchwer, ſo unüberſteiglich groß dünkte! Geloben Sie mir, mein geliebter Freund, geloben Sie mir, dieſe meine Worte nie zu vergeſſen. Lieber, lieber Hippolit, ſie nicht zu vergeſſen, in keiner noch ſo

dunkeln ſchweren Stunde Ihres Lebens. Ach Sterben iſt oft ſo viel leichter als Leben! Wer würfe nicht gern alles, was uns belaſtet, von ſich, um einer geliebten entſchwebenden Seele durch alle Himmel zu folgen? Doch mein edler Freund wird das Schwerere wählen, und es tragen, ſo lange die ewige Vorſicht es will.“ Gabriele ſtreckte ihre rechte Hand gegen ihn aus, doch er legte nicht verſichernd die ſeine hinein. Dunkel, faſt verzweifelnd ſtarrte ſein Blick hinaus in die Dämmerung, durch welche die Fenſter der Kapelle noch immer im Abendſchimmer röthlich erglänzten.

„Undurchdringliche Nacht verhüllt uns das Jenſeits,“ ſprach jetzt mit bewegter Stimme Gabriele, „wir ahnen ſeine Schrecken wie ſeine Seligkeit, und es iſt verwegen, mit ſterblicher Zunge von Göttlichem ſtammeln zu wollen. Doch den Rand des Grabes vergoldet ein purpurner Schein, der den ewigen herrlichen Oſt uns verkündet; er heißt Hoffnung des Wiederſehens! Ach und doch wäre es möglich, daß eigenmächtiges Eingreifen in den Willen der Vorſicht eine Kluft riſſe, die dieſes Hoffen vielleicht vernichtet, viel-

leicht auf Jahrtausende hinausschiebt. Längere Prüfung in andern Welten erwartet vielleicht den, der ungerufen diese verläßt. — Schrecklich, schrecklich muß es seyn, furchtbar über alle Beschreibung," sprach sie lauter und heftiger; „es würde mir den Tod erst zum Tode machen, wenn ich entschlummern müßte ohne die beruhigende Zuversicht, daß Alle, die ich liebe, vertrauend, wenn gleich weinend mir nachblicken werden, und daß keines von ihnen sich vom Schmerz zu einem Schritt verleiten lassen wird, der mein Hoffen eines nahen seligen Wiedersehens in der ungemessenen Ewigkeit vernichten könnte."

An allen Kräften erschöpft, bleich, leblos beinah, sank Gabriele mit diesen Worten in ihren Sessel zurück, aber ihr bittendes Auge haftete noch immer mit unaussprechlichem Ausdruck auf Hippoliten.

„Heilige! Verklärte!" rief jetzt dieser, außer sich vor unaussprechlicher Angst, und warf sich, ihre Knie umfassend, vor ihr nieder. „O entschwebe mir noch nicht! Nimm mein Gelübde mit, daß ich deinen Willen erfülle, sey es noch so schwer; daß ich keine Kluft ewiger Trennung zwi-

schen uns reißen will. Ja ich will noch leben, weil du es gebeutst, ich will noch leben und athmen so lange ich kann, auch wenn du —" Thränen erstickten seine Worte. Gabriele vermochte es nicht ihm zu antworten, aber ihre Hände ruhten segnend auf seinem Haupte, ein dankbares Lächeln umspielte ihre Lippen, und ihr gen Himmel gerichtetes glänzendes Auge erhob sich betend für ihn.

Bange, leise, wehmüthig einander zulächelnd, und doch unfähig jeder ausgesprochenen Mittheilung ihres Gefühls, wandelten in den nächstfolgenden Tagen Gabrielen's Freunde neben einander her. Im Schlosse herrschte eine bange schwüle Stille, wie vor einem Gewitter, und auch draußen war es so in der Natur. Alle Gipfel ruhten, kein Lüftchen spielte in den goldigen Blättern, sie fielen von selbst leise und langsam, man hörte das flüsternde Rieseln ihres Niedersinkens, weil kein stärkerer Ton durch den schweigenden Wald rauschte.

Gabriele blickte täglich aus ihrem Bogenfen-

ſter hinaus in die herbſtliche Pracht, denn weiter zu gehen verſtattete ihr ihre große, wenn gleich ſchmerzloſe Mattigkeit nicht mehr. Mit jeder Stunde beinah ſahen ihre Freunde die ſchöne Blume bleicher und immer bleicher ſich neigen, aber ihr Geiſt loderte immer ſichrer und heller auf, ihre Theilnahme an dem Leben ihrer Freunde entwickelte ſich immer freudiger. Dieſe durften ſie jetzt faſt gar nicht mehr verlaſſen, denn ſie ſchien mit jeder Minute des Beiſammenſeyns noch geizen zu wollen und wendete alle ihr noch immer zu Gebote ſtehende Liebenswürdigkeit daran, ſie alle ſo lange als möglich in ihrer Nähe feſtzuhalten. Ihr Auge wandte ſich in dem kleinen Kreiſe mit unausſprechlicher Liebe von einem zum andern. Lächelnd ſuchte es den treuen Erneſto, der liebenden Freundin Muth und Licht in die Seele zu ſtrahlen; dann ruhte es wehmüthig auf Hippoliten, der, ganz in ſich verloren, ſich und den Schmerz, und jede Klage, ſelbſt Zukunft und Vergangenheit in ihrem Anblick vergaß, während Frau von Willnangen und Erneſto nur mit der mühſamſten Anſtrengung aller ihrer Kräfte ihrem tiefen Schmerz gebieten konnten.

Gabriele redete in diesen Tagen ungewöhnlich viel von Ottokar, und von einer frohen Ahnung seines nahen Wiedersehens nach so langer Trennung. „Ernesto war nur sein Vorläufer, gebt Acht, unversehens ist er da!“ sprach sie mit einer eigenen Art von Gewißheit, für die sie doch selbst keinen rechten Grund anzugeben wußte, denn er hatte nur kürzlich geschrieben, und den Willen, Rom zu verlassen, auf keine Weise geäußert.

Am dritten Morgen nach dem Todestage ihrer Mutter ließ Gabriele etwas früher als gewöhnlich, Hippoliten zu sich entbieten. Er eilte herbei. Alles im Zimmer hatte ein eigenes festliches Ansehen. Wölkchen von Wohlgerüchen durchkräuselten es in bläulichem Duft, Gabriele schien auf ihrem gewohnten Sessel im Fenster wie in einer Blumenlaube zu ruhen, denn aller Schmuck des sinkenden Jahres stand in schönen Vasen zierlich um sie her geordnet und Blumen und Früchte fügten sich im gefälligsten Vereine, um

ihre Umgebung zu verherrlichen. Die durch die herabgelaſſenen rothen Vorhänge gemilderten Sonnenſtrahlen verbreiteten ein lieblich-roſiges Scheinen im ganzen Gemach und liehen auch der bleichen Gabriele noch einmal den flüchtigen Schimmer der Geſundheit. Sie ſelbſt hatte mit mehr als gewohnter Sorgfalt wie zu einem Feſte ſich ſchmücken laſſen, ihre reichen Zöpfe waren zierlicher aufgeflochten, ihre Locken umkräuſelten die ſchöne Stirn in gewählterer Form, und ein weiter, koſtbarer Shawl von himmelblauer Farbe umwallte in reichen Falten die im zierlichſten weißen Morgenkleide ruhende ſchlanke Geſtalt. Nie war Gabriele ſchöner geweſen als in dieſem Moment, doch war ihre Schönheit nicht mehr von dieſer Welt.

Freundlich winkte ſie dem Eintretenden, näher zu kommen. Er that es und ſank unwillkürlich zu ihren Füßen hin, in Anbetung und Liebe verloren. Eine eigne Freudigkeit des Herzens hatte ſich ſeiner bei ihrem Anblick bemächtigt, ſie leuchtete aus ſeinen Augen, während er bewundernd die Hochgeliebte betrachtete. „Hippolit," flüſterte ſie leiſe, „theurer, geliebter Hippolit! ja ich fühle

es, Sie werden durch ungestümen Schmerz die heiligste, schönste Stunde meines Lebens mir nicht stören; sie ist die Krone unsers Daseyns, ihr darf keine andere folgen. Auch gehöre ich den Lebenden nicht mehr an; — erschrick nicht so über dieses Wort, erschrick nicht, daß ich gewiß weiß, ich werde die Sonne, die jetzt uns leuchtet, nicht mehr sinken sehen."

Mit einem kaum unterdrückten Schrei fuhr Hippolit in die Höhe, der Thüre zu, als wolle er Beistand, Hülfe herbei rufen oder suchen, doch ihre sanfte Gewalt, ihr flehendes Auge und die innere Ueberzeugung, daß jeder Versuch, zu helfen, hier nur quälend mißlingen könne, zogen ihn wieder zu ihren Füßen hin. Sein starrendes Auge, sein Beben, sein tödtliches Erbleichen machten ihn einem Sterbenden weit ähnlicher als Gabriele es war.

„Erwache, o erwache," rief sie, „geliebtester aller Menschen, erwache und segne mit mir diese Stunde, die den lange gehegten einzigen Wunsch meines Herzens, den Lohn alles meines Strebens mir gewährt. Die Sterbende darf gestehen,

was der Lebenden ſtrenge Pflicht war, tief in der Bruſt, unter unſäglichen Schmerzen zu vergraben.“

Ihr Auge ſtrahlte von neuem himmliſches Feuer, ihre Wangen färbten ſich, alle ihre Züge verklärten ſich zu unausſprechlicher Schönheit. „Ja dich, dich habe ich geliebt!“ ſprach ſie mit vor Entzücken bebender Stimme, „dich liebe ich, dich allein, du Einziger, Geliebteſter, du mein Hippolit, nur dich! ich liebe dich wie du mich liebſt, und lange ſchon trage ich dein Bild im Herzen. Ich ſterbe, weil ich dich liebte, ich ſterbe beglückt, daß ich nur einmal mein Herz dir öffnen darf, entzückt, beglückt, und nun laß mich enden. Die Erde beut mir nichts mehr nach dieſer Stunde, die alle meine Feſſeln zerreißt! Ich darf dem Leben nicht mehr angehören, aber ich gehöre dein! dein! von nun an, und an dieſen Moment gränzt eine wonnevolle Ewigkeit!“

Das ſeligſte Entzücken, der zerreißendſte Schmerz, Gabrielen's geliebte Stimme rief Hippolit ſchnell wieder zu klarem Bewußtſeyn; in Thränen, Seufzern, Blicken mehr noch als in Worten, tauſchten die Liebenden alles Weh und

alle Wonnen ihres Daſeyns gegen einander aus. Die Stunde, die ſie ſo mit einander zubrachten, gehört nicht ins irdiſche Leben, keine Vergangenheit, keine Zukunft begränzt ſie; ſie ſteht da, einzig, für ſich allein gleich der Ewigkeit, jedem Verſuch, ſie zu ſchildern, unerreichbar.

Es war ſtille im Zimmer geworden, ganz ſtill. Erneſto trat leiſe herein, ihm folgte Frau von Willnangen. Die Geſchichte eines großen unverhofften frohen Ereigniſſes glänzte in Beider Augen, ſchwebte ſichtbar auf Beider Lippen. Sie fanden Hippoliten auf dem Taburett neben Gabrielen's Seſſel kniend, ihr Haupt ruhte an ſeiner Bruſt, einer ihrer Arme hielt ihn umſchlungen, die Hand des andern hielt er in der ſeinen, ein liebes Lächeln umſpielte ihre Lippen, ſie ſchlummerte tief und ſüß. Hippolit regte ſich nicht beim Eintritt ſeiner Freunde. Sie winkten ihm, ſie riefen leiſe ſeinen Namen, er achtete nicht darauf oder ward es nicht gewahr. Endlich nahte ſich ihm Frau von Willnangen leiſe und

behutsam. „Sie schläft," flüsterte sie, „wie sanft, wie fest, doch auch wie unbequem; sehen Sie, wie ihr Arm, ihre Wangen gedrückt werden." Mit diesen Worten versuchte sie es, Gabrielen mit großer Sorgfalt, wie ein unter Spielen eingeschlummertes Kind, zurück in die Kissen zu legen. Es gelang. Hippolit ließ es ohne Widerstand geschehen, und Gabriele erwachte nicht.

Ernesto nahte und zog Hippoliten in die fernste Ecke des Zimmers, Frau von Willnangen blieb gleich einer, über die Wiege ihres kranken Kindes gebeugten Mutter, neben Gabrielen stehen und bewachte ihren Schlummer; Hippolit folgte gelassen dem Freunde, wohin er ihn führen wollte.

„Gabrielen steht beim Erwachen eine große Erschütterung bevor," flüsterte Ernesto Hippoliten mit freudig glänzenden Augen zu. „Da gilt es Vorsicht und die sorgsamste Behutsamkeit. Lieber Hippolit! weiß ich doch kaum, wie ich dir es entdecken soll. Gabrielen's Prophezeihung ist eingetroffen, Ottokar ist wirklich da und harrt der Erlaubniß, ihr zu nahen. Was er bringt, wird sie weit später, nach und nach erfahren müssen;

es ist ein Glück, aber es wird ihr sanftes Gemüth doch verwunden. Ottokar kommt von Pisa. Lieber Hippolit! Moritz ist gestorben, ach! nun kann alles noch sehr gut werden, und —"

„Gabriele ist todt!" schrie Frau von Willnangen mit dem klanglosen Tone des wildesten Schreckens, und sank neben ihr hin.

Was läßt sich von den Ueberlebenden ferner sagen? Allein, von niemanden gesehen, verweilte Ottokar eine Weile neben der geliebten Todten, der untergesunkenen Sonne seiner Jugend; dann schloß er den unglücklichen Freund in seine Arme, der bewußtlos und starr ohne Thränen, ohne einen Laut, kaum noch dem Leben anzugehören schien. Seinen mit ihm gekommenen Sohn übergab Ottokar dem treuen Ernesto, und bat ihn, den armen, mit den Weinenden ängstlich weinenden Knaben zurück nach Rom zu begleiten, dort seiner Zurückkunft zu harren. Er selbst nahm den durchaus in nichts widerstrebenden Hippolit an seine Brust, führte ihn in den noch dastehen-

den Reisewagen, in welchem er eben gekommen war, und fuhr mit ihm fort, gleichviel wohin.

Man sagt, Ottokar sey nach etwas mehr als Jahresfrist traurig und ganz allein wieder in seinem Hause in Rom angelangt, eben noch früh genug, um den treuen Ernesto zur Pyramide des Cestius zu geleiten.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zehnter Band.

Sidonia.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Digitized by

Sidonia.

Erster Theil.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt:
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Goethe.

Die letzten Töne einer schweren, mit Läufern und Trillern überladenen Bravour-Arie verklangen, und die junge Gräfin Lili, welche so eben nach unendlich langem Verweigern sie abgehaspelt hatte, verneigte sich tief mit niedergeschlagenen Augen. Der Dilettant, dem das Glück geworden war, die schöne Sängerin im glänzenden Abendzirkel der Frau von Klarenbach auf dem Flügel begleiten zu dürfen, wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, welchen der Gesang ihm ausgepreßt hatte, unterließ aber dennoch nicht, sein unterthäniges Entzükken durch ein lautes Bravo! Braviſſimo! kund zu thun; denn es war ihm wohl bewußt, daß er nur seinem musikalischen Talente und seiner unermüdlichen Gefälligkeit in der Uebung desſelben, den Zutritt in jene Gesellschaft verdanke, die man vorzugsweise die gute nannte, obgleich sie eigentlich nur die vornehme genannt werden sollte. Alle Anwesenden klatschten die Hände sich fast wund,

obgleich Niemand sonderlich auf den Gesang geachtet hatte. Denn es ist eine uralte Bemerkung, daß man nur Musik zu machen braucht, um eine bis dahin völlig verstummende Gesellschaft, plötzlich zum Sprechen zu bringen. Die Beifallsbezeigungen schienen aber dennoch kein Ende nehmen zu wollen; Lili entfloh ihnen endlich, um sich in das anstossende Spielzimmer zu ihrer Mutter zu begeben. Der Dilettant, der wohl fühlte, daß einige Dreistigkeit hier nicht übel angebracht sey, folgte ihr auf dem Fuße, und die ganze Gesellschaft drängte sich ihnen nach. Die Gräfin Heidenfels vernahm von allen Seiten nichts als Lobeserhebungen über das ungemeine Talent ihrer Tochter, während sie bescheiden, wenn gleich freundlich lächelnd, von zu gütiger Nachsicht mit dem schwachen Versuche einer jungen Anfängerin sprach. Und so war alle Welt zufrieden gestellt, wie bei solchen Gelegenheiten der gewöhnliche Gang der Dinge es mit sich bringt.

Im Musiksaale wiederholte sich indessen, vielleicht zum Tausendstenmale, eine jener Scenen, wie sie Hoffmann im Leben des Kapellmeisters Kreisler mit unnachahmlichem Humor und unver-

kennbarer Wahrheit uns dargestellt hat. „Unmöglich! wie dürfte ich es wagen, nach Lili mich hören zu lassen! Doch du meine Liebe — ich bitte dich, wie kannst du so etwas mir zumuthen wollen!“ Diese und ähnliche Redensarten erschollen von allen Seiten, während die jungen und alten Herren in Flehen und Bitten sich erschöpften, als gälte es Leben und Seligkeit. Der Dilettant war völlig in Verzweiflung, und schien nahe daran, einen Fußfall zu wagen, um nur eine der jungen Damen zum Singen zu bewegen, damit er wieder in Activität käme.

Auch Sidonia, die Tochter vom Hause, wandte vergebens Bitten und Vorstellungen an, es war als ob der Gott des Hustens, dem die alten Römer einen eigenen Tempel erbauten, alle seine bösen Geister im Salon losgelassen habe; Halsweh, Schnupfen, Heiserkeit, hatten sich plötzlich der ganzen jungen Damenwelt bemeistert, dazu eine unüberwindliche Furchtsamkeit, welche heute sogar diejenigen überfiel, die sonst bei solchen musikalischen Abendgesellschaften, die erste Rolle zu spielen pflegten. „Nun denn!“ rief Sidonia endlich, „wenn Keine von Allen singen will, so versuche

ich es. Die gnädige Mama wird ungnädig, wenn zu lange Pausen entstehen. Ich will singen, so gut es geht, während dessen besinnen meine liebenswürdigen Freundinnen sich hoffentlich eines andern, und hören auf, die Grausamen zu spielen."

Sie trat an das Pianoforte; mit leichter geübter Hand durchflog sie die Saiten, schlug einige Accorde an; Alle wurden still, Alle drängten sich um Sidonien her, von deren musikalischen Talent bis jetzt Niemand etwas erfahren hatte; sie sang:

„Es gingen drei Burschen zum Thore hinaus,
Ade!"

Die uralte, wehmüthig klagende Melodie, in aller ihrer Einfachheit, mit tiefgefühltem Ausdruck vorgetragen, bemächtigte sich der Zuhörer mit unwiderstehlicher Gewalt; selbst die, welche in dem Nebenzimmer am Spieltische beschäftigt waren, legten die Karten nieder, und traten näher; Niemand wagte ein Wort, Niemand regte sich, kaum daß man athmen mochte. Die letzte Strophe:

„Ich werde dich nimmer wiedersehn, dich wiedersehn,
dich wiedersehn!
Ade! Ade! Ade!"

der leise und doch Allen vernehmbar hingehauchte Schluß des Liedes:

„Ja scheiden und meiden thut weh!"

durchtönte mit ergreifender Wehmuth die Herzen. Alle Zuhörer standen bewegungslos da, das Auge auf die jetzt verstummende Sängerin gerichtet; keine Hand regte sich, ihr den gewohnten, so oft mißbrauchten Tribut des Beifalls zu zollen, und erst nach einer ziemlich merklichen Pause, während welcher die tiefste Stille im Saale vorherrschte, löste das allgemeine Schweigen in laut ausgesprochene dankende Bewunderung sich auf.

Nur die Gräfin Heidenfels war im Nebenzimmer zurückgeblieben, und neben ihr die Frau von Rothenstein, welche ihr der Zufall auf dem Sofa zur Nachbarin gegeben. „Haben Sie jemals so etwas gehört und gesehen?“ flüsterte die Gräfin dieser zu, als Sidonia zu singen begonnen.

„Handwerksburschenlieder in der Soriée der Frau von Klarenbach! und gleich nach dem herrlichen Genuß, den Comtesse Lill uns gewährt hat! Es ist beispiellos, es ist unerhört, es ist unglaublich!“ erwiederte Frau von Rothenstein mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung.

„Meine Tochter ist viel zu bescheiden,“ sprach die Gräfin, um auf ihr schwaches Talent sich etwas einzubilden, oder vollends sich ungebeten damit

vordrängen zu wollen; obgleich Signor Callandrini mit ihrer Stimme, und den Fortschritten, die sie täglich macht, sehr zufrieden ist. Darum verwundere ich mich nur hauptsächlich über die Dreistigkeit der jungen Person, welche doch erst seit wenig Wochen in die Gesellschaft eingeführt worden ist. Doch der schöne Gesang ist gottlob aus — und, hören Sie! Niemand applaudirt, Alles bleibt todtenstille. Nun so vernünftig sind sie wenigstens doch noch!"

„Es wäre doch auch zu arg, solchem unanständigen Zeuge obendrein applaudiren zu wollen," antwortete Frau von Rothenstein, „ich bewundere nur Frau von Klarenbach; doch freilich, das junge Fräulein mag wohl ein wenig schwer zu regieren seyn. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die Geschichte von Sidoniens Mutter steht noch überall in frischem Andenken."

„Ich habe die erste Frau von Klarenbach nie gesehen, und weiß überhaupt wenig von ihr," erwiederte die Gräfin; „als ich herkam, war sie schon von ihrem Manne geschieden, und er zum zweitenmale vermählt. Aber ich erinnere mich doch gehört zu haben, daß sie in der Gesellschaft durchaus nicht

vorlaut, wie ihre Tochter, sondern eher schüchtern, blöde und zurückhaltend sich gezeigt habe."

„Stille Wasser sind tief," antwortete Frau von Rothenstein mit vielsagendem Lächeln. „Ich habe sie noch sehr gut gekannt, sie sah nicht übel aus, spielte immer die Bedrückte, und that gewaltig unschuldig, bis es endlich zu dem bekannten éclat kam. Wir waren damals in Wien, aber meine Tante, die jetzt verstorbene Generalin Blomberg, hat mir alle Details davon umständlich geschrieben. Die schöne Dame hatte sich in aller Unschuld einen ihrer früheren Verehrer aus dem Auslande kommen lassen, der sich auch bei dem armen verblendeten Manne so fein einzuschmeicheln wußte, daß er bei Klarenbachs gleichsam das Kind vom Hause ward. Früh und spät saß er mit seiner Freundin in ihrem Zimmer allein, um ihr angeblich Italienisch, Zeichnen, und weiß Gott was alles noch zu lehren, ohne daß der Mann Arges dabei dachte. Die ganze Gesellschaft sprach davon und war darüber empört, nur, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, er allein ahnete nichts, bis meine Tante, die auch ihm nahe verwandt war, sich endlich genöthiget sah, ihm über

das Betragen seiner Frau die Augen zu öffnen. Denn die Generalin, müssen Sie wissen, war eine Dame von strengen Grundsätzen, und hielt gar sehr auf Anstand, besonders in ihrer Familie. Klarenbach eilte von ihr geradesweges nach Hause; wie er dort alles gefunden, weiß man nicht genau, genug im Zimmer der gnädigen Frau entstand auf einmal ein gewaltiger Lärm; die Bedienten fanden ihren Herrn gefährlich verwundet am Boden liegen, die Dame in Ohnmacht, und den saubern Hausfreund verschwunden, der nie wieder etwas von sich hören ließ. Als Klarenbach wieder genaß, war es natürlicherweise sein Erstes, auf Scheidung zu dringen; es ward ihm nicht schwer, sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu erhalten, denn die Schuld seiner Frau war zu offenbar geworden. Beide Kinder blieben dem Vater, und Madame mußte froh seyn, mit einem kleinen Jahrgehalte zu ihrer ziemlich obscuren Familie nach Schwaben" . . . . . „St! St! sie wird wieder singen!" rief einer der in der Thüre stehenden Herren den beiden Damen zu.

„Nun das geht weit, das muß ich gestehen," sprach die Gräfin, sich ungestüm fächelnd; „was

gibt die große Sängerin denn jetzt zum Besten? Horchen Sie einmal: Nachtigall, ich seh' dich laufen?"

„Aus dem Bächlein thust du saufen!" fiel schnell ergänzend Frau von Rothenstein ein; „abermals ein Gassenhauer! das Gärtnermädchen auf unserm Gute schreit ihn den ganzen Tag ab. Nein, dieses Benehmen ist eine Beleidigung für die ganze Gesellschaft. Auf unendliches Bitten der Frau von Klarenbach, hatte meine Cäcilie sich heute entschlossen, eine Cavatine mitzubringen, die arme Kleine ist so furchtsam! sie hatte, ehe wir herfuhren, wirklich ein Fieber aus lauter Angst; doch jetzt, nach allem Vorgegangenen — nun ich behalte es mir vor, der Klarenbach meine Meinung darüber zu sagen."

In diesem Augenblick trat die Dame des Hauses sichtlich verstimmt in das Zimmer. „Wir bewundern hier aus der Ferne den ganz originellen Gesang Ihrer Tochter, der uns auf zwiefache Weise in Erstaunen setzt!" rief die Gräfin ihr entgegen. „Die seltene Ausbildung der Stimme, die Genialität, welche Fräulein Sidonia in der Wahl ihrer Gesangstücke beweist, müssen Ihnen als Mutter höchst erfreulich — —"

„Sie thun mir zu viel Ehre an," erwiederte diese etwas pikirt; „ich habe keinen Theil, weder an der musikalischen noch übrigen Bildung der Tochter des Herrn von Klarenbach, und konnte nie Theil daran haben. Sie wissen ja selbst, daß ich noch ein halbes Kind war, als ich mit ihm verheirathet wurde, und — —"

„Straf mich Gott, gnädige Frau, Ihre Tochter ist ein Engel!" rief jetzt ein alter Husaren-Obrist, der mit seinen Mitspielern aus dem Musikzimmer an den Whistlisch zurückkehrte; „hat sie doch mir alten Knaben mit ihrem Ade! Ade! und ihrem: Grüß mein Schatz viel tausendmal! das Herz im Leibe umgekehrt, und beinah das Wasser in die Augen getrieben. Das heiß' ich denn doch Gesang! Für ein solches ehrliches deutsches Lied gäbe ich all' den künstlichen Firlefanz mit Freuden hin. Aber es muß auch so gesungen werden, wie sie es singt."

„Es freut mich, wenn Sidonia Ihnen Vergnügen gemacht hat," erwiederte Frau von Klarenbach sehr kalt.

„Ach was! Vergnügen! entzückt, wieder jung gemacht hat mich das liebe Kind. Wär' es das

meine, wie es das Ihre ist, ich ließ mir den ganzen Tag vorsingen, und würde, glaube ich, darüber hundert Jahre alt."

„Auch mir geht nichts über ein solch einfaches Lied, besonders wenn es so vorgetragen wird," nahm der allgemein geachtete Geheimerath von Brückner jetzt das Wort. „Unsere sämmtlichen jungen Damen, wenn sie ihren Vortheil recht einsähen, würden sich durchaus auf das Lied beschränken, und allen Bravourgesang den eigentlichen Sängerinnen überlassen. Es ist doch unmöglich, daß eine Dilettantin sich die Kunstfertigkeit sollte aneignen können, die dazu gehört; um mit diesen zu wetteifern, wenn sie nicht ihr ganzes Leben daran setzen will, was doch unrecht wäre. Bei jeder großen Arie, die wir in der Gesellschaft vortragen hören, erinnern wir uns unwillkührlich an irgend eine berühmte Sängerin, von der wir sie früher ebenfalls gehört haben; und der Vergleich pflegt in der Regel zum Vortheil derselben auszufallen. Aber lassen Sie einmal eine solche Sängerin auftreten, und es versuchen, ein einfaches Lied, ohne alle fremdartige Verzierungen, so seelenvoll und ergreifend vorzutragen, wie Ihre Toch-

ter es kaum, unter Hunderten wird es kaum einer gelingen; darum hüten diese Damen sich auch weislich davor, und bleiben lieber bei ihrer gewohnten Art.“

In diesem Augenblicke trat Sidonia eilig ins Zimmer, augenscheinlich um von einem etwas verlebt aussehenden jungen Manne sich loszumachen, den eine lange Schnalle, mit einer Menge daran hängender kleiner Ordensdecorationen schmückte.

„Nachtigall Sidonia!“ flehte er, ihr dicht auf den Fersen folgend, „allerschönste Nachtigall! seyn Sie nicht grausam! nur ein einziges kleines Liedchen noch!“

„Für heute ist es genug, wie ich es Ihnen schon gesagt habe,“ wiederete Sidonia fest und bestimmt.

„Aber ich bitte, ich flehe! nur ein ganz kurzes Liedchen noch, werfen Sie doch nur einen gütigen Blick auf mich, ich bin es ja, der Sie bittet,“ sprach er, ihre Hand zärtlich ergreifend.

Sidonia zog sie beleidigt zurück: „ich sehe es deutlich, Sie sind der Herr von Binsenburg,“ sprach sie bitter lächelnd auf ihn herabsehend; „doch das ist für mich kein Grund, Ihnen zu gewähren,

was ich der ganzen Gesellschaft schon abgeschlagen habe.“

„Gütigste Frau von Klarenbach, Sie sehen, wie es mir ergeht!“ seufzte Binsenburg recht beweglich.

„Fräulein Sidonia! Sie werden unartig,“ erwiederte diese, „ich verlange, daß Sie von Herrn von Binsenburg sich an das Pianoforte führen lassen, und singen, ohne ihn länger um solche Kleinigkeit bitten zu lassen.“

„Mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Mama, ich singe heut nicht mehr,“ antwortete Sidonia zwar bescheiden, aber mit festem bestimmten Ton. „Cäcilie wird jetzt eine allerliebste Cavatine vortragen, die sie die Güte gehabt hat, für den heutigen Abend mitzubringen.“

„Erlauben Sie, Fräulein Sidonia, meine Tochter ist enrhümirt,“ fiel Frau von Rothenstein ihr in das Wort, „nur auf den Fall der Noth, wenn es etwa an Musik fehlen sollte, hat sie aus Achtung gegen unsere gütige Wirthin die unbedeutende Cavatine mitgebracht; aber nach dem so ganz unerwarteten außerordentlichen Genuß, mit welchem

Sie uns so eben überraschten, kann Cäcilie unmöglich . . . . . "

Ein langgezogener bebender Ton, der schrillend durch den Saal kreischte, unterbrach hier die sichtlich sehr gereizte Dame.

Fräulein Cäcilie war es, die ihn hervorbrachte, indem sie anfing, ihre Cavatine abzusingen, und Sidonia ward dadurch der Mühe überhoben, der Frau von Rothenstein antworten zu müssen. Die gewohnten Beifallsbezeigungen wurden nach beendigtem Gesange verschwendet, das Soupé gleich darauf angesagt, und die ganze Gesellschaft begab sich in den hell erleuchteten Speisesaal, um sich in kleinern Parthien an mehreren Tischen zu vertheilen. Denn so hatte Frau von Klarenbach es bei diesen ihren Assembléen eingeführt, weil sie meinte, dem Ganzen dadurch ein zwangloses Ansehen zu geben. An Musik wurde nicht weiter gedacht; Jeder suchte sich die ihm angenehmste Nachbarschaft bei Tische zu verschaffen. „Ach gnädige Frau," seufzte Herr von Binsenburg, indem er die Dame vom Hause in den Speisesaal führte, „gab es je einen Unglücklicheren als mich? Sie sahen, Sie hörten es selbst, muß ich nicht jede Hoffnung aufgeben?"

„Mädchenlaunen!“ flüsterte lächelnd Frau von Klarenbach, „wer aus diesen mehr machen wollte als sie sind, wäre wohl mit Recht thöricht zu nennen. Glauben Sie mir, diejenigen, an denen wir sie auslassen, haben gewöhnlich am wenigsten sich zu beklagen, das weiß ich noch von alten Zeiten her.“

„Auch wohl noch aus der neuesten Zeit?“ erwiederte verbindlich Herr von Binsenburg.

Frau von Klarenbach pflegte nie zu soupiren, aus Furcht, daß ihr Teint dadurch leiden könne; sie ging gewöhnlich von einem Tische zum andern, um als gefällige Wirthin für die Unterhaltung ihrer Gäste zu sorgen, doch heute fühlte sie gleich beim Eintritt in den Speisesaal sich so verstimmt, daß es ihr schwer ward, diese ihr sonst angenehme und leichte Pflicht zu erfüllen.

Mit kaum zu unterdrückendem Erstaunen, sah sie die vornehmsten und elegantesten Damen, die sonst in diesen Zirkeln den Ton angaben, in deren Nähe ein Heer von Bewunderern sich eifrig den Raum streitig machte, in unerfreulicher Bequemlichkeit an ihren Tischen gähnend dasitzen, und mochte ihren Augen kaum trauen. Nur die lang-

weilige Gesellschaft einiger erklärter Gutschmecker war ihnen geblieben, die sich nicht entblödeten zu gestehen, daß für sie ein geräumiger und bequemer Platz am Tische ein Haupterforderniß der Tafelfreuden sey. Die ganze übrige Männerwelt, drängte sich in dichten Reihen um den Tisch her, an welchem Sidonia die jüngeren Damen versammelt hatte; Alle waren in dem Zauberkreise wie festgebannt, in welchem ihr heiterer Geist ein ungewohntes Leben verbreitete. Fröhlicher Scherz, harmloser Witz, der Alle erfreute und Keinen verletzte, floß von den blühenden Lippen; mit unnachahmlicher Anmuth wandte sie Allen freundlich sich zu, ohne irgend Einen besonders auszuzeichnen. Die beschränktesten Naturen fühlten ihr gegenüber, sich wunderbar beseelt, und hatten manchen guten Einfall, ohne selbst begreifen zu können wie sie dazu gekommen wären; denn das stets rege innere Leben, dieses seltenen liebenswürdigen Wesens, weckte jedes schlummernde Fünkchen in der Seele derer welche ihr nahten, und riß sie für den Augenblick aus ihrem gewohnten, dumpf vegetirenden Zustande auf. Immer fröhlicher wurde der Kreis, dessen Mittelpunkt sie war, immer

dichter schloß er sich um sie her; der unglückselige Herr von Binsenburg blieb allein davon ausgeschlossen, vergebens suchte er, sich Sidonien wenigstens bemerkbar zu machen; ihre in jugendlicher Heiterkeit strahlenden Blicke wanderten von Einem zum Andern, aber kein einziger derselben fiel auf ihn; und so blieb ihm denn endlich nichts übrig, als sich tief gekränkt zurück zu ziehen, und sein Leid im Stillen zu tragen.

Voll inneren, immer steigenden Unmuthes, sah Frau von Klarenbach diese gänzliche Umgestaltung der Dinge eine Weile mit an, gab endlich vor, von heftiger Migräne sich plötzlich ergriffen zu fühlen, stützte sich auf den Arm eines ältlichen Fräuleins, ihrer vertrautesten Busenfreundin, und zog in ein nur schwach erleuchtetes Kabinet sich zurück, um, wie sie sagte, dem stechenden Glanze der vielen Lichter zu entgehen.

„Nein das ertrage ich nicht länger!“ rief sie, sobald sie mit ihrer Freundin allein war, und warf sich heftig bewegt in einen Armstuhl; „von dieser drückenden Last muß ich mich befreien, wenn ich nicht selbst zu Grunde gehen soll! Elise, hast du jemals an einem Mädchen, das die Kinderschuhe

kaum ausgetreten hat, etwas Aehnliches erlebt? Ist es doch, so wie sie nur erscheint, als ob wir Alle gar nicht mehr existirten. Mit der unbefangensten Miene von der Welt weiß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und läßt die mit schlauer Koketterie errungenen Huldigungen sich gefallen, als ob es nur so seyn müsse. Sie thut, als wäre sie die Unschuld selbst, und doch regt sie nicht den kleinen Finger ohne Absicht. Sie wußte recht gut, was sie that, als sie in jener Ecke ihren Platz wählte, auf welche das Licht des Kronleuchters am vortheilhaftesten fällt. Auch ist es ihr gelungen; alle andern Damen sitzen wie du siehst, einsam und verlassen da, nur sie allein thront wie eine Königin in der Mitte ihrer Bewunderer."

„So lange ich denken kann, war so etwas in deinen Assembleen unerhört; und da du selbst es erwähnst, so gestehe ich dir, daß ich meine Verwunderung darüber kaum verbergen kann," erwiederte die allezeit gefällige Elise. „Der Winter fängt erst an, was werden wir noch erleben müssen, ehe er endet!"

„Sie muß fort, ich dulde es nicht länger,

mir in meinem eigenen Hause, von einem kleinen koketten Mädchen, das eigentlich noch in die Kinderstube gehört, auf diese Weise trotzen zu lassen," sprach, immer mehr sich erhitzend, Frau von Klarenbach. „Soll ich ewig, sobald ich nur in der Gesellschaft erscheine, von allen Seiten über die vortrefflichen Eigenschaften, über die seltenen Talente, über die alles übertreffende Schönheit, meiner Fräulein Tochter mich bekomplimentiren lassen? Es ist um den Verstand zu verlieren! Mein Fräulein Tochter! ich die Mutter eines Mädchens, für dessen ältere Schwester ich höchstens gelten könnte! Am Ende komme ich noch zu der Ehre, auf dem Ball unter die respectablen Damen gezählt zu werden, die müssig dasitzen und zusehen, wie das Fräulein Tochter so allerliebst tanzt."

„Aber wie du auch alles übertreibst, liebe Emilie, so etwas ist gar nicht einmal denkbar," erwiederte begütigend Elise. „Wie ist es nur möglich, daß du im Ernste glauben kannst, diese Mode könne dauernd werden; denn das Aufsehen, welches Sidonia erregt, ist nichts weiter, als eine neue Mode, es wird mit ihr gehen, wie es mit den neuen Taschenbüchern geht, um welche die Leute

sich nur so lange reißen, bis das Neujahr, wo sie eigentlich gelten sollten, herbeigekommen ist, dann liegen sie im Staube, vernachlässigt und vergessen, und Niemand denkt weiter daran."

„Sprich was du willst, ich kann ihr Betragen nicht dulden, sie muß fort!" rief Frau von Klarenbach.

„Fort! aber wie?" erwiederte Elise; „bedenke, daß dein Mann in seinem, dir im Uebrigen so vortheilhaften Testamente, dir nur dieses Einzige zur Pflicht gemacht hat, seine Tochter bis zu ihrer Verheirathung bei dir zu behalten."

„Mein verstorbener Gemahl erkannte meinen Werth, das ist wahr," sprach Frau von Klarenbach, „er setzte zur Universalerbin seines sämmtlichen disponiblen Vermögens mich ein, nur ein kleiner Theil desselben fällt nach meinem Tode an Sidonien zurück; das Majoratsgut gehört seinem Sohne, wie du weist. Die Aussteuer, die ich Sidonien bei ihrer Verheirathung mitgeben muß, ist nicht bedeutend, der gute Mann hat mir völliges Mutterrecht über sie gegeben. Aber ich wollte, er hätte mit diesem lästigen Rechte mich verschont, wenn er es nur unter der Bedingung mir übertragen wollte, daß

ich sie um mich dulden muß. Elise, du bist meine Freundin, du kennst meine geheimsten Gedanken, es ist dir bekannt, wie friedlich meine Ehe mit einem Manne war, der füglich mein Vater hätte seyn können; ich habe um ihn geweint, um ihn getrauert, wie es für eine Wittwe sich ziemt. Nicht eine Stunde früher, als es die Schicklichkeit erlaubte, habe ich Wittwenkleid, Schneppe und Schleier abgelegt, obgleich es während dieses heissen Sommers mich sehr inkomodirte. Doch nun ist das Wittwenjahr vorüber, ich bin jung, bin reich, und völlig berechtigt, mich des Lebens zu freuen; aber das unerträgliche Wesen dieser Stieftochter verbittert mir jede Freude. Ueberall tritt sie mir in den Weg, immer drängt sie, durch ihr vorlautes Benehmen, mich in den Hintergrund zurück. Wenn das so fortwähren soll, möchte ich mit blutigen Thränen den Verstorbenen wieder aus dem Grabe hervorrufen, obgleich ich den Werth der Freiheit wohl erkenne. Lebte der gute Alte noch, so säße Fräulein Sidonia noch immer in ihrer Pension!"

Sorgfältig, um das Rouge nicht zu verwischen, trocknete Frau von Klarenbach bei diesen Worten

wirklich einige Thränen ab, von denen es unentschieden blieb, ob Zorn über Sidonien, oder das Andenken an ihren Gemahl sie ihr entpreßten.

„Wie du dich agitirst!“ sprach Elise gerührt, „gewiß, du mußt dich und deine Gesundheit besser schonen. Es hängt ja nur von dir ab, Sidonien von der Gesellschaft zu entfernen; ein Vorwand dazu wird ja zu finden seyn . . .“

„Damit Niemand sie sähe und sie mir ewig zur Last bliebe?“ fiel Frau von Klarenbach heftig ein; „nein, Elise, das geht nicht. Du kennst die Welt, soll sie mich als eine böse neidische Stiefmutter verschreien? soll Sidonia selbst sich vielleicht einbilden, daß ich eifersüchtig auf sie sey?“

„Du eifersüchtig auf sie! Der Gedanke schon bringt mich zum Lachen“, erwiederte die gewandte Elise. „Was ist denn ihre gepriesene Schönheit, wenn man das Bischen Jugendfrische davon abrechnet, das im Leben mit der großen Welt so leicht verfliegt? Die Franzosen sagen: auch der Teufel war einmal hübsch, als er noch jung war.“

„Wenn ich sie nur zum heirathen bewegen könnte!“ seufzte Frau von Klarenbach.

„Das ist leicht gesagt, aber wen?“ fragte Elise.

„Binsenburg," war die Antwort. „Nichts konnte mir erwünschter seyn, als daß es gerade diesem einfallen mußte, sich recht ernstlich in sie zu verlieben, auch habe ich das Feuer nach Kräften angefacht. Er ist jung, er ist reich, zwar ein wenig kränklich, ein wenig passirt, aber das wird sich geben, wenn er erst ein ordentliches Leben führt. Denke dir, es ist so gut als gewiß, daß er kommenden Frühling mit der Gesandtschaft nach Schweden geht, so würde ich denn auf einmal sie los, es könnte nicht herrlicher sich treffen. Aber du siehst es selbst, wie sie ihn behandelt, sogar in diesem Augenblick; sieh nur einmal in den Saal hinein, sie würdigt ihn keines Blickes; sie hat sich so zu umgeben gewußt, daß er nicht einmal bis an die Stufen ihres Thrones gelangen kann. Die undankbare Kreatur will ihn nicht."

„Sie will ihn nicht!" wiederholte Elise mit Erstaunen.

„Sie will ihn nicht," antwortete Frau von Klareubach, „da helfen weder Bitten noch Vorstellungen, und das eben bringt mich noch zur Verzweiflung. Sie maltraitirt ihn wie sie weiß und kann, sage ich dir; es ist ein Jammer, es anzu-

sehen, und der gute arme Narr wird dadurch nur noch immer mehr angefeuert, nach ihrem Besitze zu streben.“

„Du mußt sie zwingen zu wollen; eine solche Parthie auszuschlagen, wäre doch unerhört. Ja die Vermessenheit der jetzigen Jugend geht weit!“ seufzte Fräulein Elise.

„Was Zureden vermag, habe ich bisher vergeblich angewandt; nicht Zürnen, nicht Bitten, nicht vernünftige Gründe, vermögen den mindesten Eindruck auf sie zu machen,“ versicherte Frau von Klarenbach. „Ach wären jene Zeiten noch, von denen meine Großmutter mir erzählt hat, wo man widerspenstige Töchter, bei Wasser und Brod, in eine dunkele Kammer so lange einsperren durfte, bis sie zur Vernunft kamen! Das gab immer hinterher die glücklichsten Ehen, pflegte meine Großmutter zu sagen. Oder wäre Sidonia wenigstens katholisch, aber auch die Klöster sind größtentheils aufgehoben; und so sehe ich denn gar nicht ab, wie ich endlich wieder zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen soll.“

Das Soupé ward in diesem Augenblick aufgehoben, die Gesellschaft ging auseinander, auch

das tête à tête der beiden Freundinnen wurde unterbrochen, und Frau von Klarenbach zog sich in ihr Zimmer zurück, ohne Sidoniens freundlich ausgesprochenes „gute Nacht“ der kleinsten Erwiederung zu würdigen.

Frau von Klarenbach war nichts weniger als eigentlich bösartig, so sehr man nach dieser Unterredung auch geneigt seyn möchte es zu denken. Sie hatte im Gegentheil manche gute Eigenschaften, gab gern den Armen, wenn man ihr Mitleid auf die rechte Art in Anspruch zu nehmen verstand; äußerte große Theilnahme bei bedeutenden Unglücksfällen ihrer Bekannten, verfehlte nie, wenn jemand unter diesen krank war, sich auf das Angelegentlichste nach dessen Befinden zu erkundigen, und konnte sogar, in einigen Fällen, zur Pflege Leidender sich thätig beweisen. Aber sie gehörte von Jugend auf zu jenen Frauen, die es sich zum einzigen Geschäfte ihres Lebens gemacht haben, schön zu seyn, und die es späterhin nicht nur tief und schmerzlich empfinden, wenn ihr Spiegel anfängt, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, sondern auch mit schlechtverhehltem Groll, alle diejenigen als Usurpatoren betrachten, welche eben im Be-

griffe sind die Höhe zu ersteigen, von der sie bittern Unmuth im Herzen, sich widerwillig herabsinken fühlen.

Als ein früh von einer alten Großmutter verzogenes Kind, hatte sie sich gewöhnt, durchaus keinen Widerspruch dulden zu können; alles, was ihren Wünschen sich entgegenstellte, oder die kleinlichen Pläne ihrer unbegränzten Eitelkeit störend durchkreuzte, reizte ihre, oft bis zu entstellender Wuth sich steigernde Heftigkeit auf, die sie nie gelernt hatte zu bemeistern. Sie liebte sich, und kannte keine andere Liebe; daher hatte sie, als ein blutarmes Fräulein von zwei und zwanzig Jahren, dem um dreißig Jahre ältern Herrn von Klarenbach gern und willig am Altare die Hand gereicht. Glanz, Reichthum, und die Abgötterei, welche ihr alter Gemahl mit ihr trieb, entschädigten sie überreich für Alles, was andere in einer solchen Verbindung vielleicht vermissen konnten. Gewandte Schlauheit, von der die Bessern und Geistreichern wenig wissen, wird, bei steter Abhängigkeit von altersschwachen Personen, gar leicht eine ausschliessende Eigenschaft beschränkter Naturen. Frau von Klarenbach hatte diese, bei ihrer Großmutter, zu

einem hohen Grade sich angeeignet, und benuzte sie weislich, um ihren alternden Gemahl zwölf Jahre lang, bis an dessen Tod, unumschränkt zu beherrschen. Im Vergleich mit diesem, und an seiner Seite, galt sie noch immer für jung, als sie schon aufhörte es zu seyn; es schmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn Fremde als die Tochter desselben sie anredeten; und er, von der Treue seiner jungen Gemahlin überzeugt, pflegte ebenfalls einen solchen Irrthum freundlich aufzunehmen. So war sie denn, ohne es zu bemerken, fünf und dreißig Jahr alt geworden, und wenn sie auch zuweilen sich dessen erinnerte, so versicherte ihr Spiegel dagegen, daß es nur von ihr abhinge, noch immer für fünf und zwanzig zu gelten; und dieses zwar nicht ganz ohne Grund. Ihre schlanke elegante Gestalt, und eine sehr sorgfältige Toilette, halfen ihr mächtig, besonders Abends bei Kerzenlicht, ihr eigentliches Alter zu verbergen.

Als Wittwe trat sie jetzt wieder in der Gesellschaft, gleichsam als eine ganz neue Erscheinung auf, und hatte alle Anstalten getroffen, die ihr bedeutendes Vermögen und ihre, bei allem äußern Glanz, im Innern ziemlich karge Sparsamkeit ihr

boten, um ihr Haus zum brillanteſten und angenehmſten Verſammlungsorte zu machen. Ueber der zuvorkommenden Freundlichkeit der Frauen, der ſchmeichelnden Bewunderung der Männer, welche ihr überall entgegentrat, hatte ſie gänzlich vergeſſen, daß ſie beides eben ſowohl den Annehmlichkeiten ihrer häuslichen Einrichtung, als ihrer Perſönlichkeit zu verdanken haben könne; doch nun ſtellte Sidonia im blühendſten Jugendglanze ſich neben ſie hin, hatte, als Tochter vom Hauſe, gleichen Antheil mit ihr an den ihr dargebrachten Huldigungen, verdunkelte ſie ſogar. In der That, das war mehr, als man einer Frau ihrer Art zumuthen durfte mit Gelaſſenheit zu ertragen.

Unmuth und Aerger hatten in der Nacht nach jenem Tage ihr den Schlummer geraubt, ſie verdoppelten ſich, als ſie beim Aufſtehen ihr Auge getrübt, ihr Geſicht bleich und entſtellt fand; ſie ließ ſogleich Sidonien zu ſich beſcheiden, die ohne Zögern dem Rufe folgſam ſich bewies.

Sidonia fand ihre Stiefmutter lang ausgeſtreckt auf dem Ruhebette liegen, zwar in einem ſehr ſorgfältig gewählten Negligée, aber in der unholdeſten Stimmung von der Welt.

„Ich habe Sie rufen lassen, Sidonia, um noch einmal ein ernstes Wort zu Ihnen zu sprechen!“ rief Frau von Klarenbach ihr gleich beim Eintritt entgegen; „ersparen Sie sich den gewohnten Morgengruß, Sie haben dafür gesorgt, daß mir heute, nach einer schlaflos zugebrachten Nacht, kein guter Morgen werden konnte; ich bin in der That krank, vor Scham und Zorn über Ihr gestriges Betragen. Ich fühle es, ich eigne mich nicht dazu, ein Mädchen Ihrer Art zu bessern, eine Frau meines Alters vermag nicht, Ihnen dazu genugsam zu imponiren, ich muß Sie andern Händen übergeben, und zwar je eher je lieber.“

„Was habe ich denn gestern verbrochen, gnädige Mama?“ fragte Sidonia gelassen.

„Sie fragen noch?“ war die heftig ausgesprochene Antwort; „meinen Sie, Ihr gefallsüchtiges Wesen wäre mir entgangen? meinen Sie, ich hätte nicht gesehen, wie Sie auf jede Weise sich bemühten, die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zu ziehen? Es ist Ihnen gelungen, Fräulein Sidonia, o ja, es ist Ihnen gelungen, aber nicht ganz so, wie Sie es wohl meinten, wahrlich nicht. Ueber Ihr vorlautes Benehmen

zuckten alle Verſtändige mit Verachtung die Achſel; die Männer umringten Sie freilich wegen der Neuheit des ſeltenen Schauſpiels, das Sie ihnen zum Beſten gaben, aber, ſeyn Sie feſt davon überzeugt, nur um hinterdrein Sie zu verſpotten. Die ganze Ordnung meines Hauſes wurde ja geſtern durch Sie umgekehrt, Niemand nahm den ihm zukommenden Platz ein, ſelbſt meine Bedienten wurden irre im Serviren, weil ſie nicht mehr wußten, wohin ſie ſich zu wenden hatten; die armen Leute konnten ſich ja nicht mit Gewalt durch den dichten Kreis hindurchdrängen, den Ihre ausgelaſſene Lebhaftigkeit um den Tiſch verſammelte, welchen es Ihnen beliebt hatte, zum Mittelpunkt der Geſellſchaft zu machen. Und warum mußte Herr von Binſenburg allein von dieſem Kreiſe ausgeſchloſſen bleiben? Warum hatten Sie für alle Andere Blicke, und Worte, und Lächeln, und feine Aufmerkſamkeiten, nur für ihn nicht? für ihn, der doch die gerechteſten Anſprüche daran zu machen hätte? Ihn allein würdigten Sie auch nicht des kleinſten Zeichens Ihrer Huld, die Sie allen Uebrigen ſo verſchwenderiſch entgegen trugen."

„Der arme Herr von Binſenburg hat mich

also bei Ihnen verklagt, gnädige Mama?" erwiederte Sidonia sehr heiter; „nun das ist das erstemal, daß er etwas gethan hat, was mich freuen kann; ich schließe daraus, daß er denn doch endlich gemerkt hat, wie lästig mir seine Zudringlichkeit ist, und kann mir die Mühe sparen, es ihm bei der ersten Gelegenheit ganz unumwunden zu sagen."

„Das werden Sie nicht, Fräulein Sidonia, unter keiner Bedingung, ich verbiete es Ihnen!" rief Frau von Klarenbach. „Die Aufmerksamkeit, welche Binsenburg Ihnen beweist, dürfen Sie nur als eine höchst ehrenwerthe Auszeichnung betrachten, seine Absichten auf Sie sind sehr ernstlich, es ist daher Ihre Pflicht, dies mit Dank zu erkennen."

„Im Gegentheil, es ist meine Pflicht, sie eben so ernstlich zurück zu weisen," erwiederte Sidonia. „Gnädige Mama, Sie schelten mich gefallsüchtig, mein Betragen gegen diesen Herrn von Binsenburg ist der sprechendste Beweis, daß ich es nicht bin. Wäre ich eitel, so würde ich mir ja ein Vergnügen daraus machen, diesen Mann mit seinen sieben Orden, so lange als möglich in meinem Gefolge fest zu halten, unerachtet des unüber-

windlichen Widerwillens, den er mir einflößt und einflößen muß. Sehen Sie ihn doch nur an, die schlaffen, von niedern Leidenschaften zerwühlten Züge seines faden, unbedeutenden Gesichts, das Verlebte, ewig Schwankende in seiner Gestalt, das matte leblose Auge. Sünde und Gemeinheit stehen ihm ja an die Stirne geschrieben."

„Sehr zarte Bemerkungen im Munde eines so jungen Fräuleins!" rief Frau von Klarenbach.

„Das ist eben der furchtbare Einfluß der Gemeinheit, daß man, selbst wenn man von ihr auch nur spricht, Gefahr läuft, sich ihr zu nähern," erwiederte mit tiefem Erröthen Sidonia, „darum eben ist es rathsam einen so widerwärtigen Gegenstand im Gespräch nie zu berühren; ich bitte, erwähnen wir seiner nie wieder. Hat übrigens mein gestriges Betragen Ihr Mißfallen erregt, so bitte ich, es meiner Unerfahrenheit zu verzeihen. Ich meinte, als Tochter des Hauses sey es mir Pflicht, zur Unterhaltung der Gäste beizutragen. Es kann wohl seyn, daß ich von der an unserem Tische allgemein herrschenden fröhlichen Stimmung mich hinreißen ließ, etwas mehr zu sprechen und zu lachen, als vielleicht für den Augenblick schick-

lich war. Ich werde in Zukunft beſſer auf meiner Huth ſeyn, das verſpreche ich Ihnen.“

„Und was ſollten denn die gemeinen Gaſſenhauer, mit denen es Ihnen beliebt hat unſere Ohren zu beleidigen; hat die allgemein fröhliche Stimmung Sie etwa auch zu dieſen hingeriſſen?“ fragte ſehr erbittert die Stiefmutter. „War das ein Geſang, wie er in meinen Zimmern ſich ziemt, in welchen nur die Crême de la société Zutritt findet? Ich hatte ſchon längſt Ihnen erklärt, daß weder Ihre Stimme, noch Ihr muſikaliſcher Vortrag, dazu geeignet ſind, vor der beſſern Geſellſchaft ſich damit hören zu laſſen. Wie kamen Sie denn geſtern dazu, ganz aus freien Stücken damit aufzutreten?“

„Die andern Fräulein ließen ſo unerträglich lange ſich bitten,“ erwiederte lächelnd Sidonia; „der arme Referendär war darüber in ſo komiſcher Verzweiflung, er lebt ja nur, wenn er auf den Klaven herumtrommeln darf! und dann gnädige Mama, erinnerte ich mich auch daran, wie verdrießlich Sie immer wurden, wenn bei unſern muſikaliſchen Abenden in Emiliens-Ruhe Niemand ſingen wollte, und wie oft Sie mir dann befohlen haben es zu thun.“

„Auf dem Lande!“ erwiederte mit vornehmer Verachtung Frau von Klarenbach: „vor Dorfjunkern, Amtleuten und Pfarrern, nimmt man es nicht so genau, da ist alles willkommen, was nur einigermaßen den ennui zu bannen vermag. Aber wir sind jetzt in der Stadt, in der guten Societät, in welcher solche gemeine unschickliche Lieder wie die Ihrigen . . . .“

„Es thut mir Leid, wenn sie der Gesellschaft mißfielen, ich habe es bei dem ersten Liede nicht bemerkt, ich hätte sonst gewiß nicht gewagt, das zweite zu singen,“ erwiederte Sidonia sehr sanftmüthig.

„Und dennoch, war die allerschönste Nachtigall Sidonia so grausam, den dringenden Bitten des Herrn von Binsenburg kein drittes Liedchen gewähren zu wollen; Sie fanden sogar für gut, meinem deutlich ausgesprochenen Befehl keine Folge zu leisten,“ sprach Frau von Klarenbach mit höhnendem Lachen.

„O nichts mehr von Herrn von Binsenburg!“ bat Sidonia.

„Im Gegentheil, recht viel von ihm,“ erwiederte Frau von Klarenbach, und setzte mit finste-

rem, gebieterischem Ernst, sich aufrecht auf dem Ruhebett. „Da Sie durchaus nicht einsehen wollen, was zu Ihrem eigentlichen Besten dient, Fräulein Sidonia! so müssen Andere für Sie eintreten, welche von der Welt mehr kennen als Sie. Ich verlange, daß Sie mich anhören, ohne mich zu unterbrechen," setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß Sidonia im Begriffe stand, einige Einwendungen zu wagen; „diese ganz gewöhnliche Höflichkeit bin ich doch wohl von Ihnen zu fordern berechtigt. Sidonia, Sie sind eher arm als reich, und so viel Sie auch von sich selbst halten mögen, die Welt betrachtet Sie mit andern Augen, das glauben Sie mir. Binsenburg ist ein Mann von Stande, von gutem Adel, er ist jung, reich, und im Begriff, eine höchst brillante Carriere zu machen. Man weiß von guter Hand, daß er im Frühlinge nach Stockholm abgehen soll, um nach einiger Zeit an die Stelle unseres dortigen Gesandten zu treten, der eine andere Bestimmung erhalten wird. Son Excellence, Madame l'Ambassadrice! wie klingt Ihnen das? Eine solche Parthie möchte Ihnen schwerlich wieder geboten werden, und es wäre von mir unverantwortlich, wenn ich zugeben

wollte, daß Sie aus Unverſtand ſie ausſchlügen. Nein, Sidonia, ich werde ſtets des Vertrauens mich würdig bezeigen, das Ihr verſtorbener Vater mir immer bewieſen. Noch in ſeiner Todesſtunde, hat er die Sorge für Sie mir an das Herz gelegt; in ſeinem Teſtamente hat er alle ſeine Rechte über Sie auf mich übertragen, und ſo befehle ich Ihnen denn in ſeinem Namen und an ſeiner Statt, Herrn von Binſenburg als Ihren künftigen Gemahl zu betrachten, und ihm auch als ſolchen zu begegnen, wenn er, was in dieſen Tagen geſchehen wird, um Ihre Hand bittet."

„Mein Vater ſelbſt, wenn er noch lebte, könnte dieſes mir nicht befehlen!" erwiederte Sidonia raſch mit glühenden Wangen und leuchtenden Blicken; „nein, gnädige Frau, er könnte es nicht, das ſagt mir die nie trügende Stimme in meiner Bruſt, die wohl zu unterſcheiden weiß, was Recht, was Unrecht ſey. Ich erinnere mich kaum, meinen Vater anders als dem Namen nach gekannt zu haben, er hat mich nie eines näheren Beweiſes ſeiner väterlichen Liebe gewürdigt, aber er war mein Vater; er gedachte meiner in der Todesſtunde, und

ich ehre sein Gebot. Ich werde seiner zweiten Gemahlin nie den ihr schuldigen Gehorsam versagen, zu welchem sein letzter Wille ihr das Anrecht gab. Was eine wirkliche Mutter von mir fordern dürfte, will ich Ihnen gewähren; nie werde ich eine Verbindung eingehen, zu welcher Sie Ihre Zustimmung mir versagen. Mein Herz ist frei, und ich bin überzeugt, daß es immer so bleiben wird. Doch keine Macht auf Erden soll mich dazu bringen, am Altare einem Manne Liebe und Treue zu schwören, den ich in meinem Gemüthe verachten muß, wie ich diesen Herrn von Binsenburg verachte. So weit gehen die Rechte der Eltern nicht, daß sie ihre Kinder zum Meineide sollten zwingen können. Sobald Herr von Binsenburg es wagt, sich wirklich um meine Hand zu bewerben, werde ich, deutlich und bestimmt, ihm meinen festen Entschluß erklären, nie, unter keiner, keiner Bedingung die Seine zu werden. Mein ganzes Betragen gegen ihn muß ihn schon längst davon überzeugt haben, und er wird mir nur um so verächtlicher, weil er es dennoch nicht verschmäht, seine Bewerbungen um mich fortzusetzen, und erzwingen will, was mein Herz ihm versagt und ihm ewig

versagen wird. Nein, gnädige Frau, um Glanz und Geld verkaufe ich mich nimmermehr."

Sidonia hatte Zeit vollauf zu dieser langen Rede, denn ihre Stiefmutter konnte vor Zorn nicht dazu kommen, sie zu unterbrechen, und so war es ihr gelungen, sich und ihre wahre Herzensmeinung deutlicher aussprechen zu können, als sie es je zuvor gethan. Doch nun brach das Ungewitter in Schmähworten und Drohungen um so heftiger über ihrem Haupte aus, und ward um so furchtbarer, weil sie in unerschütterlicher Gelassenheit es über sich ergehen ließ, ohne sich dagegen zu vertheidigen, noch ihm entfliehen zu wollen.

„Ich sehe", rief die Zürnende, als sie sich endlich müde getobt hatte, „ich sehe es deutlich, Fräulein Sidonia ist auf gutem Wege, den Namen Klarenbach zum zweitenmale mit Schimpf und Schande zu bedecken! Es dünkt ihr angenehmer mit feiner oder grober Koketterie, wie es eben gehen will, ein Heer von Anbetern sich zu gewinnen, als in die lästigen Fesseln des Ehestandes sich zu schmiegen; aber auch ich heiße Klarenbach, auch ich führe diesen Namen, der, bis auf eine einzige Ausnahme, stets fleckenlos blieb, und es ist des-

halb meine heiligste Pflicht, zu verhindern, daß Fräulein Sidonia nicht, wie einst ihre Mutter, ihn entehrt."

Vom edelsten Zorn ergriffen, gleich einem strafenden Engel, mit durch Thränen blitzenden Augen und in der stolzesten Haltung, blickte Sidonia auf ihre Widersacherin herab, die sich von ihr abwandte, weil sie ihren Anblick nicht ertragen konnte, und selbst über die Aeußerung erschrocken war, die ihr entschlüpfte.

„Gegen mich mögen Sie sich Alles erlauben, gnädige Frau, ich werde es gelassen ertragen," sprach Sidonia, „doch schonen Sie das Andenken meiner Mutter, deren Unglück den Grund zu Ihrem jetzigen Glücke legte. Es ist nicht gut, es ist nicht rathsam, die Ruhe der Todten freventlich zu stören, ich warne Sie davor, fürchten Sie die Rache des Himmels, sie säumt zuweilen, aber sie bleibt nicht aus."

„Wohl, wohl," stammelte Frau von Klarenbach, „ich sehe, mir allein möchte es schwer werden, Sie zur Vernunft zu bringen, doch mir wird Hülfe werden, kräftige Hülfe. Ihr Bruder ist von allem unterrichtet, er ist ein verständiger jun-

ger Mann, er mag über Sie entſcheiden. Vielleicht kommt er noch heute, denn er hat Petersburg ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen, wir werden ja dann ſehen . . . .“

„Mein Bruder!“ rief Sidonia auf das freudigſte überraſcht, „mein von mir kaum gekannter Bruder! er kommt, er kommt! noch heute vielleicht! wie konnten Sie das mir ſo lange verſchweigen?“

„Der Herr Legationsſekretair von Klarenbach aus Petersburg, wünſchen aufzuwarten!“ rief ein Bedienter zur Thüre hinein.

„Mein Bruder! Mein Bruder!“ jubelte Sidonia, ſprang in das Vorzimmer dem Kommenden entgegen, warf ſich in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, umfaßte ſeinen Nacken, und brach in Thränen aus. „Du biſt da!“ rief ſie, „und alles iſt gut. Nun bin ich nicht mehr hülflos und verlaſſen. Mein Bruder iſt da, ich habe einen Bruder, ach die Freude raubt mir die Beſinnung, ich kann nichts denken, nichts ſagen, als mein Bruder iſt da.“

„Ich bin ebenfalls ſehr erfreut, dich wieder zu ſehen, liebe Schweſter, aber ich bitte, mäßige deine ſtürmiſche Freude, bedenke, wir ſind hier

im Vorzimmer," erwiederte Theodor von Klarenbach, indem er mit ſanfter Gewalt ſich ihren Armen zu entwinden ſtrebte. „Ma soeur, ne nous donnons pas en spectacle aux domestiques de notre belle mère," flüſterte er etwas ängſtlich. „In der That," ſetzte er lauter hinzu, indem er Sidonien vom Kopfe bis zum Fuße betrachtete, die jetzt voll Erſtaunen ein wenig von ihm zurücktrat, „in der That, ich hätte dich nicht wieder erkannt, liebe Schweſter; freilich ſind beinahe vierzehn Jahre vergangen, ſeit wir einander nicht ſahen, du warſt ein kleines pausbäckiges Ding, als ich ging, und als ein ſchönes erwachſenes Fräulein finde ich dich wieder; ja die Zeit iſt der mächtigſte Zauberer! du biſt recht ſchön geworden, liebe Schweſter, recht ſehr ſchön, weit ſchöner, als ich es mir gedacht hätte, doch nun führe mich zu unſerer gütigen Mutter."

Sidonia ſtand zaudernd vor ihm, und betrachtete ihn, mit immer ſteigender, ſchmerzlicher Verwunderung.

„Entrons chez elle, ce n'est pas décent de rester plus long tems ici, dans son antichambre, tandis que la raison nous conseille, de lui mon-

trer tous les égards possibles," flüsterte er in französischer Sprache, damit die Bedienten es nicht verstehen sollten. „Ich brenne vor Ungeduld, endlich meine geliebte zweite Mutter persönlich kennen zu lernen, die ich schon lange aus weiter Ferne verehrte," setzte er wieder laut hinzu, winkte dem Kammerdiener, ihm die Thüre von Frau von Klarenbachs Zimmer zu öffnen, ergriff Sidoniens Arm, und führte die halb Bewußtlose hinein. Ihr war zu Muthe wie einem Wanderer, der mitten im sonnenwarmen Thale, plötzlich von einer Schneelawine überschüttet wird.

Theodor eilte, einem jungen feurigen Liebhaber nicht unähnlich, auf Frau von Klarenbach zu, verhinderte sie mit sanfter Gewalt, sich zu seinem Empfange von ihrer Kuschette zu erheben, drückte die ihm dargebotene Haud zu wiederholtenmalen an seine Lippen, und blieb dann, gleichsam in ehrfurchtsvoller Bewunderung versunken, vor ihr stehen.

„In der That, es ist für mich ein Glück, daß unser kleiner Ungestüm da, im Vorzimmer vor allen Bedienten mir in die Arme sprang," hub er endlich mit seinem Lächeln an, „ich wäre sonst

hier gleich im ersten Augenblick in die allergrößeste Verlegenheit gerathen; denn wie wäre es mir möglich gewesen zu entscheiden, welche von diesen beiden Damen ich als Schwester zu begrüßen habe, und welcher der Zoll der dankbarsten ehrfurchtsvollen Bewunderung gebührt. O dieser Tag bleibt ewig der schönste meines Lebens, an welchem ich endlich die liebenswürdige Fee persönlich kennen lerne, die mit unendlicher Huld sich herabließ die letzten Jahre meines Vaters, liebevoll und fürsorgend zu erheitern."

Frau von Klarenbach erwiederte diese schmeichelhafte Anrede nicht minder verbindlich, als sie ausgesprochen worden war, weinte, wenigstens scheinbar, ein Paar Thränchen dem Andenken ihres geliebten Gatten, das durch den Anblick seines Sohnes erweckt wurde, der, wie sie behauptete, sein vollkommenes Ebenbild sey; nannte mit schmeichelndem Ton den siebenundzwanzigjährigen, aber weit älter aussehenden jungen Mann mon fils, weil sie die Unmöglichkeit fühlte, daß man ihn jemals wirklich für ihren Sohn ansehen könne, und betrachtete ihn mit sichtbarem Wohlgefallen, indem sie die Bemerkung aussprach, daß sein Aeu-

seres auch nicht die kleinste Spur einer Familienähnlichkeit, zwischen ihm und seiner Schwester verrathe.

Die nicht unangenehmen, aber bedeutungslosen Züge seines etwas blassen Gesichts, sein sorgfältig gekräuseltes hochblondes Haar, das oben auf dem Scheitel schon spärlich zu werden begann, die unruhige Beweglichkeit seiner beinah farblosen Augen, die zierlichen schmächtigen Formen seiner kaum bis zur mittlern Mannsgröße hinreichenden Gestalt, bildeten in der That den auffallendsten Contrast mit der, in leuchtender Jugendfrische eben erblühenden hohen, edlen Gestalt Sidoniens. Dunkles glänzendbraunes Haar, umspielte in üpp'ger Lockenfülle den blendendweißen Nacken des lieblichen Mädchens; ihr dunkelblaues Auge strahlte von dem Widerschein ihres stets regen geistigen Lebens, jeder Zug ihres vielleicht nicht ganz regelmäßigen, aber unbeschreiblich geistreichen Gesichts, sprach den innern Adel ihres ganzen Wesens aus. An ihr war durchaus nichts Erkünsteltes oder Gemachtes zu finden, man sah es, sie hatte dem Tanzmeister wenig zu verdanken, denn jede ihrer Bewegungen begleitete eine nur ihr eigne unnach-

ahmliche Grazie, die aus der vollkommenen Harmonie ihres ganzen Wesens entspringend, weder in Freude noch in Schmerz sie jemals verließ.

Ein sehr angelegentliches, halb sentimental, halb witzig geführtes Gespräch, entspann sich jetzt zwischen Theodor und seiner Stiefmutter, dem Sidonia mit schwellendem Herzen eine Zeitlang beiwohnte, ohne zur Theilnahme daran veranlaßt zu werden. Nie hatte sie, die von Jugend auf Verlassene, so ganz hoffnungslos allein sich gefühlt, als in diesem Momente, wo der Bruder, auf den sie all' ihr Hoffen gestellt, sich vor ihren Augen zu einem gehalt- und herzlosen Phantom auflösen zu wollen schien. Und dieser sollte über ihre Zukunft entscheiden! seinen Händen sollte, nach dem Ausspruche ihrer Stiefmutter, die Ordnung ihres Geschickes übergeben werden, ihm, der im Stande war die eigene Schwester, im ersten Augenblicke des Wiedersehens, kalt zurück zu weisen, um ihrer Widersacherin sich kriechend anzuschmiegen, und ihr geschmacklose Schmeicheleien zu sagen! Zorn und schmerzliche Wehmuth, trieben heiße brennende Thränen in Sidoniens Augen, sie fühlte, daß sie solche nicht länger zurückzuhalten vermöge, und ver-

ließ das Zimmer; man ließ sie ungestört gehen, und noch in der Thüre hörte sie, wie ihre Stiefmutter schon Binsenburgs verhaßten Namen aussprach, und konnte leicht errathen, welche Wendung das, augenscheinlich sehr vertraut werdende Gespräch jener Beiden, jetzt nehmen werde.

Wohl hätte Sidonia vor tausend Andern ein trauriges Vorrecht gehabt, sich verlassen und hülflos zu fühlen, und über ihr trübes vereinsamtes Geschick sich zu beklagen. Ursachen, über die sie bis jetzt absichtlich im Dunkeln gelassen worden war, hatten während ihrer zartesten Kindheit, eine gerichtliche Scheidung zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter herbeigeführt. Kaum daß sie sich zu erinnern wußte, sie habe je eine Mutter gehabt; denn die Strenge der Gesetze, oder vielleicht auch andere Gründe, hatten diese gezwungen, allen Ansprüchen, sogar jeder Annäherung an ihre Kinder zu entsagen. Der Sohn war, noch vor Ausbruch dieses traurigen Ereignisses, in seinem dreizehnten Jahre, aus dem väterlichen Hause entfernt, und in ein Erziehungsinstitut geschickt worden, wo er die erste Vorbildung zu der diplomatischen Carriere erhalten sollte, für welche sein Vater ihn bestimmt

hatte. Nur ganz dunkel tauchten späterhin in Sidoniens Gemüth, Bilder ihrer frühesten Erinnerung zuweilen auf, doch keines führte ihr die Gestalt ihrer Mutter deutlich vor. Sie erinnerte sich nur, daß viel bedeutender Lärm, große Unruhe im Hause plötzlich entstanden sey; daß sie nachher viel geweint habe, weil man öfterer als sonst, und zuweilen sogar im Dunkeln, sie allein gelassen; daß sie ihren Vater in seinem Bette krank gesehen, und daß sie sich vor ihm gefürchtet habe, worüber er denn sehr böse geworden sey. Dann erinnerte sie sich auch einer Reise mit ihrem Vater, bald nach dessen Genesung; sie war ihrer Meinung nach sehr weit, viele Tage hintereinander in einem Wagen mit ihm gefahren, bis sie dicht vor Berlin, in das Haus der Madame Bonplants, mit einander ankämen. Hier war Sidonia seitdem immer geblieben, bis ungefähr vor einem halben Jahre, da ihre Stiefmutter, nach dem Tode ihres Gemahls, sie zu sich nach einem sehr schönen Landsitz abholen ließ, den Herr von Klarenbach einst seiner zweiten Gemahlin zu ihrem Geburtstage geschenkt, und ihr zu Ehren Emilienruhe benannt hatte.

Auch ihres Bruders wußte Sidonia sich eben

so wenig zu erinnern, als der frühern Trennung von ihm. Dennoch hatte dieser von jeher in ihrer jugendlichen Phantasie eine große Rolle gespielt, weil er der Einzige war, dessen sie noch zuweilen so erwähnen hörte, als ob sie zu ihm und er zu ihr gehöre. Sie wurde angehalten, alljährlich zu seinem Geburtstage und zum Neuen Jahre ihm schriftlich Glück zu wünschen, und erhielt jedesmal auf schönem vergoldeten Papier, recht zierlich gestellte Antworten von ihm, die ihr große Freude machten, und die sie bei ihren liebsten Schätzen sorgfältig aufbewahrte. Als sie mehr heranwuchs, schrieb sie ihm öfter, doch blieben gegenseitige Freundschaftsversicherungen und Wünsche eines baldigen Wiedersehens, der einzige Stoff, um welchen diese Correspondenz sich herumdrehte, die dennoch nicht unterließ, Sidoniens junges Herz mit schönen Bildern eines künftigen frohen Lebens, an der Seite des geliebten Bruders, zu erfüllen. Er blieb der einzige Held ihrer Jugendträume; selbst dann noch, als sie schon zu einem Alter gelangt war, in welchem gewöhnlich ganz andere Gegenstände die Herzen junger Mädchen zu beschäftigen anfangen.

An ihre Mutter dachte sie nur selten oder nie,

denn, zufolge dem ausdrücklichen Befehle ihres Vaters, mußte Madame Bonplants alles vermeiden, was Sidonien daran hätte erinnern können, daß sie je eine Mutter gehabt, und diese that es gern, denn sie war eine Frau von streng tugendhaften Grundsätzen, und konnte dieses Verbot nur als einen Beweis ächt väterlicher Fürsorge betrachten. Unerachtet der Entfernung von Sidoniens Vaterstadt, war dennoch das Gerücht von Klarenbachs Scheidungsprozeß, und von den Ereignissen, welche diesen veranlaßt hatten, bis nach Berlin gedrungen: Madame Bonplants bedauerte die arme Kleine, welche eine Mutter hatte, deren guter Ruf vor der Welt völlig vernichtet war. Sie suchte durch Liebe und treue Fürsorge Sidonien auf alle Weise dafür zu entschädigen, ohne jedoch deren Mutter jemals zu erwähnen; theils weil sie zu fühlen glaubte, daß es für Sidonien so besser sey, theils weil sie gewohnt war, die besondern Vorschriften der Eltern, welche ihre Kinder ihrer Obhut vertrauten, auf das Allergenaueste zu befolgen.

Sidonia hatte ihr achtes Jahr noch nicht erreicht, als ihre Mutter starb; dieses Ereigniß durfte ihr zwar nicht verborgen bleiben, wurde ihr aber

so schonend, und so wenig eindringlich als möglich, bekannt gemacht; dennoch weinte Sidonia recht herzlich, als sie es vernahm; sie war trostlos, als man schwarze Kleider ihr anlegte, die für sie etwas unbeschreiblich Grauenhaftes hatten; doch auch dieser Schmerz ging bald spurlos an ihr vorüber, sie gewöhnte sich an ihre Trauerkleider, und ward wieder das fröhliche Kind, das sie zuvor gewesen.

Vergessen, schnelles seliges Vergessen, ist ja der Grund, auf welchem das vielgepriesene Glück der Kindheit beruht, nach welchem wir Alle uns oft zurücksehnen, ohne zu bedenken, daß wir es schwerlich um diesen Preis wieder erkaufen möchten, denn Erinnerung ist die Freude des spätern Alters. Beim letzten Strahle der sinkenden Sonne wendet der Wanderer gern den Blick rückwärts. Felsenklippen, öde dornige Pfade, die er muthig zurücklegte, sieht er im verklärten Rosenlichte hinter sich liegen, und gedenkt jedes wirthlichen Schattens, der ihn umfing, jeder spärlichen Blüthe, die ihn erfreute, während er der dornenvollen Pfade vergißt, auf welchen er bis dahin gelangte.

Sidoniens Jugend war wirklich eine der glücklichen gewesen. Nie hatte sie sich verwaiset gefühlt,

denn wie hätte sie ein Glück vermissen können, das sie nie gekannt, von dem sie kaum einen Begriff hatte. Wenn die Kinder, die mit ihr erzogen wurden, von ihren entfernten Eltern sprachen, und auf das Wiedersehen derselben sich freuten, so sprach Sidonia von ihrem geliebten fernen Bruder, und malte die Zeit, wo sie groß seyn und mit ihm Leben würde, in den glänzendsten Farben ihnen aus. Ihren Vater beweinte sie zwar, als sie seinen Tod vernahm, doch konnte der Verlust desselben sie weder tief noch dauernd betrüben, da sie nie in nähere Berührung mit ihm gekommen war. Es that ihr späterhin wehe, die gute Madame Bonplants verlassen zu müssen, die sie von Herzen liebte, und von der sie wieder eben so geliebt ward, aber ihr blieb ja die Hoffnung, sie oft und bald wiedersehen zu können. Der Gedanke an das bewegtere Leben in der großen fröhlichen Welt, unterließ nicht sie mit frohen Erwartungen zu erfüllen; denn bei der durchaus nicht klösterlichen Erziehungsart der Madame Bonplants, war sie mit dessen Freuden nicht ganz unbekannt geblieben. Sie war zu jung, zu fröhlichen Sinnes, um nicht den vollen Werth des Frühlingslebens, und aller

Jugendluſt zu empfinden, denen ſie mit völlig neuem Sinn und Herzen entgegen trat.

Das ſtolze herzloſe Betragen ihrer Stiefmutter, ertrug ſie mit ziemlichem Gleichmuth, weil dieſe Frau weder ihre Liebe, noch ihre Achtung ſich zu erwerben wußte; auch war es während ihres Aufenthaltes auf dem Lande, ihr weniger fühlbar geworden, als ſeit den wenigen Wochen, die ſie jetzt in der Stadt mit ihr verlebt hatte. Nur heute, an dieſem Morgen, hatte Frau von Klarenbach ihr zum erſtenmal recht empfindlich wehe gethan, indem ſie auf das Schonungsloſeſte ſie an ihre Mutter erinnerte, an die Sidonia freilich ſeit langer Zeit nicht gedacht. Das Gefühl, ſie dürfe es nicht dulden, daß der Verſtorbenen, welcher ſie durch die heiligſten Bande verwandt war, auf dieſe Weiſe in ihrer Gegenwart erwähnt würde, hatte den erſten Funken der lange in ihrem Herzen ſchlummernden Kindesliebe geweckt, und ihr den Muth gegeben, die nie gekannte Mutter auf ſo eindringende Weiſe zu vertheidigen, wie ſie es gethan.

Ein Strom heißer Thränen machte dem armen beklommenen Herzen Luft, ſobald ſich Sidonia in ihrem Zimmer allein ſah, Thränen des bitterſten

Schmerzes, wie ihr sonst immer heiteres Auge sie bis dahin nie gekannt hatte. Nur selten waren jene schnell versiegenden Thränen ihm entflossen, wie kindischer Unmuth sie zu weinen pflegt, und deren sie hintendrein sich immer von Herzen schämen mußte. Jetzt weinte sie lange und anhaltend, denn das Gefühl der Verlassenheit, in der sie, zu Niemanden gehörend, mitten in der Welt allein stand, drängte zum erstenmal in furchtbarer Klarheit sich ihr auf. Es erfüllte sie mit namenlosem Grauen, mit einer unbeschreiblich beängstigenden, alle ihre Kraft niederdrückenden Vorahnung einer Zukunft, an die sie bis dahin nie gedacht, der sie rathlos entgegen gehen mußte, ohne einen schützenden Freund, auf dessen Hülfe sie bauen durfte, an ihrer Seite zu wissen.

„Andere Mädchen meines Alters haben Eltern, wenigstens einen Vater oder eine Mutter, die für sie sorgen und sich ihrer annehmen," klagte sie laut, „oder, wenn sie so völlig verwaiset sind, wie ich, treten Blutsverwandte, Onkel oder Tante, an die Stelle der Abgeschiedenen, und gewähren ihnen Schutz und Rath. Ich allein habe Niemanden, Niemanden in der ganzen weiten Welt; ich bin

der unumschränkten Gewalt einer fremden Frau übergeben, die mich nie lieben wird, die ich nie lieben kann. Andere haben Geschwister, ältere Geschwister, die liebend für sie sorgen, wenn Vater und Mutter nicht mehr sind, ich — ach Gott, mein Bruder" — in erneuerter verdoppelter Trostlosigkeit, drückte sie das Gesicht in die Kissen des Sofa's, und ihre Thränen flossen heißer und bitterer als zuvor.

Der Eintritt ihres Kammermädchens riß aus der Trostlosigkeit sie auf, in die sie immer tiefer zu versinken im Begriff war. Erschrocken über den ungewöhnlichen Zustand, in welchem sie ihre junge Gebieterin fand, legte die gutmüthige Margarethe ein versiegeltes Päckchen vor derselben hin, meldete mit wenigen leisen Worten, wie ein Bote es diesen Morgen gebracht, der sehr geheimnißvoll gethan, und ihr anbefohlen habe, es dem Fräulein noch heute, aber von Andern unbemerkt, und nur dann zu übergeben, wenn Sidonia ganz allein sey.

In zitternder Hast eröffnete Sidonia das Päckchen, dessen Aufschrift von einer weiblichen, ihr völlig unbekannten Hand geschrieben zu seyn schien, und fand folgende zwei Briefe darin.

Lindau am Bodensee,
den 11. November 18—

„Zum erstenmal, meine geliebte Nichte, naht sich dir die Schwester deiner Mutter, deren Daseyn dir vielleicht völlig unbekannt geblieben, die selbst nie dich gesehen, die aber, um der theuern Verstorbenen willen, ein Herz voll Liebe zu dir im Busen trägt.

„Indem ich zur Erfüllung eines, der Sterbenden auf ihrem Todesbette angelobten heiligen Versprechens, dir die Einlage dieses Briefes heute übersende, fühle ich recht tief, welch ein Schmerz bei Eröffnung derselben dein junges Herz ergreifen wird, und möchte gern durch tröstenden Zuspruch ihn mildern. Unerachtet der weiten Entfernung, die von dir mich trennt, wäre ich selbst mit diesem letzten Beweise der Liebe deiner Mutter zu dir geeilt, anstatt ihn fremden Händen anzuvertrauen, wenn nicht heilige Pflichten an mein Haus mich fesselten; die Sorge für meine Kinder, für mein Hauswesen, und das Krankenbett eines geliebten Gatten, der, wie ich fürchte, nur zu bald sich für diese Welt von mir trennen wird. Auch kenne ich nicht die Verhältnisse, in denen du jetzt

lebst, und weiß nicht, ob mein Besuch bei dir, auch von Andern außer dir, freundlich aufgenommen werden möchte, und ob er dir nicht trübe Stunden machen dürfte, statt dich zu trösten und zu erfreuen.

„Ich kann also in diesem, dich gewiß sehr erschütternden Augenblick, nichts weiter für dich thun, mein geliebtes Kind, als dich bitten, zu bedenken, daß die selig Entschlafene, die du jetzt gewiß schmerzlich beweinst, schon seit zehn Jahren von allen ihren Leiden im Grabe ausruht, und daß ihr entfesselter, in Himmelswonne schwebender Geist alles dessen, was in diesem Prüfungsleben ihn niederdrückte, eben so wenig mehr gedenkt, als wir der Tage unserer unmündigen Kindheit gedenken, in denen wir, ohne sie in Worten ausdrükken zu können, doch auch schon manche Schmerzen erdulden mußten, die aus unserer Erinnerung so rein verschwunden sind, als ob sie gar nicht da gewesen wären, von denen wir sogar nicht einmal wüßten, daß wir sie erlitten, wenn wir nicht andere Kinder Aehnliches leiden sähen.

„Glaube indessen nicht, mein theures Kind, daß wir, ich und auch deine Mutter, so lange sie noch unter uns lebte, dich jemals ganz aus dem

Geſichte verloren, noch weniger, daß wir dein vergeſſen konnten. Unſere ſorgende Liebe hat dich immer umſchwebt; eine weitläufige Verwandte meines Mannes, die in Berlin lebt, ſuchte auf deſſen Bitten in dem Hauſe deiner Erzieherin, der Mad. Bonplants, Zutritt zu erlangen, ohne daß dieſe würdige Frau den Zweck errieth, den jene dabei beabſichtigte. Denn es war uns nicht unbekannt, wie ſtreng dein Vater der Madam Bonplants anempfohlen hatte, Alles zu vermeiden, was eine Annäherung zwiſchen dir und uns herbeiführen könnte. Ein hartes Verhängniß, welches das Schreiben deiner Mutter dir näher bezeichnen wird, verhinderte uns, dir aus der Ferne redende Zeichen unſerer fortwährenden Liebe und Theilnahme zu ſenden, und dadurch vielleicht viel zu früh für deine künftige Ruhe, dein junges Herz mit den Verirrungen und Schlechtigkeiten einer Welt bekannt zu machen, in der du doch einmal beſtimmt biſt zu leben. Wir zogen es vor, dich den ſchönen Traum der Kindheit ruhig austräumen zu laſſen, ohne deinen jungen Geiſt in Zwieſpalt zu verwirren, und konnten es ruhig, indem unſere Freundin, wenigſtens einmal alle Monate, einen genauen um-

ständlichen Bericht, von allem was dich betraf, uns zusandte. Wir erfreuten uns innigst deines Fortschreitens im Guten, und verehrten dankbar die Hand der ewigen Vorsicht, die anscheinend durch Zufall dich in das Haus einer Frau geführt hatte, welche so vollkommen sich dazu eignete, dir die, so früh dir geraubte Mutterliebe und Mutter-sorge zu ersetzen, und auf den einzig rechten Pfad dich zu leiten.

„Auch nach dem Tode deiner Mutter, habe ich stets gleichsam unter meinen Augen dich behalten, und die Berichte unserer Freundin wurden, nach wie vor, mit pünktlicher Treue mir eingesandt, bis du nach dem Ableben deines Vaters, und auf dessen testamentarische Verfügung, das Dach verlassen mußtest, das deiner Jugend bis dahin Schutz gewährte, um unter das der Nachfolgerin deiner Mutter zu treten, von der ich wenig weiß, und über welche ich mir deßhalb kein Urtheil erlauben darf, das ohnehin, vermöge der Schwäche der menschlichen Natur, nie ganz unpartheyisch ausfallen könnte.

„Jener Schwäche und meinem, durch den täglichen Anblick großer langwieriger Leiden, eines

geliebten Wesens getrübten Sinn, will ich es zuschreiben, daß, seit ich nichts mehr von dir erfahren, mich eine bange Ahndung ergreift, so oft ich deiner gedenke, als ob es dir nicht wohl ginge, und du des Rechts und der Hülfe deiner nächsten Verwandten bedürftest. Meine geliebte Nichte, sollte dieses wirklich der Fall seyn, oder jemals es werden, so denke und glaube fest, daß in einem zwar entlegenen, aber sehr freundlichen Winkel der Welt, sich meine Arme dir entgegen breiten, um dich an mein mütterlich liebendes Herz zu schließen. Was ich dir zu bieten habe, biete ich dir; ein stillzufriedenes Leben, eine ländliche aber freundliche Wohnung, in einer der lachendsten Gegenden der Welt, und alle Freuden, welche die ruhigste, von allem Glanz der großen Welt geschiedendste Häuslichkeit, im Schooße der Natur gewähren kann.

„Meine Tochter Agnes ist noch zu jung, um für jetzt deine Gespielin werden zu können, denn sie zählt sechs Jahre weniger als du, aber sie wird als ihre ältere Schwester dich lieben und ehren, und auch du wirst sie schon deßhalb lieb gewinnen, weil sie als kleines unmündiges Kind der Liebling deiner Mutter war, die sie auf ihren Armen trug,

so lange ihre, mit jedem Tage zunehmende körperliche Schwäche, ihr dieses erlaubte.

„Du bist jetzt erwachsen, liebe Nichte; der Einzige, der jede Gemeinschaft mit der nächsten Verwandten deiner armen verkannten Mutter dir verbieten durfte, ist jetzt ebenfalls hinaufgezogen, dorthin, wo Haß und Zorn nicht mehr sind, und kein Irren mehr möglich ist, auch er wandelt jetzt im Lichte und in der Wahrheit. Darum ist es mir erlaubt um Antwort auf diese Zeilen, und umständlichen Bericht von deinen jetzigen Verhältnissen, dich zu bitten. Ich wünsche herzlich, daß ein freundliches Geschick dich bald in meine Arme führen möge, und daß du bis dahin von deinem Leben in deinen neuen Verhältnissen, mir nur Gutes und Erfreuliches zu melden haben mögest; doch vergiß nicht in trüben Tagen, wenn du solche erleben solltest, daß mein Haus, bei allen Stürmen des Lebens, als sicherer Zufluchtsort dir offen steht, um dich als gerngesehenen Gast, ja als das Kind meines Herzens aufzunehmen.

Deine dir unbekannte, aber dich herzlich liebende Tante.

Anna von Bornefeld."

Der dieſes Schreiben begleitende, ſchwarzgeſiegelte Brief trug folgende, mit ſchwacher zitternder Hand geſchriebene Adreſſe:

An meine geliebte Tochter Sidonia. An meinem Sterbetage ihr zu übergeben, ſobald ſie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt haben wird.

Den 16. November 17 —.

Die Nächte ſind ſo lang! immer trüber tagen meine Morgen, immer ſchwerer ſchlagen meine Pulſe, aber ich lauſche freudigen Muthes auf den leiſen Flügelſchlag des nahen rettenden Engels, der nun bald kommt, den müden Geiſt aus ſeinen Feſſeln zu löſen. Bald, bald wird dieſe wunde Bruſt ruhen, dieſes zitternde, immer ſtockende Herz ſtill ſtehen; nur Geduld, nur Geduld! die Stunden ſind gezählt, der Helfer naht; in der Dunkelheit der Nächte weht ſein Flügel mir Kühlung zu, ſchmerzloſe Ruh umfängt mich ſchon jetzt in einzelnen Stunden, er wird nicht lange mehr ſäumen.

Meine Gedanken, mein Sehnen, weilen nicht mehr auf der Erde, ſie ſchwingen der Ewigkeit ſich zu. Ohne Groll, ohne die kleinſte bittre Empfindung, blicke ich auf mein, nun Gottlob überwundenes Leben zurück, zurück auf jene mir nun

so ferne liegende Welt, die mich ausstieß, in der ich nichts zurücklasse, um dessen willen ich das mir gesetzte Ziel, nur um eine Stunde später zu erreichen, wünschen könnte.

Meine treue, liebe Schwester, meine freundliche Pflegerin, die mit banger Sorge und tiefem Seelenschmerz sich abmühet, den unaufhaltsam dem Erlöschen zusinkenden Lebensfunken noch länger zu erhalten; sie wird Ruhe finden, wenn er nun endlich erloschen ist. Mein jetziges Leben ist ein langes, sich immer erneuendes Abschiednehmen; bin ich dahin, so wird meiner Anna der erhebende Hoffnungsschimmer des Wiedersehens, aus der hehren Ewigkeit entgegenleuchten, und ihr Trost gewähren.

Auch um deinetwillen, meine geliebte Tochter, meine mir unendlich theure Sidonia, kann ich nicht wünschen, länger zu leben. Mein Tod wird den Morgen deines Lebens dir nicht trüben; der Verlust der Mutter ist dir keiner, du wirst ihn nicht empfinden, denn du bist ohnehin für dieses Leben von mir getrennt; in dieser des Athmens müden Brust kann die Hoffnung, dich wiederzusehen, nie erblühen, du bist mir, ich bin dir verloren!

Ich habe das Schwerſte erduldet, die hoffnungs-loſeſte Trennung von meinem Kinde, dem einzigen Weſen, das an das Leben mich noch feſſeln konnte, und lächle muthig dem Tode entgegen. Welchen Schmerz kann er mir noch bringen, der jenem zu vergleichen wäre!

Aber die Todten bindet kein auf Erden gelei-ſtetes Verſprechen mehr. Wenn nach langen Jah-ren dieſe Züge dir zu Geſicht kommen werden, und in deiner jungen Seele das Andenken der kaum gekannten, längſt vergeſſenen Mutter von neuem aufregen, dann, meine Sidonia, dann wird die Hand, die jetzt mühſam dieſe Züge für dich bildet, ſchon längſt in Staub und Aſche zerfallen ſeyn. Auch die Welt, in welche du dann eintrittſt, wird hoffentlich der fern von ihr Entſchlafenen nicht mehr gedenken, wenn nicht vielleicht dein Erſcheinen all' die alten früher vergeſſenen Sagen wieder erneut, die einſt mit Schmach mich beluden, und meinen gu-ten Namen unwiderruflich vernichteten. Denn ſie kennt kein Erbarmen, dieſe Welt, wenn es gilt über Anderer Thaten zu richten; die edelſten Handlungen fallen leicht dem Vergeſſen anheim, aber die Schande lebt ein unverwüſtliches Leben. Sey ſie auch un-

verdient, ſie wird das traurige Erbtheil der Kinder und Enkel; o daß ich dir es hinterlaſſen muß!

Damals ertrug ich alles mit Gleichmuth und Gelaſſenheit, was über mich hereinbrach, größere Schmerzen machten mich unempfindlich gegen Schmach, Verfolgung und Hohn; nie habe ich meine Lippen geöffnet, um mich gegen die, welche mir übel wollten, zu vertheidigen. Auch nach meinem Tode ſollſt du es nicht. Sidonia, deine Mutter ſteht in dieſem Augenblick an der Schwelle der Ewigkeit, es iſt licht um ſie her, ſie ſieht die Dinge der Welt, wie ſie ſind. Ehre und Nachruhm, was ſind ſie? glänzende Seifenblaſen, deren buntfarbiger Schimmer einen kurzen Augenblick ergötzt. Ein Hauch berührt ſie und ſie zerflattern in Nichts. Mag die Welt immerhin fortfahren mich zu verläſtern. Der Schlummernden unter dem Raſen wird dieſes eben ſo gleichgültig ſeyn, als das Grün, das ihren Hügel bedeckt. Ob Neſſeln darauf wuchern, ob Roſen darauf blühen, es kümmert die Todten nicht; das Brennen der erſten kann ſie eben ſo wenig verletzen, als der Duft der zweiten ſie erfreuen, ſie ruhen in höherem Frieden.

Doch dir, meine geliebte Tochter, möchte ich

den großen Schmerz ersparen, das Andenken deiner Mutter nicht ehren, nicht in einsamen Stunden mit Liebe ihrer gedenken zu können. Du, du allein bist das einzige Wesen auf dieser Welt, vor dem ich schuldlos dazustehen wünsche, so schuldlos als ich es wahrlich bin! Auf menschliche Schwächen sehen selbst Gottes Engel mit Mitleid herniender, und deine Mutter war eben so wenig frei von diesen, als alle Erdgeborne es sind.

„den 19. November.

Mit schwacher zitternder Hand ergreife ich zum letztenmal die Feder, die vor drei Tagen mir entsank, die Stunde der Erlösung naht schneller, als ich hoffte. Ich wollte ausführlich die Geschichte meines Lebens dir mittheilen, ich kann es nicht mehr, nur diese einzelnen Blätter kann ich dir senden, in früheren Tagen aufgezeichnet, als mein Herz noch ungeduldig gegen den Schmerz ankämpfte; sie wurden nicht für dich geschrieben! Bewahre, was ich dir anvertraue, still und heilig in reiner Brust, vertheidige mich nie, was du auch von mir hören magst, dies ist die erste und letzte Bitte deiner Mutter. Ich kann nicht mehr, die Züge

verſchwimmen vor meinen Augen. — Gottes Se=gen über dich, mein Geliebteſtes — — — "

Undeutlich, in kaum leſerlichen, ſchwankenden Zügen, ſtand der Name Eliſabeth von Klarenbach unten am Rande dieſes Briefes; ihm waren meh=rere, zu verſchiedenen Zeiten geſchriebene Aufſätze beigefügt, deren Inhalt hier folgt.

Ich war einſt jung; wie weit, wie unabſehbar weit liegt jene Zeit nun hinter mir, und doch habe ich das dreißigſte Jahr meines Lebens noch nicht erreicht!

Aber die Blüthe der Jugend will gleich einer köſtlichen Blume liebend gepflegt ſeyn, ſoll ſie nicht in der Knospe verwelken. Mich hat keine liebende Hand geſtützt und gepflegt; ausgeriſſen wurde ich aus dem milden ſchützenden Schatten, wo allein ich gedeihen konnte, ausgeriſſen, ohne Erbarmen, mitten im Erblühen in fremden Boden verpflanzt wo die Sonne mich ſengte, und der Sturm meine Blüthe erſtickte. Ich bin darüber nicht vergangen, ich vegetirte fort, ein jammervolles, kümmerliches Daſeyn.

Ich war einſt ſchön, ich muß glauben, daß ich es war; beim Eintritt in der großen Welt wurden mir deßhalb von allen Seiten Huldigung und Bewunderung entgegen getragen, die meine Schüchternheit mir zur Qual machte. O möge ein gütiges Geſchick meine Sidonia vor dieſer gefährlichen Mitgift bewahren; ſie ward mir zum giftigen Mehlthau, der ertödtend mein Daſeyn zerſtörte. Die prangende Roſe wird früh gebrochen, früher geknickt; entblättert tritt der Muthwille ſie in den Staub, dann wird ſie vergeſſen. Die Feldblümchen ſtehen am Waldesrand, ſtill in unbemerktem Frieden, bis ſie zu der ihnen beſtimmten Zeit die Blätter ſenken, und dem mütterlichen Schooße der Erde zuſinken, die ſie zu ihren liebſten Kindern verſammelt.

* * *

In froher ländlicher Einſamkeit, an den blühenden Ufern des Neckars, verlebte ich die goldenen Tage der Kindheit. Ich vermißte keine Freude, denn ich kannte keine, als die einfachſten, die ungeſucht ſich mir boten. Erſt ſpäterhin habe ich erfahren, daß meine Aeltern arm waren, mir ſchien es, als wären wir reich, denn wir hatten, was

wir brauchten, und kein Hülfe Bedürfender ward ungetröſtet von unſerer Thüre abgewieſen. Die Leute im Dorfe nannten uns ihre gnädige Herrſchaft, obgleich unſer Gütchen, ein Eigenthum meiner Mutter, nicht viel bedeutender ſein mochte, als die der reicheren Bauern um uns her. Meine Eltern hatten ſich auf daſſelbe zurückgezogen, als mein Vater, ſchwer verwundet und zu fernerem Dienſte unfähig, auf Penſion geſetzt ward.

Mehrere groſſe Güter, mit zum Theil prächtigen Schlöſſern, lagen unfern unſerer beſcheidenen Wohnung. Die Eigenthümer derſelben bewohnten ſie während der ſchönen Jahreszeit, und hielten gute Nachbarſchaft mit uns. Ihre Kinder wurden meine Spielgefährten. O ihr ſchönen ſeligen Tage, die wir in Unſchuld und Jugendfreude mit einander verlebten, warum ſeyd ihr ſo ſpurlos verſchwunden? Warum fällt, aus euerm glanzvollen Sonnenſchein, kein Strahl mehr in meine dunkle ſternenloſe Nacht? Ich bin verbannt, ich bin verlaſſen; die einſt mich kannten und liebten, wenden verachtend ſich von mir ab, und erröthen und ſchämen ſich, unſere frühere Verbindung einzugeſtehen.

Das ist der Brauch der großen Welt, das ist das Leben in ihr!

* * *

Albert von Adelheim war der einzige Sohn des Generals gleichen Namens, des reichsten, vornehmsten, stolzesten unserer Nachbaren. So lange wir klein waren, nahm Albert mich stets gegen die Andern in Schutz, wenn sie aus kindischem Uebermuthe mich wegen meiner übertrieben schüchternen Furchtsamkeit zum Ziel ihres kecken Muthwillens machten. Als wir nun größer wurden, nach und nach neben einander heranwuchsen, als aus unserer kindischen Neigung allmählig die innigste Freundschaft erwuchs, und diese, nur zu bald, zur vollen Glorie der ersten unschuldvollen Liebe sich entfaltete, ja damals waren wir glücklich! Wenn an milden Abenden der General den Spieltisch unter die Kolonade vor seinem Hause hinausbringen ließ, alle entfernter wohnenden Nachbaren wegfuhren, und nur noch meine Eltern bei ihm verweilten, dann saßen wir, Albert und ich, in der dämmernden Sommernacht auf der Terasse, unter den Myrthen und Orangenbäumen; leise flüsternd, Hand in Hand, vertieften wir uns in kindische

Pläne einer unaussprechlich seligen Zukunft, eines ununterbrochenen Beisammenseyns. Unsere Gedanken, unsere Hoffnungen, waren Träume aus einer paradiesisch schönen Unschuldswelt, unsere Herzen rein, wie der Thautropfen im Busen der Lilie. Wir waren unaussprechlich glücklich, wir waren selig, selig wie Kinder es sind, mit denen Engel spielen, während sie, in süßem Schlummer versenkt, dalliegen. Die Armen merken es nicht, wie indessen die Windesbraut, auf ihren weiten schwarzen Flügeln, die Wolken herbeigeführt, immer dunkler und dunkler sie zusammenballt, bis das Ungewitter endlich heranbrauset, das sie und ihr schuldloses Glück, und alle ihre Freuden hinabschleudert in ewige Nacht.

* * *

Was wir fühlten, was wir dachten und träumten, schien uns so natürlich; wie hätten wir je auf den Gedanken kommen können, daß nicht die ganze Welt darüber mit uns einverstanden seyn sollte? daß Tadel oder Zorn uns deshalb treffen könnte, daß unsere Eltern des namenlosen Glückes ihrer Kinder sich nicht freuen würden? Unser süßes Geheimniß ward entdeckt, weil wir, in unserer

Unſchuld, nicht daran dachten es verbergen zu wollen.

Meine Mutter weinte; ich konnte nicht weinen, meine Augen brannten, mein Herz wollte zerſpringen. Mein Vater, mein armer leidender Vater! ſeine letzte Kraft nahm er zuſammen, um dem beleidigten Hochmuthe des Generals jenen edlen Stolz entgegen zu ſtellen, der ihm, dem tapfern hoch verdienten Krieger, ſo wohl ſtand.

Kein Abſchied ward uns geſtattet, Albert mußte fort, ich wußte nicht wohin. Das Schloß ſeiner Eltern blieb von nun an verödet, in unſere Wohnung zog unſäglicher Jammer ein, um uns nie wieder zu verlaſſen.

* * *

Der Frühling begann den prächtigen Teppich auszubreiten, mit dem die gütige Natur das letzte Bette ihrer entſchlafenen Kinder freundlich bedeckt, um deſſen dunkele Geheimniſſe vor denen jedes Leben unwillkührlich zurückſchaudert, den noch Wachenden gnädig zu verbergen. Da trugen ſie meinen Vater hinaus, in die ſtille Wohnung der ewigen Ruhe. Tiefe Trauer um den Entſchlafenen, bange, unendlich beängſtigende Sorge um unſere

Zukunft, drückten meine arme Mutter völlig nieder; und ich wurde zum erstenmal gewahr, daß wir arm waren, und was es heiße, arm seyn.

Mit dem Vater verloren wir auch die Pension, von der wir größtentheils bis jetzt gelebt hatten. Der General, sonst unser Freund, jetzt unser mächtiger unversöhnlicher Widersacher, stellte dem Fürsten meine Mutter als eine wohlhabende Gutsbesitzerin dar, die keiner ferneren Unterstützung bedürfe. Mißwachs, Theuerung, die lange Krankheit meines Vaters, die ihn bald nach jener heftigen Scene zwischen ihm und Alberts Vater, auf das Sterbelager warf, hatten unsern früheren Wohlstand zerstört, unser Gütchen verschuldet. Meine schwache hülflose Mutter weinte die langen Nächte hindurch, in bitterer Trostlosigkeit. Sie betete laut und brünstig für die Erhaltung ihrer Kinder zu Gott, und vermochte doch nicht, sich mit festem Vertrauen zu Dem zu erheben, der auch im Winter des hungernden Vögelchens im Walde nicht vergißt. Ach und ich!

* * *

Eines Abends führte bei fast einbrechender Nacht der Zufall uns einen Gast zu, einen statt-

lichen Mann von vornehmem Ansehen, der mir, nach Art der Jugend, damals recht alt zu seyn schien, obgleich er nicht viel über vierzig Jahre zählen mochte. Ein Rad an seinem sehr eleganten Wagen war zerbrochen, in dem einzigen Wirthshause unseres Dorfes tobte eine lustige Bauernhochzeit, Schmied und Wagner waren, durch die bei dieser Gelegenheit genossenen Freuden, außer Stande gesetzt, das zerbrochene Rad schnell wieder herzustellen, und der Reisende sah durch alles dieses sich genöthigt, unsere Gastfreiheit für eine Nacht in Anspruch zu nehmen.

Seit dem Tode meines Vaters hatte ich mich gewöhnt, meiner Mutter alle kleine häuslichen Sorgen abzunehmen; meine Schwester lebte fern von uns bei Verwandten. Während die Mutter sich mit dem Fremden im Gespräche unterhielt, bemühte ich mich daher auf das eifrigste, nicht nur für seine Bequemlichkeit zu sorgen, sondern auch, aus Schonung für meine Mutter, ihm das Beengende unserer jetzigen Lage möglichst zu verbergen. Mein Bestreben, dieses zu vollbringen, entging ihm wahrscheinlich nicht, aber er wußte es mit dem feinen

Anſtande, und der zarten Schonung eines gebildeten Weltmannes mir zu erleichtern.

Ohne Weigern, und als ob das ganz ſo in der Regel wäre, ließ er alle die kleinen Dienſtleiſtungen ſich von mir gefallen, die ſein Alter und ſein Rang mir zu erfordern ſchienen, und vertiefte ſich immer mehr im angelegentlichen Geſpräch mit meiner Mutter, während ich mit der Unbefangenheit eines Kindes mich um ihn beſchäftigte. Ich ſah meine Mutter in der Unterhaltung mit ihm ſich ſichtbar erheitern; ſeit langer Zeit ſah ich ſogar die geliebte Frau zum erſtenmale wieder lächeln, und Dankbarkeit gegen den Fremden, der dieſes Wunder bewirkte, trieb mich zu immer zuvorkommenderer Freundlichkeit gegen ihn. Meine Mutter wurde immer heiterer, je unbefangener ich in meinem Bemühen ward, unſerem Gaſt es wohl bei uns werden zu laſſen, aber ich ſah nicht, was ihrem geübteren Sinne nicht entging, ich wurde in meiner kindlichen Unſchuld nicht gewahr, daß ſein Auge mit leuchtenden Blicken an mir hing, jeder meiner Bewegungen folgte, und eine Unruhe eigener Art ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft ich unmit-

telbar in seine Nähe gelangte, oder auch auf einige Augenblicke aus dem Zimmer ging.

Der Fremde verließ uns am folgenden Morgen, um sich nach einem, nur einige Meilen von uns entfernten Gute zu begeben, wohin er auf längere Zeit eingeladen worden war; doch erbat er sich noch vorher die Erlaubniß, uns wieder besuchen zu dürfen, die ihm von Seiten meiner Mutter freudig gewährt wurde. Ich blieb ganz unbefangen dabei, aber wer möchte die Mutter deshalb tadeln, daß sie eine Aussicht mit Freuden betrachtete, die sich ihr zu Versorgung eines Kindes zu bieten schien, welches sie, wie ein selten trügendes Vorgefühl ihr weissagte, nur zu bald in Armuth und Dunkelheit zurücklassen sollte!

Er kam, er ging und kam wieder; und der Zweck von alle diesem blieb auch mir nun länger kein Geheimniß. Meine Mutter wagte kein Wort, um mich seinen Wünschen günstig zu stimmen, aber ihr Auge blickte so hoffend, so flehend mich an! In dunkler Nacht, wenn sie mich schlafend glaubte, hielt Sorge um sie mich noch wach, obgleich ich mich nicht regen mochte, um sie nicht unruhig zu machen. Ich hörte dann, wie sie Gott bat, mein

junges Herz zu regieren, auf daß ich den einzigen Troſt ihr gewähren möge, der ihr den Uebergang in eine andere Welt erleichtern könne; ich hörte, wie ſie nach Ergebung rang, um mein Geſchick getroſt in ſeine Vaterarme legen zu können, wie ſie mit heißen Thränen gelobte, nie durch Zureden oder Bitten, der Lenkung deſſelben ſich bemächtigen zu wollen.

Mit Albert waren Jugendfreude und Jugendmuth von mir geſchieden, mein Herz war todt in meiner Bruſt, und die Welt ſchien mir nur ein weites ödes Grab zu ſeyn. Der Wunſch, bald zu ſterben, der ſo leicht in einem jungen bedrückten Gemüthe ſich regt, war mir ſchon längſt zur tröſtenden Gewißheit geworden, weil ich keinen andern hegte als dieſen. In der Jugend ſpielt unſere Fantaſie ſo gern mit Kränzen, die über Todtengrüften flatternd ſchweben; ich glaubte mich täglich hinſchwinden zu fühlen, und bereitete mich, wenn gleich unter namenloſen Kämpfen mit meinem Herzen, die wenige Zeit, die mir meinem Wahne nach noch blieb, willig zu opfern, um die letzen Stunden meiner armen geliebten Mutter zu erheitern. Vielleicht, dachte ich, vielleicht wird ſie

in einer ſorgenfreien Lage wieder geneſen, und kann mich noch Jahrelang überleben, und ſo nahm ich denn all meinen Muth zuſammen, um ohne Widerſtand Klarenbachs Gattin zu werden; wenige Tage darauf entſchlief meine gute Mutter in meinen Armen, ruhig lächelnd, in ſeligen Träumen von meinem feſt begründeten Glück.

* * *

Fünfzehn Jahre war ich alt, als ich an Klarenbachs Hand in die glänzendſten Zirkel einer mir ganz fremden großen Stadt eingeführt wurde, ein blödes, furchtſames, im Herzen tief betrübtes Kind, ſchwer beladen mit der Laſt funkelnder Juwelen, in jeder Bewegung durch lang nachſchleppende Gewänder gehemmt, deren ich, ihrer Koſtbarkeit wegen, mich innerlich ſchämte, weil meiner Anſicht nach, nur eine Königin oder eine Fürſtin ſich erlauben dürfe, dergleichen zu tragen.

Nie vergeſſe ich das Gefühl, mit dem ich in jener mehr enthüllenden als ſittlich bekleidenden Tracht, welche die Mode während der Zeiten der Revolution in Paris aufgebracht hatte, mich zum erſtenmal im Spiegel erblickte. In einem wie aus Luft gewobenen Kleide, das meine Geſtalt, jede, auch die kleinſte Bewegung meiner Glieder, auf

das deutlichſte bezeichnete, mit hochgeſchminkten, wie in Fieberhitze glühenden Wangen, mit Augen, deren durch das künſtliche Roth erhöhtes Feuer mir bachantinnenartig entgegenblitze; die mit einer Menge Armbänder und Ringen überladenen Arme, waren bis hoch zu den Schultern hinauf völlig entblößt; zierlich geſchnürte Sandalen, goldene und juwelenreiche Spangen, ſchmückten die im fleiſchfarbenen Tricot nackt ausſehenden Füße. Noch jetzt färbt das Gefühl der tiefſten Schaam mir die bleichen eingefallenen Wangen, indem ich jenes wiederliche Bild mir ins Gedächtniß zurückrufe.

Vergebens bat ich auf das flehentlichſte, mich ſo nicht zeigen zu müſſen, meine unter heißen Thränen der Angſt ausgeſprochene Verſicherung, daß ich unmöglich in dieſem Anzuge mich vor fremden Leuten ſehen laſſen könne, wurde gar nicht beachtet. Mein Gemahl lächelte in höchſter Zufriedenheit, indem er vom Scheitel bis zur Sohle mich mit Augen betrachtete, vor deren Ausdruck ich bange zuſammenſchauderte. Kleine Thörin, ſprach er endlich, als ich nicht nachließ, ihn mit Bitten zu beſtürmen, meinſt du denn, daß du heute Abend die Einzige ſeyn wirſt, die elegant angezogen iſt?

freilich ließ ich mir es mehr kosten, als die Meisten können oder mögen; nicht alle Männer verschreiben den Putz ihrer Frauen direkt aus den Magazinen der berühmtesten Artisten in Paris. Dafür aber feiere ich auch heute meinen Triumpf. Komm, sey kein Kind. Die Herren und Damen, die über meine Wahl mich persiflirten, sollen einsehen lernen, daß Klarenbach Augen hat, wenn es gilt, das Schönste aufzufinden, blühe es auch noch so sehr im Dunkeln versteckt.

Geblendet, betäubt, wirkliche Verzweiflung im Herzen, betrat ich endlich die strahlend hell erleuchteten Räume, in denen ich zur Schau gestellt werden sollte: so ungefähr wie damals mir, mag einer jungen Zirkassierin zu Muthe seyn, wenn sie in erborgtem Schmuck zum Sklavenmarkte geführt wird. O wie brannten mich, bis ins innerste Mark, die Augen der Frauen, die ich alle auf mich gerichtet fühlte, obgleich ich, tief mich verneigend, nicht vermochte, die Blicke zu ihnen zu erheben. Beim ersten Eintritt in den Saal hatte ich gewagt, mich umzusehen, um gleich darauf die Augen wieder niederzuschlagen; ich hatte bemerkt, daß alle diese Damen zwar im nämlichen Geschmack, doch

keine so auffallend durch Schnitt und Farbe ihres Anzuges gekleidet waren, wie ich Arme; keine schimmerte und funkelte wie ich, im Glanz der Juwelen und Flittern, mit denen ich über und über besäet war. Da stand ich nun, und hatte keinen Athem, und sah und hörte nichts mehr. Ich glaube, daß mein Mann mich mehreren Damen vorstellte, ihre Namen schwirrten in undeutlichen Tönen an mir vorüber, einige höfliche Worte wurden von ihnen an mich verschwendet; ich mag auch wohl ein Paar Antworten auf die Fragen, die sie an mich richteten, gewagt haben; wahrscheinlich fielen sie verkehrt genug aus, denn ein leises Flüstern, das durch die Reihen lief, vermehrte gleich darauf meine Angst, weil ich mit Recht vermuthete, daß es Bezug auf mich habe. Keine redete mich weiter an, irgend jemand, ich weiß nicht wer, schob endlich einen Stuhl mir hin; da saß ich nun, die letzte am äußersten Ende des glänzenden Halbkreises, den die Damen bildeten, allen Blicken ausgesetzt, in ängstlicher Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als ich endlich ein wenig zu mir selbst kam, und verstohlen aufzublicken wagte. Die Lorgnetten sämmtlicher Herren waren

auf mich gerichtet, ich ſah, ich fühlte, wie ſie ſich an mich drängten, um mich näher zu betrachten, ich hörte ſie die unverſchämteſten Bemerkungen über meine Geſtalt ſich einander zuflüſtern, und wünſchte nichts ſehnlicher, als mich in den Mittelpunkt der Erde verbergen zu können.

Es ward getanzt, und zur Vermehrung meiner Qual ward ich mehreremale dazu aufgefordert. Sonſt tanzte ich gern, aber heute! die Kniee brachen unter mir, ich zitterte innerlich, die Muſik ſcholl wie aus weiter Ferne in mein betäubtes Ohr. Ich dankte ſtumm aber verneinend, und blieb auf meinem Stuhle ſitzen, Niemand bekümmerte ſich zuletzt mehr um mich.

Als wir endlich wegfuhren, als mein erzürnter Gemahl es nicht einmal abwarten konnte, bis wir zu Hauſe angelangt waren, ſondern ſchon im Wagen mich mit Vorwürfen über mein albernes ungeſchicktes Benehmen überſchüttete, mich ein unerzogenes geiſtloſes Landmädchen nannte, das nichts wiſſe noch könne, als ihm Schande zu machen — es war zu viel, ich war wie vernichtet.

Die nämlichen Qualen, nur zuweilen etwas

anders modifizirt, wiederholten von nun an sich fast täglich, ohne daß ich im Stande war, sie mir durch Gewöhnung zu erleichtern; ich war und blieb unbekannt und fremd in der Gesellschaft, zu der ich dennoch gezählt ward. Unüberwindliche Schüchternheit, Furcht, Schaam, beängstigender Widerwillen gegen alles, was ich hörte und sah, vereint mit der tiefen Betrübniß, aus der ich mich nicht loszuwinden vermochte, lähmten jede Kraft meines Geistes, und machten zu jeder Anstrengung mich ungeschickt. Ich war nicht mehr das heitere, lebensfrohe Geschöpf, das ich gewesen, ich kannte mich selbst nicht mehr. Still und blöde, schlich ich den Tag über in dem Hause umher, dessen Gebieterin ich hieß, ohne nur über den geringsten Diener desselben gebieten zu dürfen. Mein Gemahl ordnete alles in demselben an, sogar bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten. Er behandelte mich völlig wie ein Kind, sogar in Gegenwart seiner Dienerschaft; diese unterließ nicht, mich im nämlichen Lichte zu betrachten, und ihr Betragen gegen mich darnach einzurichten. Nur selten, in Fällen der höchsten Noth, wagte ich es einem unter ihnen etwas aufzutragen, aber ich durfte nicht

daran denken, es zu rügen, wenn meine bittenden Befehle nicht erfüllt wurden.

In der Gesellschaft erwarb ich mir gar bald den Beinamen der schönen Statue; man fing allmählig an, mich als eine artige Zimmerdekoration zu behandeln, die man einmal ansieht, ohne sich weiter damit zu beschäftigen. Ich ergab mich gelassen darein, ohne es eben für ein Unglück zu achten. Die Gegenstände, um welche die Conversation sich meistens drehte, widerten zum Theil mich an, oder schienen mir so kleinlich, so unbedeutend, daß es mir unmöglich war, ein wirkliches Interesse daran, auch nur scheinbar zu zeigen. Der Jargon, die immer wiederkehrenden Scherze und Anspielungen der Kotterie, in die ich gerathen war, blieben mir ewig unverständlich, und so galt ich bald im Allgemeinen für dumm und geistlos; aber die Männer umflatterten mich deßhalb nicht minder, und ließen, vielleicht weil sie eben für ganz unbedeutend mich hielten, sich zuweilen zu Aeußerungen hinreißen, die ich nur mit Thränen des Unwillens und bitterer Verachtung zu beantworten wußte.

Den Frauen stand ich aber dennoch oft im

Wege, wenn gleich ohne es zu wollen, und ſie rächten ſich dafür durch Stachelreden und bittere Verfolgungen mancher Art.

An meinem ſechzehnten Geburtstage ward ich Mutter eines Sohnes. Ein Paar Monate vorher, hatte mein Zuſtand meinen Mann bewogen, mir zu erlauben, mich von der Geſellſchaft zurückziehen zu dürfen; es war eine kurze, mich unendlich beglückende Friſt, die ich dem noch ungebornen verdankte, und es darum noch inniger liebte. Als ich endlich zum erſtenmal den Sohn an meine, von Dank und Freude erfüllte Bruſt drückte, wie ſchwand da aus meinem Gemüthe jede Erinnerung an überſtandene Leiden, jeder Gedanke an alles, was Monate lang ſchwer auf mir gelaſtet! Unter Freudenthränen blickte ich zum Himmel auf, und gelobte, jede Mutterpflicht treulich zu erfüllen, mich ganz der Pflege und Erziehung dieſes geliebten Kindes zu weihen. Es ward mir nicht vergönnt, mein Kind ward mir entriſſen, es ward einer Amme übergeben, und mit dieſer wenige Tage ſpäter weit von mir weg, in das entfernteſte Zimmer unſeres weitläufig großen Hauſes verbannt.

Meine Thränen, mein heißes Flehen fanden

auch diesesmal kein Gehör; das nämliche Gefühl, welches selbst das ängstlich flatternde Vögelchen antreibt, sich dem Räuber entgegen zu stellen, der die hülflosen Kleinen aus dem weichen warmen Nestchen nehmen will, gab auch mir ungewohnten Muth; ich wagte es zum erstenmal, mich ernstlich dem Willen meines Gatten zu widersetzen; vergebens. Ich sollte aus kindischem Eigensinn nicht Taille und Teint mir verderben, hieß es, und in der Gesellschaft, deren unnützes Mitglied ich ohnehin wäre, noch obendrein nach der Kinderstube riechen zu wollen, wäre ja ganz wieder alle Vernunft und Schicklichkeit.

Sobald ich mich einigermaßen erhohlt hatte, gerieth alles wieder in das vorige Gleis. Von neuem mußte ich dem ermüdenden Kreislaufe unergötzlicher Freuden folgen. Sehnsucht nach meinem Kinde trieb mir oft, mitten in der glänzendsten Gesellschaft, Thränen in die Augen; doch mein Sohn blieb in der Kinderstube, und wenn ich einen selten sich findenden Moment benutzte, um ihn zu sehen, so wandte er sich scheu von mir ab, und verbarg das Gesicht am Busen der Amme, die er liebte; mich hat er nie lieben gelernt!

Als er fünf Jahre alt war, erhielt er einen Hofmeister, der ihn an jedem Morgen auf eine halbe Stunde zu mir führte. Ich durfte, des Anstandes wegen, ihn nicht mehr auf seinem Zimmer besuchen, weil es auch das seines Hofmeisters war. Nach einigen Jahren ward er in ein weit entferntes Erziehungsinstitut gethan; nie habe ich ihn wieder gesehen, sein Bild lebt in meinem Herzen als ein Gegenstand unerfüllter Sehnsucht. Er hat längst mich vergessen, er hat eigentlich nie meiner gedacht, weil er nie mich gekannt. Das zarteste engste Band der Natur ward, früh entweiht, auf ewig zerrissen.

* * *

Wer hat Worte, die Leiden, das unsägliche Elend einer unglücklichen Ehe zu beschreiben? einer unglücklichen Ehe aus der großen Welt, wo die auf das engste einander Verbundenen herzlos und kalt, ohne eine Spur gegenseitiger Theilnahme, neben einander hergehen. Wenn sie allein bei einander sind, nur versteckte höhnende Anspielungen auf ihr gegenseitiges Unglück sich erlauben; vor der Welt, durch ihr kaltes abgemessenes Betragen es deutlich kund thun, daß sie es nicht mehr der

Mühe werth achten, sich gegenseitig zu verständigen, oder auch nur einen Schritt zu wagen, um die Möglichkeit eines besseren Verhältnisses herbeizuführen.

* * *

Jahre lang habe ich diese, Geist und Gemüth ertödtende Existenz, in halber Bewußtlosigkeit mühsam hingeschleppt. Ehe ich noch mein fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, war mir aller Jugendmuth völlig entschwunden, und mit ihm die Blüthe der Schönheit, jeder Reiz, der früher mich schmückte, und mich zum Gegenstand sowohl des Neides als der lästigsten Bewunderung gemacht hatte. Mein Mann, von meinem Ungeschick überzeugt, hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, mich, als einen Stern erster Größe, in der Societät glänzen zu sehen, und gab seinem Streben, aufzufallen und die Welt in Verwunderung zu setzen, eine andere Richtung. Ich mußte zwar aus alter Gewohnheit, nach wie vor in der Gesellschaft figuriren, aber die Art, wie dieses geschah, war ihm jetzt eben so gleichgültig, als ich selbst schon seit längerer Zeit es ihm geworden war. So versank ich immer tiefer in Geist und Körper lähmende Apathie,

und hatte Morgens beim Aufstehen keinen Gedanken, keine Aussicht, keine Hoffnung, als die, daß diesem beginnenden Tage, eben auch die Nacht folgen werde; wie allen den unzähligen, ihm durchaus ähnlichen, die ihm vorangegangen waren.

Acht Jahre nach der Geburt meines Sohnes, ging mir endlich in meiner Tochter, in meiner Sidonia, der liebliche Morgenstern auf, der in die trübe farblose Dämmerung meines Lebens wieder einiges Licht brachte. Ich war jetzt meinem Gemahl zu gleichgültig, als daß er noch um die Erhaltung meiner ohnehin völlig verblühten Schönheit hätte besorgt seyn sollen; er erlaubte mir zwar nicht ausdrücklich, mein Kind selbst zu warten und zu pflegen, aber er achtete auf mein Thun und Lassen jetzt zu wenig, um es mir zu verbieten, er wurde gar nicht einmal gewahr, daß ich es that. So durfte ich denn jede Stunde, die ich der Gesellschaft entziehen konnte, bei dem geliebten Kinde zubringen, ohne Furcht ihm dadurch zu mißfallen, und von ihm getadelt zu werden. Meine schon damals sehr geschwächte Gesundheit erlaubte mir zwar nicht, die erste aller Mutterpflichten zu erfüllen, und ich war vernünftig genug, mich um

meines Kindes willen, ohne Widerrede in den Ausspruch des Arztes zu ergeben; aber ich konnte doch, wenn gleich nur Stundenweise, es sehen, auf meinen Armen tragen, es mich rufen lehren, als es zu lallen anfing, und seine taumelnden Schritte leiten, als es die kleinen Füßchen zum erstenmal im Gehen versuchte. Mir war jetzt doch zuweilen zu Muthe, als ob ein Strahl von Freude in mein ödes durchaus verkältetes Herz dränge, und es erwärme. In meiner äußern Lage blieb zwar alles, wie es gewesen, ich ward vielleicht noch mehr als vorher übersehen und zurückgedrängt, ich stand, wo möglich, noch unbeachteter und verlassener, sowohl in meinem Hause als in der Gesellschaft da; aber ich dachte an mein Kind, ich hatte meine Sidonia, und ließ alles Andere gehen, wie es konnte und wollte, ohne mich weiter darum zu bekümmern.

* * *

Die Generalin Blomberg, eine Tante meines Mannes, gab eine große Soirée; die ganze beau monde war in vollem Glanze bei ihr versammelt, ich saß, wie gewöhnlich, unbemerkt in einer Ecke, und spielte gedankenlos mit der Karte, die man mir eben in die Hand geschoben, um mir für den

heutigen Abend meine Bestimmung an dem Whist-tische ein paar alter Damen anzudeuten, mit denen sonst Niemand gern spielen mochte.

O wie hell, wie klar stehen alle Ereignisse jenes Abends, bis auf die kleinsten, vor meinem schmerzerfüllten Gemüth, als hätte ich erst gestern ihn erlebt!

Eine allgemeine Bewegung entstand plötzlich in der Gesellschaft, Aller Augen wandten der Thüre sich zu, Alles stand von den Stühlen auf, um einen eben eintretenden Fremden zu begrüßen. Ich merkte wohl, es sey der nämliche, dessen Ankunft man Wochenlang vorher besprochen und mit Ungeduld erwartet hatte; ich allein war völlig gleichgültig dabei geblieben, ich hatte nicht einmal seinen Namen gemerkt oder gehört. Die Generalin führte ihn jeder Dame einzeln zu, und nannte ihm ihre Namen, ich blickte auf, als nun die Reihe endlich auch an mich kam; ich sah einen mir völlig unbekannten Mann von königlichem Anstande, in der vollsten Blüthe des männlichen Alters, mit einem Gesichte, dessen Züge den Adel seiner Seele deutlich aussprachen, eine Gestalt, wie ich hier noch keine gesehen. Mir schien es, als erschrecke er und

würde bleicher, als man mich ihm nannte; ein ganz eigner Ausdruck von Ueberraschung, Mitleid und Neubegier, lag in der Art, wie er mich forschend betrachtete, sich stumm verbeugte, und dann wieder sich abwandte.

Er hatte die Karte abgelehnt, die man ihm geboten, die Parthien mussten deshalb anders arrangirt werden, die meinige zerschlug sich gänzlich. Außer der Frau vom Hause war ich die einzige Dame, die unbeschäftigt blieb. Die Generalin wanderte von einem Spieltisch zum andern, die nicht spielenden Herren zogen in eins der Nebenzimmer sich zurück, und ich, ich setzte mich in die Vertiefung eines Fensters, die von der reichen Drapprung mehr als halb verdeckt wurde; starrte ziemlich gedankenlos in den eben aufgehenden Vollmond und horchte mitunter auf Reichards herzergreifende Melodie zu Göthe's Lied: „Kennst du das Land" — die aus einem benachbarten Hause zu mir herüber tönte.

„Elisabeth!" flüsterte es dicht neben mir. Es war ein Ton aus einer längst versunkenen Zeit, der seit undenklich lange in meiner Brust, dem stillen Grabe jeder Lebensfreudigkeit, geschlummert hatte; als ich

ihn hörte, war mir, als träume ich, die Todten ständen wieder auf.

„Elisabeth!“ flüsterte jener fremde stattliche Mann abermals, indem er sich mir gegenüber in das Fenster setzte; „Sie erkennen mich wirklich nicht? Auch jetzt noch nicht?“ setzte er hinzu, indem er meine Hand faßte; „lassen Sie, durch die unerwartete Erscheinung eines alten Jugendfreundes sich nicht zu sehr erschrecken. Noch immer nicht? Ach! was hat man dir, du armes Kind, gethan!“ setzte er, durch die noch immer zu uns herübertönende Musik auf diesen Ideengang geleitet, mit leiser tiefbewegter Stimme hinzu, als ich noch immer wie erstarrt vor ihm saß, mit trockenen leblosen Augen ihn ansah; alles Blut in meinen Adern drängte in stürmenden Wogen sich zurück in mein Herz.

* * *

Mein Mann schien zum erstenmal zufriedener mit mir als gewöhnlich; es habe ihn gewundert, aber auch gefreut, sagte er, daß Graf Adelheim sich so lange mit mir unterhalten habe, obgleich er eigentlich nicht begreife, was ein so allgemein für geistreich anerkannter Mann wohl mit mir habe

reden können. Graf Adelheim sey eine höchst interessante Bekanntschaft, ein sehr bedeutender Mann, an dessen näherem Umgange ihm viel liege; der Graf stehe in großen Connexionen, und könne durch diese ihm in diesem Augenblick zur Erfüllung eines wichtigen, lang gehegten Wunsches verhelfen. Es handelt sich um nichts geringeres, als um Erlangung des Johanniterkreuzes für mich, setzte er mit vertraulichem Lächeln hinzu. „Doch ich erinnere mich, daß so etwas über Ihren Horizont geht, ma chère; auch ist es gerade nicht nöthig, daß eben Sie es begreifen. Ich bitte mir es nur von Ihnen zur Gnade aus, daß Sie, durch ihr gewohntes ungraziöses Benehmen, mir den Mann nicht verscheuchen, wenn er, wie er es zu wollen scheint, unser Haus öfters besucht. Ich verlange, daß Sie sich zu Hause finden lassen, Madame, wenn es ihm einfallen sollte, Ihnen eine Visite zu machen."

„Er ist ein Jugendbekannter von mir", erwiederte ich, „das Gute seiner Eltern grenzte mit dem Dörfchen, wo ich . . ."

„Jenes Gut ist jetzt das Seine, der alte General ist längst todt," fiel Klarenbach mir ein. „Das war es also? nun begreife ich ihn erst; ja,

ja, es liegt so etwas Sentimentales in seinem Wesen. Tant mieux, so wird es Ihnen um so leichter werden, meinen Wunsch zu erfüllen. Adieu Madame.“

* * *

Ich wollte meinem Manne alles entdecken, alles, dessen ich aus jener Vergangenheit mir noch bewußt war, die jetzt, nach langem Vergessen, in meinem Gemüthe wieder aufzudämmern begann. Er ließ mir nicht Zeit dazu, und als ich mit mir allein überdachte, was ich ihm denn eigentlich zu entdecken gehabt, so mußte ich es ihm Dank wissen, daß er mir diese Gelegenheit entzogen, mich vor ihm lächerlich zu machen. Was war aus Albert geworden, und was aus mir! Mich, die früh Verblühte, geistig und physisch zu Grunde Gerichtete, mit dem längst ertödteten Herzen, das sich kaum mehr erinnerte, jemals in wärmeren lebendigern Schlägen sich geregt zu haben! Mich hatte das Leben hoffnungslos erdrückt, ihn hatte es gehoben, zu einer Hoheit ihn entwickelt, an die ich nur mit ehrfurchtsvollem Staunen hinaufschauen konnte. Zum erstenmal dankte ich es der Vorsehung, daß sie uns früh getrennt. Ich fühlte

mit inniger Ueberzeugung, daß wir nie für einander bestimmt gewesen waren, es nie seyn konnten, wenn gleich, eine kurze Zeit lang, das erste Erwachen jugendlicher Gefühle uns zu jenem süssen Wähnen verleitet hatte, dem man in früher Jugend widerstandslos sich ergibt, um in bitterer, u später Reue daraus zu erwachen.

Mein sehnlicher Wunsch war jetzt, daß Albert sich nie unseres früheren Verhältnisses erinnern, es im Gespräche mit mir nie berühren möge, eines Verhältnisses, das ich in diesem Augenblicke nur als eine verzeihliche Verirrung zweier junger unerfahrener Gemüther ansehen konnte. Ich schämte mich innerlich, daß ich je fähig gewesen war, den stolzen Gedanken zu fassen, ich könne diesen Mann durch meine Liebe beglücken, von ihm wieder geliebt werden, von ihm, der wie ein göttergleicher Heros vor mir Armen stand, und durch seine Erscheinung mich noch tiefer beugte, als ich ohnehin es schon war. Gleichheit ist das erste Erforderniß echter Liebe, und wahrlich, dieser war nicht meines Gleichen, das fühlte ich tief. Mein Gemüth ehrte, bewunderte ihn über alles, aber jede Spur eines,

wahrscheinlich nur eingebildeten, wärmeren Gefühls war daraus verschwunden.

Auch er schien ähnliches mit mir zu empfinden. Er ließ schon am folgenden Tage sich bei uns einführen, und besuchte oft, ja fast täglich unser Haus. Im Gespräche erwähnte er zuweilen der Tage unserer Kindheit, erlaubte sich aber nie die kleinste Anspielung auf das zuletzt entstandene nähere Verhältniß zwischen uns beiden, er schien im Gegentheil es gänzlich vergessen zu haben. Keine Spur ehemaliger Liebe war in seinem Benehmen gegen mich zu entdecken, wohl aber das tiefste Mitleid mit einem armen verwahrloseten, gedrückten Wesen, das einst zu bessern Hoffnungen berechtigt gewesen war. Mit unaussprechlicher Milde und großer Umsicht suchte er mich auf eine höhere, über mein Geschick mich erhöhende Stufe zu stellen, indem er eine freiere Ansicht der Welt und des Lebens mir zu eröffnen strebte: bald im ernsten belehrenden Gespräche, in Erzählungen, zu welchem seine eigenen viel umfassenden Erfahrungen den Stoff herliehen, bald durch gemeinschaftliches Lesen der Bücher, welche er mitbrachte. Auf

dieſe Weiſe ward ich auch durch ihn mit Schätzen, ich möchte ſagen mit der Exiſtenz der Poeſie und Kunſt bekannt gemacht, die mir, der in ländlicher Abgeſchiedenheit Erzogenen, bis jetzt ſtets fern geblieben waren. An ſeinem Arm beſuchte ich die Gallerieen und Kunſtſammlungen unſeres Wohnortes, an die ich früher nie gedacht hatte; er führte mich in die Werkſtätte berühmter und bedeutender Künſtler, die mitten unter uns wohnten, und deren Namen ich bis jetzt kaum gekannt. Mein Mann fand durch des Grafen Aufmerkſamkeit gegen mich ſich geſchmeichelt, und fing an, mir freundlicher zu begegnen; er begleitete uns gewöhnlich, wenn wir mit einander ausgingen, um Kunſtwerke, oder auch die Bibliothek zu beſuchen, doch da dieſes meiſtens nur aus Höflichkeit geſchah, indem er ſolchen Gegenſtänden kein wirkliches Intereſſe abgewinnen konnte, ſo ergriff er gern den erſten beſten Anlaß, um ſich mit guter Art wieder von uns loszumachen, und unſern Weg allein uns fortſetzen zu laſſen. Ich bemerkte nicht das ſpöttiſche Lächeln meiner Bekannten, mit dem ſie uns abſichtlich aus dem Wege gingen, wenn ſie dem Grafen und mir, allein mit einander, begegneten. Albert ſah es

vielleicht, aber es lag zu tief unter ihm, als daß er davon Notiz nehmen konnte.

Mit unerschöpflicher Geduld ließ er zu meinem ungeübten, ihm weit untergeordneten Fassungsvermögen sich herab; er wußte alles, was er mich lehren wollte, mir so klar und begreiflich darzustellen, daß ich selbst über meine eigenen Fortschritte erstaunte, und bald anfing, sowohl meine Verhältnisse als die Menschen, mit denen ich leben mußte, in einem weit tröstlicheren Lichte zu sehen. Ich verlor allmählig jene Bitterkeit, die fast immer die Frucht innerer Beschränkung ist, und ward weit milder in meinem Empfinden und Urtheilen. Sogar mein Mann freute sich der freieren Entwickelung meines Geistes, die, wenn sie früher eingetreten wäre, unser Leben ganz anders und besser gestaltet haben würde; leider hatte ihm aber von jeher der Wille, und auch wohl die Fähigkeit gemangelt, sie herbeizuführen.

Auch unser äußeres Leben gewann unter des Grafen Einfluß eine, meinem ganzen Wesen weit angenehmere und angemessenere Richtung. Wir blieben mehr zu Hause als sonst, und zuweilen versammelte sich ein kleiner geistreicher Kreis um

uns her, der von unsern gewöhnlichen großen Assembleen sich himmelweit unterschied. Adelheim wußte meinen Mann sogar dahin zu bringen, daß er meiner damals drei Jahre alten Sidonia bisweilen erlaubte, in seiner Gegenwart in meinem Zimmer zu spielen. Adelheim liebte das Kind, und gab sich gern mit ihm ab, und der Vater ließ in besonders heitern Momenten sich durch das Beispiel seines hochgeachteten Freundes hinreißen, ein Gleiches zu thun. Ach ich lebte wie im Himmel gegen sonst.

* * *

Graf Adelheim war reich und von hohem Range. Seit er den Kriegsdienst verlassen, hatte er keine bestimmte Anstellung annehmen mögen, aber er galt allgemein für den Freund und Liebling seines mächtigen Monarchen, dem er schon oft bedeutende Dienste geleistet, und auf dessen Handlungen er, wie es hieß, großen Einfluß übte. Seine männlich schöne Gestalt zeichnete vor Hunderten seines Gleichen sich aus; mehrere wohlerworbene Ordenszeichen schmückten seine Heldenbrust, und so war er ohne Widerrede in den Augen der Mütter und Tanten, das, was man in der vor-

nehmen Welt eine große brillante Parthie nennt. Daß er bald heirathen müsse und wolle, daß er seine künftige Gemahlin in dieser unserer Stadt, und aus unserem Kreise wählen würde, daran war nicht zu zweifeln, denn weßhalb wäre er sonst gerade zu uns gekommen, um den Winter bei uns zuzubringen? Lange vor seiner Ankunft beschäftigte schon frohe Erwartung die Gemüther; tausend schöne Hände bereiteten Netze und Schlingen, um diese wichtige Eroberung sich nicht entgehen zu lassen. Die Generalin Blomberg hatte die ersten Ansprüche auf ihn, weil sie früher die Freundin seiner Eltern gewesen war, und sie nahm recht ernstlich sich vor, diesen glücklichen Zufall zur Versorgung einer von ihren beiden Nichten, die bei ihr lebten, zu benutzen. Frau von A . . . mit drei reizenden Töchtern, die junge schöne Wittwe, Frau von B . . . ., die elegante und geistreiche Comtesse C . . . und so weiter, beinahe das ganze Alphabet hindurch, hegten alle Damen ähnliche Absichten, entweder für sich, oder ihre Töchter und Anverwandtinnen. Vor und gleich nach seiner Ankunft waren alle untereinander deshalb heimlich verfeindet; doch als keiner der auf ihn abgedrückten

Liebespfeile haften wollte, als Adelheim, fein und gewandt, mit aller ihnen gebührenden Höflichkeit und Aufmerksamkeit, durch die Reihen der ihm zuvorkommend entgegentretenden Damen hindurch ging, um gerade die unbedeutendste im ganzen Kreise auszuzeichnen, da vereinten sich alle in beispielloser Eintracht gegen mich. Nichts schien ihnen unerlaubt, was nur die Regel der allgemeinen Convenienz nicht gar zu auffallend verletzte. Tausend lächerliche, mich herabsetzende Erdichtungen, bittere Sarkasmen, beißende Einfälle liefen hinter meinem Rücken von Mund zu Mund, satyrische Anspielungen, die ich weder beachtete noch verstand, wurden mir gegenüber gewagt. Ich ward in der Gesellschaft nicht mehr übersehen, ich ward förmlich gemieden; mir galt das gleich, ich war sogar noch immer zu unbekannt mit dem eigentlichen innern Wesen und Treiben dieser Leute, um es zu bemerken, und freute mich, daß Graf Adelheim jetzt immer, wie ich glaubte von ungefähr, einen Platz neben mir leer fand. Ihm selbst ist dieses kleinliche Unwesen wahrscheinlich nicht entgangen, aber er verachtete es zu sehr, um deshalb irgend etwas in seinem Betragen abzuändern. Mein

Mann aber, der zu sehr Weltmann war, als daß ihm das Benehmen der Damen gegen mich nicht hätte auffallen sollen, war weit davon entfernt, sich durch dasselbe beleidigt zu fühlen; er fand vielmehr seiner Eitelkeit dadurch geschmeichelt, daß ich doch endlich einmal anfing, Sensation in der Gesellschaft zu machen.

* * *

Ein bösartiges Scharlachfieber, das Vielen tödtlich wurde, brach in der Stadt aus, und meine Sidonia war das erste Kind aus den vornehmeren Ständen, welches daran, wenn gleich nicht gefährlich, erkrankte. Die Furcht vor diesem Uebel war so groß und allgemein, daß unser Haus deshalb in völligen Quarantaine-Zustand versetzt wurde; nicht nur, daß Niemand es zu betreten wagen mochte, man scheute sich sogar daran vorüber zu gehen, und mein Mann, der vor dieser wie vor allen ansteckenden Krankheiten, einen unüberwindlichen Abscheu empfand, bezog sogar unser Gartenhaus vor der Stadt. Ich blieb völlig isolirt bei meiner Sidonia zurück; Klarenbach hatte die strengsten Maaßregeln getroffen, um jede Communication mit uns zu vermeiden, und so behielt ich völlige Muße

und Freiheit, mich der Pflege meines kranken Lieblings zu weihen.

Alle hatten mich verlassen, nur Adelheim nicht. So lange die kleine Kranke das Bett hüten mußte, kam er jeden Tag, um nach ihrem Befinden zu sehen und mir Trost und Muth einzusprechen. Als sie besser wurde, was sehr bald geschah, und ich eben deshalb noch ängstlicher gemieden ward, weil man die Periode der Genesung, in Hinsicht auf Ansteckung, für die gefährlichste hielt, brachte er viele Stunden des Tages bei mir zu. Sein edler Zweck dabei war nicht allein, mich von den trüben Gedanken abzuziehen, denen ich, wie er wußte, in der Einsamkeit mich gern überließ, er wollte auch diese Zeit der ungestörtesten Ruhe für die höhere Ausbildung meines Geistes benutzen, damit ich, wenn er nun bald von mir scheiden müsse, nicht wieder in die vorige trübselige Geistesleere zurücksänke, wohl aber irgend eine liebe erheiternde Beschäftigung mir bliebe, um mich daran zu halten in meinem verödeten Leben.

Jeden Morgen übte ich mich jetzt, unter seiner Leitung, ein Paar Stunden im Zeichnen, wozu ich einiges Talent besaß; Abends verließ er ge-

wöhnlich möglichſt bald die Geſellſchaft, mich abermals in meiner ſtillen Einſamkeit aufzuſuchen, mir vorzuleſen, oder die Aufſätze durchzuſehen, die ich täglich auf ſein Verlangen über das, was wir Tages zuvor geleſen oder ich von ihm gelernt, mit großer Gewiſſenhaftigkeit niederſchrieb. Schöne ruhige Stunden, die wir auf dieſe Weiſe mit einander verlebten, wohin ſeyd ihr geſchwunden? Unſere Gedanken, unſer Thun, unſere Worte waren rein, wie der Aether der kalten Winternacht, die mit ihren Miriaden Sternen über unſern Häuptern ſich wölbte, wenn er ſpät von mir ging, und ich ſchuldlos, wie meine neben mir ſchlafende Sidonia, dem Schlummer mich ruhig überließ, mit der freudigen Gewißheit, ihn morgen wieder zu ſehen.

Nie habe ich die leiſeſte Klage über mein trübes Geſchick mir gegen ihn erlaubt, nie er ſich mir gegenüber die unmerklichſte Andeutung, daß es ihm dennoch bekannt ſey. Nie iſt ein Wort, das auf unſer früheres jugendliches Verhältniß zu einander den leiſeſten Bezug hatte, über unſere Lippen gegangen, wir gedachten Beide deſſen nicht mehr, ſo mächtig hatten Zeit und Leben uns umgewandelt. Ich war ſeine Schülerin, er mein Meiſter, mein

nachsichtsvoller hochverehrter Freund, zu dem ich vertrauend hinaufblickte.

Ich beuge meine Kniee, ich hebe meine Hand zum Himmel auf, und beschwöre mit dem heiligsten Eide, bei jenem allwissenden, allmächtigen Wesen, vor dessen ernsten Richterstuhl ich gewiß bald abgerufen werde, daß dem so war! und daß nie ein Gedanke in unsere Seele kam, den wir nicht der ganzen Welt hätten gestehen dürfen.

Graf Adelheim erwähnte nie seiner Besuche bei mir, obgleich es vielleicht rathsamer gewesen wäre, es zu thun, aber er war nicht gewohnt, gegen dazu Unbefugte, von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Meinem Gemahle würde er sie gewiß nicht verhehlt haben, wenn ihn dieser darum befragt hätte, doch diesem kam es nicht in den Sinn, daß man so tollkühn seyn könne, sich der eminenten Gefahr einer Ansteckung auszusetzen, um mich zu sehen. Graf Adelheim verschwieg also auch ihm, daß er nach wie vor mich besuche, mein Mann selbst hatte ihn ja früher unzähligemal dazu aufgefordert, warum sollte er unnützer Weise den um seine eigene Gesundheit unbeschreiblich Besorgten, noch mehr in Furcht

und Schrecken verſetzen? Er wußte ja, Klarenbachs Aengſtlichkeit gehe ſo weit, daß der Bediente ſich umkleiden mußte, ehe er wieder vor ihm erſchien, der alle Morgen auf der Straße vor unſerem Hauſe ſtehen blieb, um aus dem entfernteſten Fenſter deſſelben von meinem und Sidoniens Befinden Nachricht zu erhalten.

Dennoch lag zu Vielen daran, von Adelheims Schritten genau unterrichtet zu ſeyn, als daß man nicht bald hätte erfahren ſollen, bei wem er alle Morgen mehrere Stunden zubringe; daß er Abends, zur ungewohnt frühen Zeit, den glänzendſten Geſellſchaften ſich entzöge, um zu mir zu eilen, blieb ebenfalls nicht lange ein Geheimniß. Bitterer Ingrimm bemächtigte ſich der Herzen meiner Feinde, während ich in ruhiger Unbefangenheit an kein Uebel dachte, weil ich mir keines bewußt war.

Den Grafen aus der Geſellſchaft verbannen zu wollen, war unmöglich, er war ein zu bedeutendes Mitglied derſelben, und die alten Pläne auf ihn noch lange nicht aufgegeben; ich aber war die liſtig heuchelnde Verführerin, ich hatte die Krankheit meines Kindes nur erdichtet, um — ich vermag es nicht, alle dieſe Gräuel nieder zu ſchrei-

ben — ſie wollten mich vernichten, ſie wollten mich zertreten, und ſie haben es glorreich vollbracht!

* * *

Sidonia war längſt von ihrem ſehr leicht überſtandenen Uebel geneſen, aber die zwei Monate waren noch nicht ganz vorüber, nach deren Ablauf man erſt ohne Furcht mir nahen zu dürfen glaubte, und ich erfreute mich noch immer meiner glücklichen Verbannung.

Sidonia hielt Mittagsruhe, ich war in meinem Zimmer mit meinem Lehrer und Freunde allein. Ich zeichnete nach einer von mir aufgeſtellten Büſte, es war mein erſter — ach auch mein letzter Verſuch in dieſer Art. Es wollte mir nicht gleich gelingen, mein Vorbild treu aufzufaſſen, Adelheim mußte mir helfen, er ſaß neben mir. Im Eifer des Zeichnens hatte er halb knieend ſich vorgebeugt, ſein Geſicht meiner Wange genähert, um meinen Augenpunkt zu ſuchen, ſeine rechte Hand hatte die meinige gefaßt, um ſie zu führen, mit dem linken Arm hielt er hinter mir an der Lehne meines Stuhles ſich an.

Die Thüre flog auf, Klarenbach ſtand vor

uns; bleich, entstellt, mit blitzenden Augen, mit blauen schäumenden Lippen, einen bloßen Degen in der Hand, stürzte er auf mich zu, riß mich empor, mißhandelte mich thätlich, zum erstenmal. „Ehrlose Verbrecherin!“ rief er, „schamlose Heuchlerin!“ Adelheim faßte ihn mit gewaltigem Arm, und warf ihn zu Boden, um mich vor seiner Wuth zu retten, der Tisch mit der Büste stürzte um, fiel auf ihn, verletzte ihn, ich sah und hörte nichts weiter.

* * *

In meinem Zimmer fand ich mich wieder. Meine Kammerjungfer meldete mir mit kurzen trockenen Worten, Graf Adelheim habe mich ihr übergeben, und ihr aufgetragen, mir zu sagen, daß er zur Generalin Blomberg, unserer nächsten Verwandtin, gegangen sey. Ich fragte nach meinem Gemahl und erfuhr, daß er schwer verletzt, vom Blutverlust ermattet, zu Bette liege, und der Arzt befohlen habe, Niemanden zu ihm zu lassen.

Eine Stunde später erschien stolz und strenge, gleich einer rächenden Nemesis, die Generalin Blomberg bei mir, und kündigte mir den Befehl meines Gemahls an, ihr sogleich in ihre Wohnung zu

folgen. Willenloser als je, betäubt, entgeistert, wagte ich keinen Widerspruch, ich bat nur, Sidonien mitzunehmen. Sie sey bei ihrer Bonne besser aufgehoben, als bei mir, hieß es; ich mußte gehorchen.

In einem abgelegenen Zimmer, unablässig von meiner alten französischen Kammerfrau bewacht, die mein Mann mir, gleich anfangs, mehr als Aufseherin, als zur Bedienung zugegeben, und die, diese ganze Reihe von Jahren hindurch, sein unbeschränktes Vertrauen sich erworben hatte, blieb ich nun viele Tage lang in ununterbrochener Einsamkeit. Was ich zur Erhaltung des Lebens bedurfte, ward mir gebracht, doch außer meiner Wächterin sprach Niemand mit mir, alle meine Fragen blieben unbeantwortet, endlich verstummte auch ich. Ich erfuhr nichts von meinem Mann, meinem Kinde, meinem Hause, nichts von Adelheim. Er hatte mir einigemal in dieser Zeit geschrieben, wie ich später vernahm, keiner seiner Briefe gelangte bis zu mir.

Ich war nicht eingeschlossen, und doch eine Gefangene. Ob ich das Haus verlassen durfte, weiß ich nicht, ich habe es nie versucht; wohin

ſollte ich gehen? wohin konnte ich gehen? meine Aufſeherin folgte mir auf jedem Schritt, beobachtete mit ſtrengem Ernſte jede meiner Bewegungen, jeden meiner Blicke.

In dumpfer Betäubung brachte ich die langen Tage, die noch längeren Nächte zu; meine einzige Beſchäftigung war, meinem Unglück nachzuſinnen. Es erſchien mir um ſo grauenvoller, je weniger ich fähig war, es mir deutlich zu geſtalten; ich ſah wie eine Verbrecherin mich behandelt, und ſtrebte vergebens zu ergründen, was ich verbrochen. Ich ſann und ſann darüber nach, bis mir die Gedanken vergingen, und ich, verſunken in völlige Geiſtesabweſenheit, mir kaum noch meines Daſeyns bewußt blieb.

* * *

Endlich ward es Licht. Ein Scheidebrief ward zum Unterzeichnen mir vorgelegt. Ein Papier begleitete dieſen, das die fürchterlichſten Beſchuldigungen gegen mich enthielt.

Schon vor meiner Verheirathung ſollte ich mit dem Grafen Adelheim in unerlaubtem Umgange gelebt haben, wovon die Beweiſe ſich unter meinen Papieren vorgefunden hätten. Kindiſche

Andenken aus meiner entflohenen Frühlingszeit, die ich einſt aufbewahrt, um ſie ſpäterhin unter dem Druck des Lebens völlig zu vergeſſen!

Adelheims Vater hieß es ferner, habe gleich nach Entdeckung unſeres heimlichen Verſtändniſſes ſeinen Sohn ins Ausland geſchickt, mein Vater, ſpäterhin auch meine Mutter, wären aus Gram über die ausgeartete Tochter geſtorben.

Welch ein furchtbares Gemiſch von Wahrheit und Lügen! mein Herz! mein Herz! wie konnteſt du das ertragen und nicht brechen?

Ferner hieß es, daß aus allem hervorgehe, wie ich ſelbſt den Grafen Adelheim angelockt, unſer voriges, jetzt noch weit ſtrafbareres Verhältniß zu erneuern. Sidoniens Krankheit ſey nicht geweſen, wofür ich ſie ausgab; nur erſonnen, um bei der mir bekannten Schwäche meines Gemahls deſto ungeſtörter meine Zuſammenkünfte mit dem Grafen zu halten. Der Arzt, die Wärterin meines Kindes, meine eigene Kammerfrau wären bereit zu beſchwören, daß ſie nie ein Scharlachfieber ſo leichter Art geſehen, daß mehrere untrügliche Kennzeichen deſſelben ſich nicht gezeigt, daß ich ſie alle durch künſtliche Vorſpiegelungen ge-

täuſcht, und ſie deßhalb nur ſelten zu dem Kinde zugelaſſen habe, deſſen Pflege und Wartung ich größtentheils allein übernommen.

Ferner wären meine Kammerfrau nebſt meinen übrigen Domeſtiken bereit, eidlich zu bezeugen, daß Graf Adelheim mich zu jeder Stunde des Tages beſucht, und völlig allein mit mir geblieben ſey; daß ſie dann oft die Thüren meines Zimmers verſchloſſen gefunden, daß die Kammerfrau uns oft in ſehr vertrauter Stellung zuſammen geſehen, daß Adelheim oft bis nach Mitternacht bei mir verweilt habe.

Klarenbach ſelbſt, hieß es endlich, habe in den Armen des Grafen Adelheim mich überraſcht, ſey darauf von ihm zu Boden geworfen, und gefährlich verwundet worden.

Den Schluß dieſes Aufſatzes machte eine an mich gerichtete Aufforderung, um meiner eigenen Ehre willen, in die mir vorgeſchlagene Eheſcheidung einzuwilligen, mich mit dem Jahrgehalt, den mein beleidigter Gemahl mir ausſetzen würde, nach Schwaben zu meinen Verwandten zurückzuziehen, und jedem Anſpruch, jeder Annäherung an meine beiden Kinder, beſonders meine Tochter,

für Zeitlebens zu entsagen; indem bei so bewandten Umständen mir die Erziehung, selbst der Umgang mit letzterer, nicht füglich zu gestatten sey.

O meine Sinne! O mein Herz! Von neuem fühle ich sie wanken und brechen, unter der Last der Erinnerungen an jene furchtbaren Greuel! Nein, man stirbt nicht vor Entsetzen, man stirbt nicht vor Schmerz!

* * *

Die Generalin Blomberg kam selbst zu sehen, ob ich jenen Scheidungsbrief unterschrieben. „Sie wollen es nicht?“ rief sie zornig, „Sie verschmähen die Milde, mit der man bereit ist, Sie zu behandeln? Sie wollen Ihre, unsere Schande offenkundig machen? Blindes, thörichtes Geschöpf, kennen Sie die Folgen davon?“

Mit hinreißender Beredsamkeit, vor der ich bang zusammenschauderte, schilderte sie mir nun den Gang der öffentlichen Gerechtigkeit, vor deren Richterstuhl mein Gemahl seine Klagen zu bringen fest entschlossen sey, im Fall ich auf gütlichem Wege in die mir vorgeschlagene Ehescheidung mich nicht fügen wolle; die Pein der beschimpfenden Verhöre, denen ich dann mich aussetzen würde, die

schamlosen Fragen, die man an mich richten, und die ich vor Zeugen würde pünktlich beantworten müssen, die erniedrigende Confrontation mit meinen, gegen mich zeugenden Domestiken, die alle bereit wären, ihre Aussagen durch einen Eid zu bekräftigen. „Der Prozeß kann Jahre lang währen, und wird dennoch zu keinem andern Resultat als zur Scheidung führen," setzte sie hinzu, „geben Sie nur darauf ein, Sie werden dadurch berühmt, Ihr Name und Ihre Geschichte werden in allen Zeitungen prangen."

„Adelheim", rief ich wie ausser mir, „Adelheim wird mich schützen, mich vertheidigen!"

„Adelheim, Ihr Mitschuldiger? ein herrlicher Vertheidiger!" erwiederte sie höhnisch lachend. „Wie sich es nun gefunden, war er in Folge eines geheimen Auftrages seines Königs hier, und wurde, gerade am Tage nach jener abscheulichen Scene, durch einen Befehl, dem auszuweichen nicht in seiner Macht stand, zu diesem zurück berufen. Aber ich zweifle nicht daran, daß er augenblicklich kommt, sobald Sie ihn zu Ihrem Beistande auffordern, denn er ist und bleibt ein Mann von Ehre, unerachtet jenes unbegreiflichen Sichvergessens an Ihrer Seite,

es war ein Fehltritt, den man Männern nicht besonders hoch anzurechnen pflegt. Thun Sie es, rufen Sie ihn hieher, und zwingen Sie dadurch meinen Vetter, den würdigen Klarenbach, Ihren Wohlthäter, welcher einst dem bittersten Elende Sie entriß, zwingen Sie ihn in seinem weit vorgerückten Alter, mit einem jugendlich-kräftigen Manne, der allgemein für einen trefflichen Fechter bekannt ist, sich um Ihretwillen zu schlagen. Sie setzen dadurch allen Ihren Thaten die Krone auf, es ist der nächste und sicherste Weg, Wittwe zu werden. Sie sind dergleichen ja gewohnt, das bezeugen die frühen Gräber Ihrer Eltern."

Es war zu entsetzlich, zu furchtbar, fort, fort mit Erinnerungen, die noch jetzt zum Wahnsinn mich führen könnten.

* * *

In sanfterem Tone ward, als ich wieder zu mir selbst kam, mir vorgestellt, wie ich dennoch verloren sey, selbst wenn es mir gelingen sollte, die wichtigsten Punkte der gegen mich gerichteten Anklage zu beseitigen; wie Klarenbach sich nie mit mir versöhnen, nie in nur leidlich anständigem Verhältniß zu mir leben könne; wie ich hier,

einmal gebrandmarkt vor der Welt, von Allen gemieden, in Schmach und Verachtung ein elendes Daseyn hinschleppen müsse, und Sidonia mir dennoch verloren sey, indem ihr Vater einer so mit Schande belasteten Mutter nie erlauben werde, sie ferner in ihrer Nähe zu behalten.

Zerstört, zermalmt an Körper und Gemüth, starrte ich, in Dumpfheit und Betäubung verloren, vor mir hin.

Ich habe unterschrieben, was man gewollt.

* * *

Als ich hier bei meiner Schwester angelangt war, bot Adelheim schriftlich mir seine Hand; er gelobte, durch alles, was innige Freundschaft, herzliche Theilnahme nur vermöchten, mir möglichsten Ersatz für das zu gewähren, was ich durch ihn und für ihn gelitten. Ohne Ueberwindung, ohne Schmerz, wies ich das edle Anerbieten des großherzigen Freundes von mir ab, zu welchem nur das innigste Mitleid mit mir ihn bewogen haben konnte. Als ich meinem guten Namen, als ich meinem Kinde entsagte, wurde mein Leben abgeschlossen; von jenem Augenblicke an gehöre ich zu den Todten. Sollte ich Vampyrenartig, an dem

hoffnungsreichen, segenverbreitenden Leben des edelsten Mannes zehren, meines Freundes, meines Wohlthäters Ehre durch meine unheilbringende Nähe vergiften? an jedem seiner Schritte auf der Bahn, die er so ehrenvoll wandelt, mich lähmend anhängen wollen?

Ich habe für diese Welt von ihm Abschied genommen, ihm meinen unwiderruflichen Entschluß gemeldet, nie ihn wieder zu sehen, sogar jedem schriftlichen Umgang mit ihm zu entsagen, und er hat die Gründe gebilligt, die mich dazu bewogen, wenn gleich mit großer Ueberwindung seiner selbst. Mein bestes mich überlebendes Ich, das einzige Wesen, für das ich noch Schmerz, Furcht und Hoffnung empfinden kann, meine Sidonia habe ich dagegen an sein edles Herz gelegt; ich habe ihn beschworen, ihr helfend zur Seite zu bleiben, wenn sie einst des Schutzes und Rathes bedürfend, nicht minder verlassen als ihre Mutter einst war, in der Welt dasteht, wenn sie einst von dieser mißhandelt wird, wie ich es wurde. Der Schutz, die Leitung des treu erprobten Freundes ist das einzige, aber auch das edelste Erbtheil, das ich meiner Tochter hinterlassen kann.

Ehe ich von dieser Welt scheide, will ich Sidonien, wenn sie einst erwachsen . . . .

* * *

Dieses letzte Blatt war unvollendet geblieben, der Eindruck, den die Lesung aller dieser Papiere auf Sidonien machte, läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Inniges Mitleid mit dem herben Geschicke ihrer schuldlosen unglücklichen Mutter, bittere Reue, daß sie ihrer so vergessen konnte, der Mutter, die bis zum letzten Athemzuge mit liebender Sorge der Tochter gedacht hatte, unaussprechlicher, an Haß und Verachtung grenzender Widerwille gegen diejenigen, welche die beklagenswerthe Frau, die ihr jetzt in der Glorie der Heiligen erschien, dem Untergange einst muthwillig zugetrieben hatten, bewegten stürmisch Sidoniens Herz, das sonst immer so ruhig geschlagen.

„Und in der Mitte dieser Elenden soll ich leben!“ rief sie, von Schmerz und Unmuth hingerissen, beinahe laut; „unter dem Dache einer eiteln eigensüchtigen Thörin, in hülfloser Abhängigkeit von ihr, die einst meinen alten schwachen Vater listig zu umstricken gewußt hat, und jetzt, sogar in meinem Beiseyn, es wagt, das Andenken meiner ent-

ſchlafenen Mutter zu läſtern! Die kleinlichen Anſtandsregeln, die nichtswürdigen Rückſichten, die jämmerlichen Anſichten einer Geſellſchaft ſollen das Geſetzbuch meines Lebens werden, einer Geſellſchaft, die einſt meine Mutter ausſtieß, die unſchuldige Heilige in den Staub trat, die tauſendmal beſſer war als ſie Alle! Täglich ſoll ich die nämlichen Leute ſehen, mich vor ihnen beugen, ihre Albernheiten verehren, deren neidiſche Tücke und niedrige Verläumdungsſucht meine Mutter zu Grunde richtete, und ſie dem frühen Grabe zutrieb!“

Wieder und wieder las Sidonia die von ihrer Tante ihr zugeſandten Papiere durch, mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit, bis der Inhalt derſelben ihrem Gemüth ſich tief und unauslöſchlich eingeprägt hatte. Je länger ſie darüber nachdachte, je grenzenloſer ward ihre Verachtung einer Welt, in der, ihrer jetzigen Anſicht nach, nur Schein und kleinliche Rückſichten gelten, und jedes rein menſchliche Gefühl erſticken muß; in der nur dem Anſtande gehuldiget und jeder Verſtoß gegen denſelben auf das ſtrengſte beſtraft wird; in der die Unſchuld ſelbſt, wenn ſie in ihrer Unwiſſenheit die ſcharfgezogene Linie der Convenienz verletzt, ſchonungslos

zu Boden getreten wird, während man dem Laster Kronen windet, sobald es nur die Kunst versteht, sich im Aeußern tadellos zu zeigen.

Sidonia war noch sehr jung, sehr unerfahren, und ihr, zum erstenmal recht lebhaft angeregtes Gefühl für Recht und Unrecht ließ sie nicht bemerken, wie sie jetzt, selbst absprechend und ungerecht, ein voreiliges Urtheil über Dinge fälle, die sie unmöglich von ihrem noch niedrigen Standpunkte aus genau genug überblicken konnte, um eine sichere, nicht trügende Ansicht derselben zu gewinnen. Doch der Eindruck dieser einsamen Stunde verlöschte nie völlig aus ihrem Gemüthe, und sein Einfluß verbreitete sich über ihr ganzes künftiges Leben.

Sobald der erste Sturm in ihrem Gemüthe sich einigermaßen gelegt hatte, nahm Sidonia auch den Brief ihrer Tante wieder zur Hand. Je aufmerksamer sie diesen las, je tröstlicher fühlte sie sich durch ihn angesprochen. Die Jugend findet nicht nur das eigene Geschick immer ganz absonderlich, sie hegt auch gern den Glauben, daß noch etwas Wunderbares, an die Geisterwelt Grenzendes damit im Zusammenhang stehe, und so war

denn auch Sidonia sehr geneigt, eine Art von Wunder darin zu sehen, daß dieser Brief, der neue Aussichten ihr bot, gerade in der nemlichen Stunde ihr überbracht werden mußte, in welcher die Ankunft ihres Bruders, auf den sich bis jetzt alle ihre früheren Hoffnungen gegründet hatten, sie so schmerzlich enttäuschte. Sie fühlte jetzt zu ihrem großen Troste, daß sie bei weitem nicht so verlassen, so fern von jeder liebenden Theilnahme in der Welt dastehe, als sie es wohl früher gewähnt; die Schwester ihrer Mutter bot in jeder Noth ihr einen sichern Zufluchtsort an, und Adelheim! der treue edle Freund der Verklärten, den diese selbst zu ihrem Beschützer ihr erkohren hatte! bei ihm verweilten ihre Gedanken am längsten. Sie hätte eine Welt darum geben mögen, gleich in diesem Augenblick zu ihm ihre Zuflucht nehmen, sein schützendes Wohlwollen, seinen leitenden Rath gerade jetzt in Anspruch nehmen zu können, wo sie nichts sehnlicher wünschte, als den drückenden Verhältnissen im Hause der Stiefmutter sich zu entziehen. Doch bei weiterem Nachdenken fühlte sie auch das Nichtige jeder auf ihn gestellten Hoffnung. Seit dem, ihm gewiß nicht unbekannt gebliebenen,

Tode ihrer Mutter, war eine lange Reihe von Jahren vergangen, in der Graf Adelheim nie die kleinſte Theilnahme an ihrem Geſchicke geäußert, auch der Brief ihrer Tante erwähnte ſeiner nicht. Wo ſollte die arme Sidonia ihn ſuchen? wo ihn zu finden hoffen? wahrſcheinlich gehörte er nicht mehr zu den Lebenden; denn ein Mann wie er, hätte ſonſt das heiligſte Vermächtniß ſeiner entſchlafenen Freundin nicht ſo lange aus den Augen verloren.

Schon dämmerte der Abend; unter dem Vorwande, ſich unwohl zu fühlen, war Sidonia heute nicht bei Tiſche erſchienen, und ſaß noch in tiefem Nachſinnen verſunken, als Theodor zu ihr hereintat.

„Ich komme, liebe Schweſter, um mit deiner Erlaubniß ein Stündchen mit dir zu verplaudern,“ ſprach er mit einer Art freundlichem Weſen, das Sidonien unangenehm auffiel. „Wir müſſen doch Bekanntſchaft mit einander machen,“ ſetzte er hinzu; „Frau von Klarenbach hat eben ihre Toilette für die heutige Soirée bei der Frau von Rothenſtein angefangen; da habe ich denn wenigſtens noch anderthalb Stunden vor mir, und die denke ich bei dir recht angenehm zuzubringen.“

„Du willst heute Abend unsere Stiefmutter begleiten, und zur Frau von Rothenstein?“ fragte Sidonia mit schmerzlichem Erstaunen.

„Ei gewiß,“ war die Antwort; „die Rothensteins sind durch die verstorbene Generalin Blomberg uns nahe verwandt; man muß Niemanden negligiren, man weiß nicht, wo man die Leute einmal brauchen kann. Es wird mir überdem morgen bei meiner Visitenronde ganz angenehm seyn, einen Theil der Societät schon persönlich zu kennen. Du, liebe Schwester, wirst übrigens wohl daran thun, wenn du deiner Migraine, mit der es wohl nicht sehr ernstlich gemeint war, für heute den Abschied gibst, um dich ankleiden zu lassen. Es ist nicht ganz schicklich, daß du gerade an dem Tage aus der Gesellschaft wegbleibst, an welchem ich zum erstenmal in ihr erscheine. Gestehe es nur, Kleine, du hast eigentlich nur aus einer Art von dépit das Mittagsessen verschmäht, du boudirst deinen Bruder, weil er heute früh der Stiefmama ein wenig schön that, mit der du eben eine etwas lebhafte Scene gehabt hattest. Trotzköpfchen, du! Dergleichen kleine Niaiserien stehen einem hübschen Mädchen zwar recht allerliebst, aber sie müssen zur

rechten Zeit, und am rechten Orte angebracht werden, vor allem hüte dich vor Uebertreibung.“

„Theodor, ich verstehe gar nicht, was du meinst,“ erwiederte Sidonia mit kaum zu unterdrückendem Unmuth im Herzen.

„Komm, sey ein gutes Kind, und erlaube mir, deine Jungfer zum Ankleiden zu rufen,“ sprach Theodor lachend; „mir machst du nichts weiß. Uebrigens hoffe ich, du sollst bald von selbst einsehen, daß wir es durchaus mit unserer Stiefmutter nicht verderben dürfen; unser guter Vater hat unsern Vortheil, besonders den deinen, gar zu sehr in ihre Hände gegeben. Doch laß mich nur machen, ich will sie schon gewinnen. Kleide dich nur ruhig an, während ich hinunter gehe, sie deinetwegen zu besänftigen.“

„Ich kann jene verhaßten Leute heute nicht sehen, es ist der Sterbetag unserer Mutter!“ rief Sidonia, in Thränen ausbrechend.

„Heute wäre? — doch ja, wir schreiben den Neunzehnten,“ erwiederte Theodor nach kurzem Besinnen; „aber wie kömmst du dazu, den Tag so bestimmt zu wissen? Um so mehr ist es nöthig, daß du heute in der Gesellschaft erscheinst, denn

die Klugheit gebietet uns alles zu vermeiden, was alte, längst vergessene Ereignisse, den Leuten wieder in das Gedächtniß zurückrufen könnte. Die Mutter ist zwar schon vor vielen Jahren gestorben, und obendrein fern von hier; ich glaube kaum, daß irgend jemand noch weiß, wann sie eigentlich starb, aber es wäre doch möglich. Was sollen überhaupt solche alljährlich sich widerholende Erinnerungen? Ein jeder Tag hat seine Leiden, ein jeder Tag hat seine Lust; sagt, ich weiß nicht mehr welcher Dichter."

„Du bist doch mein Bruder, du bist doch der Sohn unserer grausam hingeopferten Mutter, fühlst du denn nicht, wie unmöglich es mir seyn muß, gerade heute zu der Nichte ihrer grausamsten Verfolgerin zu gehen?" erwiederte Sidonia sehr lebhaft.

„Ma chère, ich bitte dich recht ernstlich, unserer Mutter hier nie zu erwähnen," erwiederte Theodor, „ihr kann das Erneuern ihres Andenkens nichts mehr helfen, und uns, besonders dir, bringt es Nachtheil. Ich will herzlich gern zugeben, daß ihr damals zu viel geschehen sey, wir Beide können nicht darüber urtheilen, du warst ein unmündiges Kind, und ich war auch noch sehr jung. Das

alles aber ist vorbei und nicht mehr zu ändern, darum dürfen wir uns weder darüber grämen noch ereifern. Wer in aller Welt hat dir solche Marotten in den Kopf setzen können?“

Sidonia schwieg. „Kennst du die Schwester unserer Mutter?“ fragte sie nach einer kleinen Weile.

„Die Frau von Bornefeld? Wie kömmst du denn jetzt auf die? Du thust sonderbare Fragen,“ erwiederte Theoder, und sah Sidonien forschend an. „Gesehen habe ich sie nie, aber wohl gehört, daß sie eine gute brave Frau seyn soll, der Niemand etwaß Uebles nachsagt, vermuthlich weil Niemand von ihr etwas weis. Sie lebt mit ihrer Familie in ziemlich beengten Umständen irgendwo in Schwaben. Die Verwandtschaft, gute Sidonia, wird uns nicht sonderlich viel in der Welt helfen, mit der brauchen wir eben nicht groß zu thun, es sind ehrliche, aber obscure Leute, ohne allen Einfluß.“

„Und Graf Adelheim, kennst du den Grafen Adelheim, weist du, wo er sich aufhält?“ fragte Sidonia weiter.

„St! St! um Gotteswillen, den Namen vollends darfst du nie nennen!“ rief Theodor ängstlich.

„Sidonia, was für wunderliche Ideen beschäftigen dich! Ich weiß nicht, was ich von dir denken soll, und muß gestehen, daß ich dich für viel vernünftiger gehalten hätte. Ich bitte dich, gib deinen sonderbaren Grillen den Abschied, und vor allen Dingen laß ja keine lebende Seele merken, daß jener Name dir auch nur von Ferne bekannt sey. Sprechen wir lieber von andern Dingen. Ich habe heute bei Tische eine interessante Bekanntschaft gemacht, die eines gewissen Herrn von Binsenburg. Wie? du wirst roth? cela suffit, ich sehe du hast mich verstanden, morgen sprechen wir weiter über diesen Punkt. Und nun rufe deine Jungfer, es ist die höchste Zeit zum Ankleiden."

„Ich kleide mich nicht an, ich gehe nicht zur Frau von Rothenstein, und will von dem jämmerlichen Binsenburg nichts hören noch wissen, am liebsten ihn gar nicht wiedersehen," erwiederte Sidonia mit unverhehltem Unmuth.

„So jung noch und schon so dezidirt!" rief Theodor lachend; „aber der Trotz steht dir gut, und mag wohl dazu beitragen, den jungen Leuten die Köpfe zu verrücken, die nicht, wie ich, die Ehre haben, dein Bruder zu seyn; aber ich warne

dich nochmals, hüte dich vor dem Uebertreiben. Ich sehe indessen, daß heute mit dir kleinen Eigensinn nichts anzufangen ist, wir wollen es auf gelegenere Zeit verschieben; solch ein Mädchenköpfchen werden zwei Diplomatiker doch wohl noch zur Vernunft zu bringen wissen!" setzte er hinzu, indem er Abschied nahm, weil es die höchste Zeit sey, an seine eigene Toilette zu denken.

Gleich am andern Morgen war es Theodors angelegentliches Geschäft, Sidonien wieder in ihrem Zimmer aufzusuchen, um dem Herrn von Binsenburg bei ihr das Wort zu reden. Er stellte ihr alle Vortheile einer Verbindung mit ihm, auf das deutlichste und im glänzendsten Lichte vor; suchte auf das bündigste ihr zu beweisen, wie ein Mädchen in ihrer Lage die unverzeihlichste Thorheit begehen würde, wenn sie die Hand eines Mannes ausschlüge, der im Begriffe stehe die glänzendste Carriere zu machen; und daß es die heiligste Pflicht ihrer nächsten Verwandten sey, sie auf jede Weise davon abzuhalten. Er bat sie, den mächtigen Einfluß zu bedenken, den die Verbindung mit dem künftigen Gesandten auf das fernere Fortkommen ihres eigenen Bruders haben könne, und machte

es ihr zur Gewissenssache, solche bedeutende Vortheile nicht aus Eigensinn von sich zu weisen, und dadurch das Glück ihres einzigen nahen Verwandten muthwillig zu stören, dem sie Liebe und Rücksichten jeder Art schuldig sey. Doch alles, was er sagen mochte, machte nicht den mindesten Eindruck auf sie, Sidonia blieb fest bei dem Entschlusse, Binsenburgs Hand auszuschlagen, sobald er es wagen würde sie ihr anzubieten, und sprach dieses unumwunden aus, so oft Theodors unermüdliche Suade sie nur zum Worte kommen ließ.

* * *

Wochen, Monate vergingen, und Sidonia empfand immer schmerzlicher, wie sehr sie sich in dem Bilde getäuscht, das ihre Phantasie ihr von ihrem Bruder vorgespiegelt habe, und wie wenig sie durch seine Ankunft an Glück und Zufriedenheit gewonnen.

Er wohnte jetzt im Hause ihrer Stiefmutter, deren erklärter Liebling er geworden war, und die sich jetzt täglich in der heitersten Laune zeigte. Die unveränderliche Aufmerksamkeit des eleganten jungen Mannes, den sie mit graziöser Sentimentalität ihren Sohn nannte, schmeichelte ihrer Eitelkeit;

sie war thörig genug, es mit einer gewissen Selbstgefälligkeit anzuhören, wenn ihre Freundin Elise ihn Don Carlos nannte, und im vertrauten Gespräche mit ihr, auf die hoffnungslose Liebe des bedauernswerthen jungen Mannes, sich Anspielungen erlaubte. Auch trug Theodor's Versprechen, die Verbindung Binsenburgs mit Sidonien gewiß herbeizuführen, nicht wenig dazu bei, Frau von Klarenbach bei gutem Humor zu erhalten, und alle heftigen Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit zu verhindern. Sidoniens Leben gewann dadurch unstreitig an Ruhe: obgleich ihres Bruders tägliche Ermahnungen, sich mit guter Art zu einem Schritte zu entschließen, den sie einst doch werde thun müssen, sie oft zornig machten, oder doch wenigstens langweilten.

Uebrigens hatte sich Theodor zu einem unentbehrlichen Mitgliede der Societät aufgeschwungen, ohne jedoch eigentlich eine brillante Rolle in derselben zu spielen; es war sogar eine seiner Lebensregeln, daß man, um in der Welt fortzukommen, sich vor allen Dingen davor hüten müsse, sich ihr in einem auffallend glänzenden Lichte zu zeigen, weil man sich damit nur Feinde mache. Glatt

wie ein Aal ſchlüpfte er durch alle Verhältniſſe ſchmiegſam hindurch, ſchien Jedermanns Meinung zu ſeyn, weil er die Seine nie deutlich aus-ſprach, war voll von Rückſichten gegen alle Welt, ohne je irgend Jemanden zu vernachläſſigen, ſelbſt den ſcheinbar unbedeutendſten nicht. Niemand wußte die ſogenannten Jeux d'Esprits beſſer zu leiten und anzugeben wie er, an Kartenkünſten, Charaden, Räthſeln und Calembourgs war er unerſchöpflich, und machte ſich dadurch bei dem jüngeren Theile der Societät ungemein beliebt. Auf dem Balle tanzte er mit allen Damen, die man ſpottend die Tappiſſerie nannte, weil ſie gewöhnlich unaufgefordert und trübſelig längs den Wänden ſitzen blieben; der Spieltiſch aber war das eigentliche Feld, wo er am brauchbarſten ſich bewies. Er ſpielte jede Art von Kartenſpiel, hoch oder niedrig, wie man es wollte, mit alten Damen oder mit Männern, die am Spieltiſch Eigennutz und Habſucht unter dem Anſchein des Vergnügens verkleiden, und blieb dabei ſtets guter Laune, er mochte gewinnen oder verlieren.

Sich das Vertrauen des ziemlich bornirten Herrn von Binſenburg zu erwerben, war ihm ein

Leichtes, auch wußte er von diesem sehr bald das Geständniß seiner unbezwinglichen Liebe zu der schönen Sidonia herauszubringen, und verhalf ihm mit großer Gewandtheit zu der tröstenden Ueberzeugung, daß Sidoniens anscheinender Widerwille gegen ihn, nichts anderes als die bloße Sprödigkeit eines eben aus der Pension gekommenen Mädchens sey, die man bei einem so jungen Geschöpfe ganz natürlich finden müsse. Er suchte auf alle Weise seinen neuen Freund bei gutem Muthe zu erhalten, und durch Erzählungen von seiner Schwester, dessen Leidenschaft immer höher zu entflammen; warnte ihn aber auch zugleich, nicht zu dreist in Sidonien zu dringen, um sie nicht vollends zu verschüchtern. Im Herzen hoffte Theodor, daß irgend ein Zufall eintreten werde, der, glücklich und mit Geschicklichkeit benützt, Sidonien zum gewünschten Ziel führen solle; deßhalb suchte er vor Allem eine deutliche Erklärung, von Binsenburgs Seite, für's Erste noch abzuwenden, und eilte augenblicklich herbei, wenn er diesen Sidonien sich nähern sah, um nicht zwischen Beiden es zum Aussprechen ihrer gegenseitigen, einander so entgegengesetzten Gesinnungen und Gefühle kommen zu lassen. Sidonia

aber wünſchte zuweilen in ihrem Unmuth doch endlich eine Gelegenheit zu finden, um durch ein klar und beſtimmt ausgeſprochenes „Nein“ ſich für immer der täglich dreiſter werdenden Zudringlichkeit ihres widerwärtigen Anbeters zu entziehen, aber ihr mädchenhaftes Gefühl hielt ſie ab, zu antworten, ehe die große Frage ausgeſprochen worden ſey.

Nicht ohne vorher wohlüberlegtes Zuthun der Frau von Klarenbach und ihres treuen Bundesgenoſſen, war die nahe bevorſtehende Vermählung des Herrn von Binſenburg und Sidoniens indeſſen das öffentliche Geheimniß geworden, das Jeder ſeinem Nachbar, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, heimlich zuflüſterte, und Sidonia wurde überall, wo ſie ſich blicken ließ, mit verſteckt ſeyn ſollenden Anſpielungen und ſchalkhaft-witzigen Einfällen beläſtigt, die ſie zuweilen nicht zu hören ſchien, oft aber auch, mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Geiſtesgegenwart, bald ins Lächerliche zog, bald ernſtlich von ſich abwies. Das half ihr aber nur wenig, man glaubte doch was man glauben wollte, denn Binſenburg benahm bei ähnlichen Veranlaſſungen ſich ganz anders als ſie. Stumm und ver-

legen ſich verbeugend, nahm er eine ſo vielſagende geheimnißvolle Miene an, als er nur hervorzubringen vermochte, und ſah lächelnd nach dem ihm ſtets nahe bleibenden Theodor ſich um, der dann auch nie ermangelte, dieſes Lächeln mit ſchlauen bedeutenden Blicken zu erwiedern, und gleich darauf, auffallend gefliſſentlich, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Sidonien war alles dieſes höchſt unangenehm, ſie war indeſſen zu jung, zu geſund, zu lebensfroh, um ſich wirklich dadurch niederſchlagen zu laſſen. Alle Freuden des Karnevals waren eben in vollem Gange, und bildeten eine nur ſelten unterbrochene Reihe von Feſten, die alle für Sidonien den unbeſchreiblich mächtigen Reiz der Neuheit hatten. Sie tanzte gern, denn ſie tanzte ſchön; ſie ſah ſich ausgezeichnet und vorgezogen, ſobald ſie ſich nur blicken ließ, und ohne eben eitel oder gefallſüchtig zu ſeyn, war es doch unmöglich, daß ihr dieſes hätte ganz gleichgültig bleiben ſollen.

Sie reden was ſie wollen, was kümmert's mich! dachte ſie, am Ende können weder Stiefmutter noch Bruder mich zwingen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht heirathen will; das

Lächerliche alles dieſes Treibens, muß endlich auf ſie und den albernen Binſenburg zurückfallen, und ich wäre wohl thörig, wenn ich vor der Zeit mich darüber grämen wollte.

Herr von Binſenburg nahm indeſſen die Sache weit ernſtlicher, und fing an ſeinem Vertrauten durch Ungeduld recht läſtig zu werden, obgleich dieſer ſich eingeſtehen mußte, daß jener im Grunde wohl dazu befugt ſey. Das in dieſem Jahre ungewöhnlich lange währende Karneval neigte ſich zum Ende, das Frühjahr nahte mit ſtarken Schritten, die erſten Tage des Maimonats waren zu Binſenburgs Abreiſe unwiderruflich beſtimmt, und immer noch zeigte ſich dieſem keine Ausſicht einer Entſcheidung ſeiner heißeſten Wünſche, immer noch war kein Schritt gethan, der eine ſolche herbeiführen konnte. Theodor beſchwichtigte den laut Klagenden ſo gut er es nur vermochte, beſchwor ihn, nur jetzt ſich zu keiner Uebereilung hinreißen zu laſſen, die alles verderben könne, und verſprach, recht ernſtlich darüber nachzudenken, wie die unumgänglich nöthige Erklärung am beſten und ſicherſten einzuleiten, und alles bald und ſchnell dem gewünſchten Ende zuzuführen ſey. Er hielt redlich

Wort, denn ihm selbst war unendlich viel daran gelegen, den vielvermögenden reichen und vornehmen Binsenburg, recht bald als seinen Schwager zu begrüßen.

Ein ziemlich seltsamer Plan, wie dieses erwünschte Ereigniß am sichersten herbeizuführen sey, bot nach kurzem Nachdenken gleichsam wie von selbst sich ihm dar. Zwar erschrack er anfangs vor seinem eigenen Gedanken, denn er war durchaus weder böse noch ehrlos; doch das Bewußtseyn, daß er eigentlich das Glück seiner Schwester, und nur nebenher auch das eigene beabsichtige, half ihm über manches hinweg, was ihm anfangs bei diesem Unternehmen zu gewagt erschienen war. Er wußte überdem recht gut, wie leicht es sey, den armen schwachherzigen Binsenburg zu verschüchtern, und daß Sidonia durch ihre große Geistesüberlegenheit im Stande sey, ihm genugsam zu imponiren, um ihn in gebührenden Schranken zu halten; und dieses beseitigte alle noch übrigen Bedenklichkeiten.

„Was ist es denn weiter, was ich im Sinne führe, als ein lustiger Karnevalstreich!“ rief er, von der Ottomanne aufspringend, auf der er volle

zwei Stunden lang über seinen Plänen gebrütet; „Fräulein Eigensinn mag es sich selbst verdanken, wenn sie darüber in einige Verlegenheit gerathen sollte, warum will sie sich nicht auf gebahnteren Wegen leiten lassen?“

* * *

Wochenlang war schon von einem großen brillanten Maskenballe gesprochen worden, welcher die diesjährigen Karnevalsfreuden beschließen sollte, und Niemand hatte sich herzlicher darauf gefreut, als Sidonia, weil sie diese Art von Vergnügen nur aus Beschreibungen kannte, und sich deßhalb eine, an das Feenhafte grenzende Vorstellung davon machte. Die Einrichtung der öffentlichen Redouten war in dieser Stadt, wie jetzt fast überall, von einer Art, daß keine Dame aus den gebildeteren Ständen anders, als höchstens einmal aus Neugierde und im strengsten Incognito sie besuchen mochte, doch dieser Ball sollte anderer Art seyn. Mehrere Herren, auf deren Geschmack man sich verlassen konnte, hatten die Einrichtung des Ganzen übernommen; die Einlaßbillette dazu wurden mit Auswahl und Umsicht vertheilt, nur elegant gekleidete Masken sollten zugelassen werden, auch

hatten in den vornehmern Kreiſen ſich mehrere Quadrillen gebildet, die in der Auswahl ihrer eleganten und prächtigen Koſtüme, mit einander zu wetteifern gedachten. Alles war voll froher Erwartung, als der feſtliche Tag endlich heran kam.

Sidonia hatte einige Mühe gehabt, ſich dem Zureden ihres Bruders zu entziehen, der durchaus wollte, daß ſie in einer Quadrille von Türken, als Binſenburgs Sultanin auftreten ſollte. Sie erſtaunte über Frau von Klarenbachs noch nie ſo erprobte Gefälligkeit, die aus freien Stücken ſich erbot, eine früher gefaßte Idee aufzugeben, und an ihrer Stelle einzutreten; während ſie ihr zugleich die Erlaubniß ertheilte, ſich mehreren ihrer jungen Bekanntinnen anzuſchließen, die ganz unter ſich ein Chor von Zephyretten darſtellen wollten. Sidoniens junges Herz pochte faſt hörbar vor Freude, als ſie in der anmuthigen leichten Tracht ſich im Spiegel ſah. Mit den goldſchimmernden Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und dem vollen Blumenkranz im reich gelockten Haar, ſah ſie wirklich einem ätheriſchen Weſen ähnlicher, als einem ſterblichen Mädchen: auch hüpfte ſie, mit

wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit wie ein solches in den Wagen, in welchem ihre jugendlichen Begleiterinnen, in nicht minder fröhlicher Stimmung, sie abzuholen kamen. Doch unterwegs schon ward ihr bänglich um's Herz; nur langsam, und endlich nur Schritt vor Schritt konnte der Kutscher, durch das in den Straßen versammelte Volk, sich mühsam durchwinden, welches mit Laternen und Fakkeln in den Wagen hineinleuchtete, um die Masken zu sehen, und mit rohem Gelächter und überlauten Ausbrüchen wilder Freude sie begrüßte. Vor dem Ballhause selbst entsank Sidonien vollends der Muth; im Scheine der Pechpfannen und Windlichter, die vor demselben angebracht waren, stand es da, wie von einer Feuersbrunst beleuchtet! der in dicken Wolken aufsteigende röthliche Dampf jener Erleuchtung, das tumultuarische Toben des hier noch zahlreicher als in den Straßen versammelten Pöbels, das Geschrei der Wache, die mit vorgehaltenem Gewehr denselben zurückdrängte, um den Masken den Eingang zu bahnen, alles dieses zusammen, gab ihr ein Bild wilder Unordnung, das sie mit bangem Grauen erfüllte; und wären ihre Flügel wirklich das gewesen, was sie zu seyn schie-

nen, so hätte Sidonia wahrscheinlich nie den Ballsaal gesehen, sondern in die Lüfte sich geschwungen, um ihrer sichern ruhigen Wohnung wieder zuzueilen.

Zu ihrem Troste ward sie beim Aussteigen von einigen Verwandten ihrer Begleiterinnen empfangen, welche Dominos über ihre glänzendere Maskentracht geworfen hatten, um die lieblichen Zephyretten bis an die Thüre des Saales sicher zu geleiten. Sie mußten ziemlich lange in einem nur schwach erleuchteten Nebenzimmer den Augenblick erwarten, in welchem sie mit den phantastischen Windungen eines vom Balletmeister eigens für sie erfundenen Tanzes, den sie schon viele Tage lang vorher mit einander eingeübt hatten, in den Saal eintreten konnten.

Mehrere Masken gingen hier aus und ein, standen, die liebliche Gruppe anstarrend, vor ihnen still, und betrachteten sie näher, auf eine Art, die an jedem andern Orte unverschämt genannt worden wäre, und die Sidonien unter ihrer Larve das Blut in die Wangen trieb.

Dickbäuchige Zwerge, mit unförmlich großen Köpfen und unendlich langen Ohren und Nasen,

krächzten unverständliche Töne ihr zu, weiße Fledermäuse schwirrten und pfiffen um sie her; in einer Ecke hielt ein riesenlanger Donquixotte auf seiner Rosinante, neben ihm die Windmühle und der ehrliche Sancho auf seinem Grauen, und schienen ebenfalls die Zeit ihres Einzuges in den Saal zu erwarten. Sidonien ward es immer bänglicher um's Herz, mitten in dem bunten Wirrwarr überkam sie ein wunderbares Gefühl von Traurigkeit, das jede Ahnung der erwarteten Freuden verscheuchte. Beim Anblick der fratzenhaften Gestalten, die in der Dämmerung leise wie Träume an ihr vorüber schweiften, ward ihr immer unheimlicher zu Muthe. Der Ton einer rein menschlichen Stimme, der Anblick eines menschlichen Gesichts, und wäre es auch das des verhaßten Binsenburg gewesen, würde ihr in diesem Augenblick zum wahren Trost geworden seyn, aber sie hörte mit innerem Grauen nur schnarrendes, an das Thierische grenzendes Gekrächze, erblickte nur widrige Larven, mit starren unbeweglichen Mienen, und immer grauenhafter ward ihr zu Muthe. Da sprang plötzlich die Thüre des Saales auf, ein blendender Lichstrom quoll ihr aus diesem entgegen, der sie

noch mehr betäubte, als sie es ohnehin schon war; alle Gegenstände schienen vor ihren Augen zu schwanken; „vorwärts, vorwärts, angefangen!“ rief der um die Ehre dieses Abends besorgte Balletmeister, den sie erst jetzt in seinem Tabarro erkannte, ihr ins Ohr, als sie in halber Bewußtlosigkeit an der Schwelle zögerte. Comtesse Lilt zog sie heftig mit sich fort, Sidonia folgte ihr mit unsicherem Schritt, und war nahe daran in den Saal hinein zu fallen; aber sie fühlte von einem sie leise unterstützenden Arm sich aufrecht gehalten, der gleich darauf sie wieder losließ, eine tiefe wohltönende Stimme flüsterte ihr zu: „Muth, Sidonia, kann diese Mummerei Sie erschrecken?“ Sie wollte sich nach dem unbekannten Helfer umsehen, dessen Stimme ihr bekannt schien, doch der eben beginnende Tanz zog sie fort, noch einmal, als sie der Thüre wieder näher kam, blickte sie nach derselben hin, konnte aber keiner ihr bekannten Gestalt dort gewahr werden; nur ein großer ansehnlicher Mann im weißen Domino, stand in derselben; der, als sie im Tanze an ihm vorüberschwebte, mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes sie begrüßte. Sollte der es gewesen seyn?

und wer ist er? fuhr ihr flüchtig durch den Sinn; aber der Tanz riß in seinen labirinthischen Windungen sie fort; alles, was sie früher beängstiget hatte, verschwand vor der siegenden Gewalt dieses ihres Lieblingsvergnügens; mit gewohnter Leichtigkeit und Anmuth bewegte sie sich durch die Reihen der lieblichen Zephiretten, die sie als ihre Königin umflatterten, bis das reizende Schauspiel beendet war, das sie den Zuschauern gaben, und nun Maskenzüge eintraten.

Don Quixotte hielt jetzt seinen Einzug, vor ihm her wandelte die Windmühle, die er besiegt; Theodor hatte diese durchaus nicht glänzende Rolle übernommen, um sich späterhin im Domino freier bewegen zu können, ohne in der Gesellschaft seine Aufmerksamkeit ausschließend einer einzelnen Dame widmen zu müssen. Hinter dem mannhaften Ritter zog Sancho Pansa auf seinem Esel einher, letzterer sowohl als des Ritters edleres Thier, waren das kunstreiche Werk des Theaterschneiders und ihre Reiter wußten sich damit so geschickt zu benehmen, daß sie wirklich eine Art lebendiger Täuschung hervorbrachten; eine lange Reihe von Rittern und Damen, Zauberern und Zwergen,

schloß dem ergötzlichen Zuge sich an, der, durch die Art, wie die Hauptpersonen desselben ihre Rollen spielten, die ganze Gesellschaft höchlich belustigte. Auch Eldonia erfreute sich daran, und lachte herzlich über das, was vor kaum einer Stunde ihr Furcht und Grauen eingeflößt hatte. Sie konnte jetzt selbst ihre damalige Stimmung kaum begreifen, und hatte an den, sie zuerst so unangenehm berührenden Anblick der Larven sich so gewöhnt, daß sie ohne alle Scheu in das dickste Gewühl der Masken sich hineinwagte, mit gewohnter geistreicher Lebendigkeit all den Zauberern, Wahrsagerinnen und übrigen phantastischen Gestalten Rede stand, die mit theils albernen, theils witzigen Scherzen sich an sie herandrängten, und endlich mit ganzer Seele ihrer gewohnten, durch das Seltsame der Umgebungen noch erhöhten Freude am Tanzen, sich überließ.

Es fiel ihr ein Paarmal auf, daß der weiße Domino sich immer in ihrer Nähe hielt, ohne jedoch den geringsten Versuch zu machen, sie anzureden; mehrere ihrer Bekannten, sogar ihr Bruder, bemerkten es ebenfalls, und fingen an, sie mit dem „großen Unbekannten," wie sie ihn nannten, zu

necken, der es darauf angelegt habe, sie den ganzen Abend nicht aus den Augen zu lassen. Sidonia lachte und tanzte fröhlich fort, ohne weiter darauf zu achten. Theodor suchte aber doch zu erforschen, wer der Unbekannte sey, konnte aber darüber keine Auskunft erhalten. Eine Einlaßkarte, die nur eines der vornehmsten Mitglieder der Gesellschaft ihm gegeben haben konnte, hatte ihm den Eintritt verschafft.

Müde vom Tanze und der im Saale herrschenden immer drückender werdenden Hitze, sehnte Sidonia sich endlich nach einem ruhigen Plätzchen, um einige Augenblicke ausruhen, und die beschwerliche Maske ein wenig lüften zu können. Eine nur angelehnte Seitenthüre, an der sie einigemal vorüber gekommen war, schien ihr, was sie wünschte, zu bieten, und sie benutzte daher den ersten Augenblick, wo sie sich unbemerkt glaubte, und schlüpfte aus dem Saal, indem sie die Thüre wieder hinter sich anzog. Sie sah sich in einem kleinen ziemlich dunklen Gange, ward aber einer zweiten Thüre ihr gegenüber gewahr, die sie furchtlos, wie Unschuld und Unerfahrenheit es immer sind, ebenfalls öffnete, und befand sich plötzlich in einem sehr ele-

ganten Kabinette. Eine einzige Lampe von Beinglas verbreitete eine höchst angenehme Dämmerung in demselben; nur wie aus weiter Ferne schallte die Musik aus dem Saale zu ihr herüber, um sie her war es so ruhig und kühl, wie sie es nur hätte wünschen können. Freudig überrascht warf Sidonia sich auf den Sopha, legte vor allen Dingen die beschwerliche Maske neben sich hin, und wollte eben anfangen, ihre etwas in Unordnung gerathenen Locken zu ordnen, als eine von ihr nicht bemerkte Tapetenthüre sich unhörbar in ihren Angeln drehte, und der weiße Domino plötzlich vor ihr stand.

Erschrocken sprang Sidonia auf. „Ruhig, Sidonia, ein alter Freund steht vor Ihnen," sprach der Unbekannte, indem er ebenfalls die Maske abnahm, und Sidonia war nahe daran, sich ihm in die Arme zu werfen, und ihm um den Hals zu fallen, so wie sie nur sein Gesicht erblickte; er aber trat um keinen Schritt ihr näher, sondern blieb an der Thüre stehen. „Ich komme nur, Sie zu bitten, dieses Kabinet augenblicklich zu verlassen, und zurück in den Saal zu gehen," flüsterte er eiligst, doch Sidonia achtete nicht darauf.

„Seethal!“ rief ſie, „guter lieber Herr von Seethal, ach ich bin außer mir vor Freude, endlich einmal einen alten Freund wieder zu ſehen! Wie geht es meiner lieben Madame Bonplants? Was macht Emilie und Sophie und Konſtanze und Caroline, was machen . . .“

„Ich komme nicht von Berlin,“ erwiederte Seethal lächelnd, „aber ich bitte Sie um Alles, gehen Sie zurück in den Saal. Sie dürfen keine Minute hier länger verweilen. Sie kennen die Welt noch nicht, liebes Kind; Sie wiſſen nicht, was an Orten, wie dieſer, die Schicklichkeit fordert, und welcher Gefahr ſie Ihren guten Ruf und vielleicht auch Ihre Perſon ausſetzen. Zurück, zurück in den Saal.“

„Nur ein Wort!“ bat Sidonia. „Werde ich morgen Sie ſehen?“

„Ich reiſe in dringenden Geſchäften,“ erwiederte Seethal ſehr eilig, „in zwei Stunden muß ich fort, ich hielt mich hier nur auf, um Sie auf dem Balle zu ſehen, und wäre unerkannt wieder fortgegangen, hätte ich nicht bemerkt, wie Sie in dieſes Kabinet gingen, und die Verpflichtungen gefühlt, Sie zu warnen. Leben Sie wohl, meine

liebe Sidonia, und nun gleich zurück in den Saal. Selbst mit mir darf man Sie hier nicht treffen. Verschweigen Sie, daß Sie mich gesehen. In einigen Wochen komme ich hier wieder durch, und hoffe dann Sie längere Zeit zu sprechen.“

Er wollte durch die Tapetenthüre wieder hinausschlüpfen, doch Sidonia hielt am Mantel ihn fest, weil ihr der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß er vielleicht der Einzige sey, der ihr eine längst gewünschte Auskunft geben könne.

„Nur eine einzige Frage beantworten Sie mir noch,“ bat Sie eiligst; „kennen Sie den Grafen Albert von Adelheim?“

Seethal stutzte. „Wie kommen Sie zu dieser Frage?“ erwiederte er sichtlich erschrocken.

Sidonia sah verwundert zu ihm auf. „Graf Albert von Adelheim,“ fing sie wieder an.

„Stille, stille um Gotteswillen,“ flüsterte Seethal ängstlich. „Nennen Sie diesen Namen nie, Sidonia, niemals hier, nie gegen eine lebende Seele. Verstehen Sie mich wohl, Sie nennen ihn niemals. Ich werde Ihnen schreiben, ich werde Alles Ihnen erklären, doch nun fort, fort, es ist die höchste Zeit.“

Er machte mit diesen Worten sich von ihr los, und verschwand wieder durch die Tapetenthüre. Sidonia, der plötzlich ganz ängstlich zu Muthe geworden war, eilte in den Saal zurück, ohne an ihre Maske zu denken, die sie noch in der Hand hielt. Doch zum Glück demaskirte sich in diesem Augenblick die ganze Gesellschaft, und Sidoniens Rückkehr zu ihr blieb im Getümmel unbemerkt.

Die Damen setzten sich zum Soupé, die Herren stellten sich hinter sie, um sie zu bedienen, und der Anblick der langen, mit Blumen und blitzenden Kristallen geschmückten Tafel, um welche die Völker der Erde aus allen Zonen und Zeiten, in ihren prächtigsten geschmackvollsten Trachten, sich versammelt zu haben schienen, war wirklich bezaubernd. Er versetzte Sidonien in eine Feenwelt, und entzückte sie um so mehr, da die starren lebe-losen Larven ihren Schönheitssinn nicht mehr beleidigten. Innige Freude stralte aus ihrem schönen Auge, indem es die langen Reihen durchlief, und bald auf dieser, bald auf jener Gestalt mit Wohlgefallen verweilte. Nach ihrem Freunde Seethal sah sie vergebens sich um, er ließ sich nirgend erblicken.

Der Ball erneuerte ſich nach dem Soupé, neue Masken ſtellten, zum Theil in ſehr barocker Geſtaltung, ſich ein; immer bunter und luſtiger wogte das fröhliche Treiben, und ward zuletzt ziemlich rauſchend, indem die vielen geiſtigen Getränke hin und wieder, ihre nicht immer erfreuliche Wirkung zu äußern anfingen. Schon nahte der Morgen, und es ſchien als ob ein Theil der Geſellſchaft entſchieden ſey, ſogar den Tag hier zu erwarten; aber die mehrſten und angeſehenſten Familien machten Anſtalt, ſich zurück zu ziehen, und da faſt Alle zugleich auf dieſen Gedanken gekommen zu ſeyn ſchienen, ſo ging es beim Aufbruch etwas tumultuariſch her.

Theodor, Binſenburg, und noch einige Herren, begleiteten Frau von Klarenbach und Sidonien in das Nebenzimmer, wo Anfangs ſich die Maskenzüge aufgeſtellt hatten, das Gedränge in demſelben war unerträglich; kaum daß die Damen zu ihren Mänteln gelangen konnten, welche dort ſie erwarteten. Frau von Klarenbach bezeigte dabei die zärtlichſte Sorgfalt für Sidonien, deren dieſe ſonſt nicht an ihr gewohnt war; ſie ſelbſt band die Schleife des Mantels ihr feſt, um ſie vor Er-

kältung zu bewahren, und zog die Kappe desselben ihr über den Kopf, die sie ihr unter dem Kinn mit einer großen Nadel befestigte, so daß Sidonia kaum vor sich hinsehen konnte. Geblendet, betäubt von dem Lärmen, ergriff Sidonia den ersten Arm, der sich ihr bot, fest überzeugt, es sey der ihres Bruders, und kam glücklich die Treppe hinab, obgleich das Gedränge auf dieser noch größer war, als oben im Zimmer, und sie von demselben mehr geschoben und getragen wurde, als daß sie im Stande gewesen wäre zu gehen. Doch unten vor dem Hause herrschte der größte Tumult. Der jetzt betrunkene Pöbel wogte noch immer vor demselben, und die Wache war kaum im Stande, ihn mit Schlägen und Kolbenstößen in leidlicher Ordnung zu erhalten. Zum Theil ebenfalls betrunkene Kutscher, hatten sich mit ihren Equipagen so in einander verfahren, daß sie sich kaum wieder aus einander finden konnten; Bedienten mit Fakeln liefen überall umher; viele Pferde scheuten sich vor den Funken, die jene verstreuten, bäumten sich und wurden wild. Das Rasseln der Räder, Peitschengeknalle, rohes Gelächter, Gekreische und wildes Geschrei, dazwischen das Rufen nach Bedien-

ten und Kutſchern, alles dieſes zuſammen gab ein Bild von ſo verwilderter Unordnung, daß Sidonia herzlich froh war, ſich endlich mit einem herzhaften Sprung, in den geöffneten Schlag eines eben vorfahrenden Wagens retten zu können. Ihr Begleiter, der ſie hineingehoben, ſprang ihr nach, die Thür ward zugeſchlagen, und ſie fuhren erſt langſam, dann raſcher davon. Erſt als ſie den Sinnebetäubenden Wirrwarr längſt hinter ſich hatten, wurde Sidonia gewahr, daß Frau von Klarenbach nicht neben ihr im Wagen ſich befinde. „Theodor!“ rief ſie, „um Gotteswillen was haben wir gemacht, wir haben die gnädige Mama vergeſſen. Laß uns augenblicklich wieder zurückfahren. Wie konnteſt du, du ſonſt ſo weiſer Herr, aber auch einen ſo unbedachtſamen Streich begehen!“ ſetzte ſie halb lachend, halb ärgerlich hinzu.

„Frau von Klarenbach iſt unter dem Schutze Ihres Herrn Bruders vollkommen wohl und ſicher aufgehoben,“ erwiederte, zu Sidoniens größtem Erſtaunen, die etwas ängſtlich bebende Stimme des Herrn von Binſenburg.

„Wie, ſie ſind es? nun wahrlich, da haben wir wieder einmal einen Ihrer Genieſtreiche!“ rief

Sidonia, und konnte sich kaum des Lachens erwehren. „Geschwinde rufen sie dem Kutscher zu, daß er uns augenblicklich wieder zurückfahre, mein Bruder wird in Angst um mich seyn, und mich überall suchen.“ Binsenburg bemühte sich, ihr auseinander zu setzen, wie es eine wahre Unmöglichkeit sey, jetzt wieder durch das Gewühl bis vor das Ballhaus zu gelangen, doch Sidonia hörte gar nicht auf ihn. Sie öffnete selbst eins der vorderen Fenster, steckte den Kopf hinaus, und befahl dem Kutscher sogleich zurück zu fahren.

„In der engen Straße kann ich nicht wenden,“ erwiederte dieser, und fuhr noch schneller als zuvor. Sidonia bemerkte jetzt erst, daß sie in Binsenburgs Wagen, und nicht, wie sie geglaubt hatte, in dem ihrer Stiefmutter sich befände. Sie schlug den am Sehen sie verhindernden Kapuschon zurück, und ward gewahr, daß sie durch eine ziemlich abgelegene enge Straße fuhren, die, wie sie sich zu erinnern glaubte, nach einem der Stadtthore hinführe.

„Herr von Binsenburg“, sprach sie, indem sie gewaltsam sich zusammennahm, um nicht die Fassung zu verlieren, „ich fürchte, Sie haben aus

allzugroßer Dienstbeflissenheit sich eine, allerdings kaum erlaubte, Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lassen, die Ihnen von Seiten der Meinigen wohlverdiente Vorwürfe zuziehen wird. Befehlen Sie auf der Stelle und recht ernstlich Ihrem Kutscher, daß er uns sogleich und auf dem nächsten Wege nach dem Ballhause zurückfahre, meine Stiefmutter, mein Bruder sind gewiß in großen Sorgen um mich, mein Bruder wird in Angst gerathen, wenn er mich nirgends findet."

„Ruhig, ruhig, mein allerschönstes Fräulein, seyn Sie ganz ruhig über die werthen Ihrigen, Frau von Klarenbach und Ihr Herr Bruder wissen um —" sprach Binsenburg eilig, und verstummte dann auf einmal wieder, wie Jemand, dem ein Geständniß entschlüpfen will, und der sich plötzlich eines andern besinnt. Die wenigen Worte, die ihm indessen entfahren waren, erregten Sidoniens ganze Aufmerksamkeit, eine Ahnung dessen, was wirklich geschehen war, blitzte in ihr auf. „Was weiß mein Bruder? was weiß Frau von Klarenbach?" fragte sie hastig.

„Daß ich Sie anbete," stotterte Binsenburg sehr verlegen, und Sidoniens Ahnung ward nun

plötzlich zur deutlichen klaren Ueberzeugung. Sie schwieg einige Minuten lang, während sie bei sich überlegte, was sie in dieser seltsamen Verlegenheit eigentlich anfangen solle.

„Sie sind so bewegt," fing Binsenburg wieder an, „seyn Sie ohne alle Sorge, angebetete Sidonia! wo könnten Sie sicherer seyn, als an der Seite des treusten, liebendsten Ihrer Verehrer, der, von Zärtlichkeit durchglüht, sein Leben für Sie hinopfern möchte."

Er machte bei diesen Worten einige Anstalt, im Wagen vor ihr hinzuknieen, doch eine gebietende Bewegung von Sidoniens Seite hielt ihn auf seinem Sitze fest. Indessen ließ er sich davon doch nicht abhalten, ihr seine unbesiegbare Liebe mit einem Schwall hochtrabender Worte zu erklären, und um das, ihm über alles theure unschätzbare Geschenk ihres Herzens und ihrer Hand zu flehen; er beschwor sie, ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen zu machen, versicherte, daß sie immer unbeschränkt über ihn, und alles was sein sey, gebieten werde, und daß er es nicht überleben könne, wenn sie fortfahren wolle, ihn durch Grausamkeit zu betrüben. Sidonia ließ ihn ungestört

reden, und beobachtete indessen nur den Weg, den sie nahmen. Sie bemerkte, daß der Kutscher wirklich zum Thore hinausfuhr, ohne jedoch die Allee zu verlassen, die rings um die Stadt lief, und den Einwohnern zur gewöhnlichen Promenade diente.

„Herr von Binsenburg," sprach sie endlich sehr ernst, nachdem dieser seine Beredsamkeit erschöpft zu haben und nicht mehr zu wissen schien, was er ferner noch sagen könne, „Herr von Binsenburg, Sie wählen ihre Zeit sehr schlecht um mich zu gewinnen. Ihr Betragen ist eben so lächerlich als unverschämt, und ich bestehe darauf, daß Sie mich ohne weiteres Zögern nach Hause fahren lassen, ohne mich ferner mit Redensarten zu belästigen, die bei mir, besonders in diesem Augenblick, gar nicht gut angebracht sind."

„Sidonia, göttliches, angebetetes Wesen!" rief Binsenburg ganz in Extase, „Ihr Zorn vernichtet mich. O strafen Sie mich nicht zu hart dafür, daß ich diesen glücklichen Zufall, der mich in Ihre Nähe bringt, ohne daß Sie sogleich mir wieder entfliehen könnten, dazu benutze, Ihnen mein Herz mit allen seinen Qualen offen darzulegen, und Ihr Mitleid mir zu erflehen."

„Herr von Binsenburg, ich finde den Zufall sehr unverschämt, der Ihren Kutscher verleitet hat, mit uns um die Stadt herum zu fahren, statt mich in meine Wohnung zu bringen," erwiederte Sidonia. „Ich bin dieser unzeitigen Promenade von Herzen überdrüssig, und verlange, daß mein Wille sogleich befolgt werde. Ich will nach Hause. Ich würde sogar darauf bestehen, daß Sie gleich hier auf der Stelle ausstiegen, und mich allein fahren ließen, wenn ich nicht fürchtete, daß Ihre zarte Gesundheit darunter leiden könne, und Sie den Schnupfen bekämen," setzte sie spöttisch lächelnd hinzu.

„Himmlische Güte! die selbst im Zorn noch für meine Gesundheit besorgt ist!" rief Binsenburg, und wollte ihre Hand ergreifen, um sie an seine Lippen zu drücken, aber sie entzog sie ihm auf eine Weise, die ihm allen Muth benahm, einen zweiten Versuch zu wagen.

Beide schwiegen nun eine Weile, während sie noch immer fort in der Alle herumfuhren. Binsenburg fing endlich wieder an, mit Bitten und Versicherungen seiner glühenden, nie versiegenden Liebe in sie zu dringen, ohne daß Sidonia ihn

einer Antwort würdigte, ſondern nur immer darauf Acht gab, ob der Kutſcher nicht einen andern Weg einſchlüge. Eine gute Stunde mochte indeſſen vergangen ſeyn, ſeit ſie den Ball verließen. Der Morgen dämmerte immer heller auf, ſo daß man ſchon in einiger Ferne die Gegenſtände zu unterſcheiden vermochte.

„Jetzt dünkt mich, wäre es der Thorheiten von Ihrer Seite genug," ſprach Sidonia endlich. „Faſt möchte ich glauben, daß Sie in irgend einer müſſigen Stunde über den alten Grandiſſon gerathen ſind und Luſt bekommen, mir gegenüber den Sir Hargrave Pollexfen, oder wie er ſonſt heißt, ſpielen zu wollen; aber Sie finden an mir keine Miß Byron, die ſich von einem ſolchen Geſchöpfe in Angſt ſetzen ließe. Ihr Kutſcher muß jetzt entweder augenblicklich in die Stadt zurückfahren, oder ich rufe jene Leute herbei, die ich dort ſchon am frühen Morgen zum Markte in die Stadt gehen ſehe."

„Grauſame! Unerbittliche!" ſeufzte Binſenburg, und rief mit höchſt kläglicher Stimme dem Kutſcher zu, nach der Stadt einzulenken, und vor dem Hauſe der Frau von Klarenbach zu halten.

Auch rasselte wirklich nach einigen Minuten der Wagen zu einem der Stadtthore hinein; sie fuhren ziemlich schnell durch mehrere Straßen, ohne daß Binsenburg ein Wort sprach. Die jetzt sich sicher fühlende Sidonia betrachtete ihn mit einem aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl, wie er so still in sich versunken in die Ecke des Wagens sich gedrückt hatte.

„Was in aller Welt konnte Sie zu einem so albernen Unternehmen verleiten, Sie, der Sie sonst immer nichts so sehr fürchten, als die Regeln der Convenienz zu verletzen," nahm Sidonia endlich das Wort, „was konnten Sie hoffen, dadurch bei mir zu gewinnen, daß Sie zur höchst ungelegenen Zeit mich gezwungen, mit Ihnen spazieren zu fahren? Haben Sie denn gar nicht bedacht, wie lächerlich Sie sich damit machen würden? wie wenig es für einen Mann ihres Standes — —"

Ein heftiger Wagenstoß unterbrach hier die schöne Rednerin, der Wagen hing auf der einen Seite tief herab, und schien dem Umfallen nahe. „Eine Feder ist gebrochen!" rief der hinten aufstehende Bediente, sprang herab, und half seinem Herrn aus dem Wagen. Sidonia folgte diesem

sogleich, ohne seine ihr dargebotene Hülfe anzunehmen. Da stand sie nun im leichten Ballanzuge, durchweht vom kalten Morgenwinde, gegen den ihr Mantel ihr nur schwachen Schutz gewährte. Kein menschliches Wesen ließ auf der noch völlig verödeten Straße sich erblicken, Häuser und Läden waren geschlossen, die Bewohner derselben schienen noch im Schlaf begraben zu seyn, obgleich es beinahe ganz heller Tag war.

Binsenburg fertigte den Kutscher, der, wie er jetzt einzusehen behauptete, gewiß betrunken sey, mit einigen kurzen Flüchen über seine Ungeschicklichkeit ab. Zugleich ergriff er Sidoniens Arm, und wollte in ein großes ansehnliches Haus sie führen, dessen Thüre im nämlichen Augenblick, in welchem jener Unfall sie betraf, geöffnet worden war.

„Zum größten Glück befinden wir uns gerade vor meiner Wohnung!“ rief er schnell, „kommen Sie, eilen Sie, gnädiges Fräulein. Sie länger der kalten Morgenluft auszusetzen, hieße einen Mord begehen. Geschwind hinein, mein anderer Wagen soll in zwei Minuten angespannt seyn.“ Indem er so sprach, bemühte er sich, mit höflicher

Gewalt sie in das Haus zu ziehen, doch Sidonia sträubte sich kräftig dagegen, während sie bei sich überlegte, ob es rathsam sey oder nicht, durch lautes Rufen um Hülfe, die Nachbarn zu wecken. Es kam ihr beinahe kindisch vor, ganz unnöthiger Weise ein Aufsehen zu erregen, welches am nächsten Tage sie zum Stadtgespräche machen müsse. Sie begnügte sich also damit, ihrem zudringlichen Verehrer kalt und bestimmt zu erklären, daß sie zu Fuß nach Hause gehen wolle, ohne seine Wohnung zu betreten. Doch dieser ließ sich damit nicht abweisen.

„Sie können, Sie dürfen nicht daran denken, zu Fuße zu gehen," sprach er, „in diesem leichten Ballanzuge, und schaussirt, wie Sie es sind, darf ich durchaus es nicht zugeben, Sie könnten den Tod davon haben." Während er so sprach, bemühte er sich immerfort, sie in das Haus zu ziehen; auf einen Wink Binsenburgs, der ihr nicht entging, schien sein Bedienter sich ihr von der andern Seite nähern zu wollen, um seinem Herrn dabei zu helfen, und Sidonia, die wohl fühlte, daß ihre Kräfte in einem so ungleichen Kampfe nicht ausreichen würden, war eben im Begriffe,

laut um Hülfe zu rufen, als ganz unerwartet ein Vierter ſich in den Streit miſchte.

Von einem kräftigen Arm fortgeſchleudert, lag der Bediente plötzlich, mitten in der die Straße durchſchneidenden, ziemlich breiten Goſſe, und auch Binſenburg fühlte in der nämlichen Minute ſich etwas unſanft bei der Schulter gefaßt, und von Sidonien weit weggeſchoben. „Die Dame ſoll nirgend hin, wohin ſie nicht gehen will!“ donnerte eine kräftige Baßſtimme ihm zu, ein großer ſtattlicher Mann, im dunkelblauen Reiſeüberrock, ſtand zwiſchen ihm und Sidonien. Binſenburg ſah verſchüchtert ſich um und ward einen, mit vier Pferden beſpannten leichten Reiſewagen in einiger Entfernung gewahr, der tief unten in der Straße eben um die Ecke gebogen hatte, und aus welchem der Fremde wahrſcheinlich herausgeſprungen war, als er von Ferne ein Frauenzimmer erblickte, die ſeines Beiſtandes bedürftig zu ſeyn ſchien.

„Seethal! Seethal!“ rief Sidonia freudig aus, als ſie ihren Retter recht ins Auge faßte, und klammerte ſich feſt an ſeinen Arm.

„Sidonia! um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?“ rief Seethal, der ſie jetzt erſt erkannte.

„Seethal, lieber gütiger Freund," wiederholte die vor Freude, Schrecken und Kälte zitternde Sidonia, und schmiegte sich noch fester an ihn an. „Bringen Sie mich nach Hause, ich halte es nicht länger aus."

„Sie sehen, mein Herr," sprach Seethal jetzt, „die Dame begibt sich freiwillig unter meinen Schutz, und so wünsche ich Ihnen denn einen guten Morgen. Zu meinem großen Mißvergnügen muß ich es Andern, die nähere Ansprüche haben, überlassen, Sie wegen Ihres Betragens gegen dieselbe zur Rechenschaft zu ziehen; ich würde mir sonst eine Ehre daraus machen, doch leider sind für jetzt meine Minuten gezählt." Mit diesen Worten wandte er sich mit Sidonien seinem Wagen zu.

„Halt, Herr!" rief Binsenburg, der sich indessen von dem erlittenen Schrecken einigermaßen wieder erholt hatte, und unter Sidoniens Augen nicht gar zu jämmerlich dastehen mochte: „ich kenne Sie nicht, ich verehre diese junge Dame zu sehr, sie steht mir zu nahe, als daß ich dem ersten, besten Unbekannten sie übergeben sollte. Wer sind Sie, mein Herr? wie kommen Sie dazu, sich so gegen

mich zu betragen? Wissen Sie, daß ich es vielmehr bin, der von Ihnen Rechenschaft zu . . .“

„Keine Rodomontaden, Sie kämen damit an den Unrechten. Ich kenne Sie, Herr von Binsenburg!“ sprach Seethal, mit verachtenden Blicken ihn messend, während er noch hinzusetzte: „wer ich bin, mag das Fräulein selbst Ihnen sagen.“

„Baron Seethal, ein Freund meiner Erzieherin, der Madame Bonplants, der von Jugend auf mich kennt, den ich fast täglich dort sah. Und nun fort, fort, nach Hause!“ rief Sidonia in höchster Eile.

Binsenburg zog sich schweigend in seine Wohnung zurück, während Seethal Sidonien an seinen Reisewagen führte, den Postillon umwenden ließ, ihm das nahegelegene Haus der Frau von Klarenbach deutlich bezeichnete, das er genau zu kennen schien, und dann sich zu Sidonien in den Wagen setzte.

„Ums Himmelswillen, liebes seltsames Kind,“ fing er an, während sie weiterfuhren, „wie kommen Sie, um diese Stunde, auf offener Straße, mit diesem Jammermenschen ganz allein — doch nein, nein, erzählen Sie mir nichts; wir haben

zu Erklärungen keine Zeit, und ich bin ohne solche von Ihrer Unschuld überzeugt. Ich glaube fest an diese, aber auch, verzeihen Sie es mir, ich glaube auch ein wenig an Ihren Mangel an Erfahrung, und an Ihre jugendliche Unvorsichtigkeit. Erlauben Sie mir die wenigen Augenblicke, die ich mit Ihnen zubringen darf, besser zu benutzen, indem ich recht väterlich Sie warne, Sie dringend bitte, in Zukunft mehr auf Ihrer Huth zu seyn. Ich fürchte, Sie sind in keine guten Hände gefallen, in schlimmere vielleicht, als ich es mir zu denken wagen mag. Was ich für Sie fürchte, ist mir nicht ganz klar, aber ich bin in großen Sorgen um Sie."

„Lieber, lieber Herr von Seethal, wie rührt mich Ihre Güte!" rief Sidonia sehr bewegt. „Sagen Sie mir, was ich thun soll, ich will Ihnen kindlich folgen; seit langer, langer Zeit sind Sie der Erste, der mir wahrhafte Theilnahme bezeigt, ach ich bin so verlassen, so rathlos, wie Sie es nimmermehr denken können."

„Seyn Sie ruhig, liebe Sidonia," erwiederte Seethal, „Tugend und Unschuld sind eine mächtige Schutzwehr. Werden Sie nicht ängstlich, aber vor-

sichtiger, weiter weiß ich Ihnen nichts anzuempfehlen, da ich Ihre Umgebungen wenig kenne. Wichtige Pflichten rufen in diesem Augenblick mich ab, doch in drei bis vier Wochen, vielleicht noch früher, bin ich wieder hier, und sehe Sie gewiß. Sollte es bis dahin Ihnen zu übel ergehen, so schreiben Sie an mich; Ihre Tante in Schwaben wird Ihre Briefe mir sicher in die Hände bringen. Und nun segne Sie Gott," setzte er mit sehr bewegter Stimme hinzu, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und drückte sich in die dunkelste Ecke des Wagens, denn sie hielten vor Frau von Klarenbachs Hause. Die Bedienten desselben waren schon wach, oder vielleicht gar nicht zu Bette gegangen; die Thüre ward sogleich geöffnet, und Margarethe eilte augenblicklich herbei, um ihre junge Gebieterin unter lautem Jubel zu empfangen, während Seethal sogleich weiter fuhr.

„Gottlob, daß Sie nur wieder da sind, daß wir Sie nur wieder haben, mein allerliebstes gnädiges Fräulein," plauderte Margarethe während dem Auskleiden der todtmüden Sidonia. Sie können es sich gar nicht denken, welche Angst wir um Sie ausgestanden haben, und es läßt sich auch

in Worten nicht beſchreiben, beſonders ich und die gnädige Frau. Eine ganze glockengeſchlagene Stunde hat die gute Dame Sie auf dem Maskenball geſucht, iſt von Pontius zu Pilatus und durch alle Zimmer gelaufen, jeden, der ihr in den Weg kam, hat ſie nach Ihnen gefragt, kein Menſch wußte etwas von Ihnen, es iſt darüber unter den hohen Herrſchaften ordentlich ein Aufruhr, ſo zu ſagen ein Allarm entſtanden. Einige haben ſogar gemeint, ein großer häßlicher Mann in einem weiſſen Maskenhabit, der Ihnen den ganzen Abend über auf Tritten und Schritten nachgeſchlichen ſeyn ſoll, habe mein liebes Fräulein mit Gewalt entführt, und die gute gnädige Frau iſt darüber beinahe ohnmächtig geworden, als ſie das gehört hat. Nun das verdenke ich ihr übrigens gar nicht, es iſt doch gar zu grauerlich von ſo einem wild fremden Menſchen entführt werden! Zum Glück ſind aber ein Paar Herren gekommen, die hatten mein Fräulein mit Herrn von Binſenburg ganz vergnüglich in ſeinen Wagen ſteigen und davonfahren ſehen. Als die gnädige Frau das hörte, nun da hat ſie ſich natürlich wieder erholt, und hat es auch ſogleich allen Leuten geſagt, mit wem Sie

fortgefahren wären, damit ſich die nur auch wieder beruhigen ſollten; es iſt ein rechter Spektakel um Sie geweſen, das kann ich Ihnen ſagen, und die gnädige Frau hat mir alles ſelbſt erzählt. Aber wo ſind Sie denn ſo lange geblieben? Und ſind Sie denn wirklich mit Herrn von Binſenburg gefahren? und warum kommen Sie denn mit Extrapoſt zu Hauſe? und ließen den Poſtillon nicht einmal blaſen? Ich hätte blaſen laſſen, daß alle Fenſter davon gedröhnt hätten, was hat man ſonſt vom Extrapoſtfahren!“

„Morgen, morgen, gute Margarethe, jetzt mache nur fort, daß wir fertig werden, ich bin müde zum Umſinken“, antwortete Sidonia; „was iſt denn weiter hier im Hauſe vorgefallen?

„Nun, als die gnädige Frau vor einer kleinen Stunde zu Hauſe kam, und Sie noch nicht da waren, da ging der Lärm erſt recht an; denn nun dachte ſie gewiß, die häßliche weiße Maske hätte Sie doch in der Gewalt; es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie ihre Krämpfe gekriegt; der junge gnädige Herr mußte gleich zurück nach dem Ball, um die beiden Herren zu ſuchen, die geſehen haben wollten, Sie ſeyen mit Herrn von Binſenburg wegge-

fahren. Er ist noch nicht wieder da, die gnädige Frau aber sind zu Bette gegangen. Das wird morgen ein Reden und Fragen geben! Die halbe Stadt wird bei uns vorfahren, alles wird hergelaufen kommen, zu hören, ob Sie gefunden sind. Nun ich danke Gott, daß Sie nun wieder da sind. All' mein Lebtage hätte ich mich nicht zufrieden gegeben, die Augen hätte ich mir aus dem Kopfe geweint, wenn mein liebes süßes Fräulein von solch' einem häßlichen wildfremden Menschen uns entführt wäre."

„Zu Bette, zu Bette, Margarethe, ich halte es nicht länger aus," seufzte Sidonia, und begab sich zur Ruhe. Aber der ihr sonst so holde Schlaf floh sie diesesmal, sie mußte, zum erstenmal in ihrem Leben, mehrere Stunden auf ihrem Lager wachend zubringen, in ernstem Nachdenken über alles, was sie an diesem ereignißreichen Abende gehört und erlebt; und es war schon hoch am Tage, als endlich ihr müdes Auge zum erquickenden Schlummer sich schloß.

Als Sidonia gegen Mittag erwachte, klagte sie über Heiserkeit und Brustweh, als Folgen der gestrigen Erkältung; den Arzt wollte sie nicht zu-

fen laſſen, erklärte aber, daß ſie den ganzen Tag im Bette zubringen würde, indem ſie aus Erfahrung wiſſe, daß Anfälle dieſer Art, denen ſie oft ausgeſetzt ſey, auf dieſe Weiſe am ſchnellſten und leichteſten vorübergingen. Auch Frau von Klarenbach war unwohl, und wollte weder Beſuche annehmen noch ihr Zimmer verlaſſen; Sidonia blieb daher in ungeſtöhrter Ruhe, bis gegen Abend ihr Bruder ſie zu beſuchen kam, ohne ſich abweiſen laſſen zu wollen.

Nach den herkömmlichen Erkundigungen nach ſeiner Schweſter Befinden, und daraus entſpringenden Beileidsbezeugungen über ihr Unwohlſeyn, bat Theodor, ihm ein kurzes Geſpräch unter vier Augen zu gewähren. „Herzlich gern möchte ich dich ſchonen, liebe Schweſter," ſetzte er hinzu, aber ich habe ſo vieles im Kopf und im Herzen, das ich nothwendiger Weiſe mit dir beſprechen und überlegen muß."

Sidonia machte durch Zeichen ihm begreiflich, daß das Sprechen ihr wehe thue, gab aber dennoch ihrer Margarethe einen Wink, ſich zu entfernen.

„Du brauchſt dich gar nicht mit Sprechen an-

zugreifen, wenn es dir so schwer wird, doch anhören kannst du mich wohl, ohne daß es dich zu sehr angreift?" fragte Theodor, die zärtlichste Besorgniß in Blick und Ton. Sidonia erzwang ein mattes Lächeln und nickte mit dem Kopfe. Theodor nahm wieder das Wort.

„Ich will die unangenehmen Ereignisse der verwichenen Nacht so wenig als möglich berühren," sprach er, „ich will sogar nicht einmal untersuchen, in wie fern du selbst, durch Unüberlegtheit, dich vielleicht in jene Verlegenheiten gebracht haben magst. Das Geschehene steht nicht zu ändern, alles Sprechen darüber wäre überflüssig. Auch meinen Freund Binsenburg will ich darüber nicht zu entschuldigen versuchen, daß er ein vom Zufall ihm geschenktes, längst erwünschtes Tête à Tête auf eine Weise benutzte, die sich mit den Gesetzen des Anstandes und der Schicklichkeit nicht ganz vereinigen läßt. Sey nur gerecht, liebe Schwester, bedenke, daß ein wahrhaft Liebender wie Binsenburg, dessen Herz und Kopf nur von einer einzigen, ihn durchaus beherrschenden Leidenschaft, so ganz erfüllt sind, eigentlich wie ein Betrunkener zu betrachten ist. Was beide im Rausche thun,

wird kein billiger Richter ihnen allzuhoch anrechnen wollen. Haſt du mich verſtanden, liebe Sidonia? Biſt du nicht auch meiner Meinung?“

Sidonia machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die Theodor als eine bejahende anzunehmen für gut fand.

„Ich freue mich, dich ſo mild geſtimmt zu finden,“ fuhr er weiter fort. „Der arme Binſenburg iſt jetzt in einem Zuſtande, der das höchſte Mitleid verdient. Er iſt ganz außer ſich, weil er fürchtet, ſich unvorſichtiger Weiſe deinen Zorn zugezogen zu haben, und ich hatte die größte Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Eine Liebe wie die ſeinige habe ich noch niemals geſehen; er lebt nur in dem Gedanken an dich. Uebrigens war es recht von dir, daß du dich weigerteſt, in ſeine Wohnung einzutreten, obgleich er auch nicht Unrecht hatte, darauf zu beſtehen, denn zu Fuße gehen durfteſt du doch wahrlich nicht, liebe Sidonia; ſo erhitzt vom Tanze, ſo leicht gekleidet, in der ſcharfen kalten Morgenluft. Es war ihm eigentlich nicht zu verdenken, daß er ſogar ein wenig ungezogen wurde, um nur nicht dein ihm ſo koſtbares Leben einer ſolchen Gefahr ausgeſetzt zu

ſehen. Es war ein rechtes Glück, daß gerade ein alter Bekannter von dir ſo zur rechten Zeit des Weges kommen mußte. Seethal hieß er? ein ältlicher Mann? und iſt ſchon wieder abgereiſt?“

Sidonia nickte abermals. „Er kam wöchentlich einigemal zu Madame Bonplants, und ich kenne ihn von meiner Kindheit an,“ ſetzte ſie mit heiſerer, kaum vernehmbarer Stimme hinzu.

„Strenge dich mit Sprechen nicht an, gib mir nur gelaſſenes freundliches Gehör,“ bat Theodor. „Du biſt leider krank, und ich wiederhole es, ich möchte gerne dich ſchonen, liebe Sidonia, wenn nur nicht die Zeit mich ſo drängte. Aber du weiſt, daß ich endlich die feierliche Uebernahme des von unſerem Vater zugefallenen Familiengutes auf übermorgen habe feſtſetzen müſſen. Ich habe dieſe ſchon lange aufgeſchoben, und darf es nicht länger, ohne mir dadurch empfindlichen Schaden zuzufügen. Das Gut liegt nur eine ſtarke halbe Tagreiſe weit von hier, aber ich will noch dieſen Abend hinaus, um ſelbſt nach den Zurüſtungen zu der Féte zu ſehen, die ich am Tage der Uebernahme zu geben gedenke. Ich habe ſchon mehrere Bekannte aus der Stadt dazu eingeladen, Frau von Klarenbach

folgt mir morgen Vormittag, mit einigen meiner Gäste. Freitag sind wir Alle wieder zu Hause. Glaubst du, liebe Schwester, daß du unsere Stiefmutter morgen wirst begleiten können?“

Sidonia schüttelte lebhaft mit dem Kopf, kam darüber in heftiges Husten, und deutete mit schmerzlichem Blick auf ihre Brust.

„Ich sehe leider, du kannst es nicht,“ sprach Theodor, als der Anfall vorüber war. „Arme Sidonia, du bist recht leidend; aber das ist kein Wunder, nach einer solchen Erkältung. Es thut mir leid, recht leid, ich hätte so gern dich im Hause unserer Ahnen gesehen, ich hoffte ein noch schöneres Fest mit dem zu verbinden, das mich in den Besitz unseres Stammhauses setzen soll. Denn, liebe Sidonia, du bist vernünftig, gewiß, du selbst siehst es jetzt ein, daß du, so wie die Dinge jetzt stehen, mancher deiner zu voreilig gefaßten Entschließungen und Vorurtheilen entsagen mußt. Nach dem Aufsehen, welches dein gestriges Abentheuer mit Binsenburg erregt hat, bleibt dir keine andere Wahl, als seine Gemahlin zu werden. Nicht wahr? das begreifst du, meine gute Schwester?“

„Gewiß, ich begreife alles; was geschehen ist,

und was eben deswegen nun geschehen muß, wird mir immer deutlicher, immer klarer, je länger ich dich anhöre," flüsterte Sidonia mit sichtbarer Anstrengung.

Theodor betrachtete sie eine Weile mit forschenden Blicken, als erstaune er, sie so gelassen und nachgiebig zu finden. „Engel von einem Mädchen!" rief er freudig, „ wie entzückst du mich! Nun aber, liebe, gute Sidonia, da ich dich so vernünftig finde, will ich dir auch alles entdecken, was ich sonst, um deiner zu schonen, dir noch eine Weile verschwiegen haben würde; jetzt kann es nur in deinen guten Entschlüssen dich bestärken. Dein gestriges Abentheuer ist unglaublich schnell bekannt geworden, wahrscheinlich durch meine Angst um dich; es läuft von Mund zu Mund, sehr entstellt, wie du dir es leicht denken kannst, und erregt das ungeheuerste Aufsehen. Fräulein von Klarenbach, heißt es, habe sich mit Herrn von Binsenburg vom Balle fortgeschlichen, um tête à tête mit ihm die Sonne aufgehen zu sehen, und sey nach einer zweistündigen Spazierfahrt in seiner Wohnung mit ihm abgestiegen, um bei ihm zu frühstücken. Die Geschichte von dem zerbrochenen

Wagen, von der Einige sprechen, wird von Andern geradezu für ein wohlerfundenes Mährchen erklärt, Viele wollen Binsenburgs Batarte schon in aller Frühe in völlig gutem Zustand in seiner Remise stehen gesehen haben. Es ist abscheulich, es ist empörend, aber es steht nicht zu ändern, dein guter Name tanzt seit heute früh auf den spitzen Zungen aller der zahllosen Neiderinnen, die deine unleugbaren Vorzüge gegen dich erbittert haben. Schon ist die halbe Stadt bei unserer Stiefmutter vorgefahren, um nähere Nachrichten von der großen Begebenheit einzuziehen. Frau von Klarenbach aber befindet sich unwohl, und läßt, außer ihrer Freundin Elise, Niemanden vor sich. Was könnte es auch helfen? Sie und ich möchten sagen, was wir wollten, keine Seele würde uns Glauben schenken. Deine Ehre, und die unseres Hauses wäre ohne Rettung verloren, wenn du jetzt nicht Binsenburgs Gemahlin würdest, das siehst du doch ein, liebe Schwester?"

„Alles sehe ich, deutlicher als du es denkst," flüsterte Sidonia kaum vernehmbar.

„Ich kann es dir nicht in Worten ausdrücken, wie du mich durch dein verständiges Benehmen

erfreuſt, liebe, liebe Schweſter; du retteſt dadurch mir, deinem Bruder, vielleicht das Leben, gewiß, meine ganze Exiſtenz. Daß ich mich, wenn du weniger vernünftig wäreſt, mit Binſenburg ſchlagen müßte, will ich gar nicht einmal erwähnen. Blut müßte fließen von allen Seiten, ich würde zahlloſe Duelle auszufechten bekommen; denn mein Ehrgefühl könnte nie mir erlauben, dich ungeſtraft läſtern zu hören, oder die entfernteſte Anſpielung auf deine Morgenpromenaden zu dulden, die doch bei der Naſeweisheit unſerer jungen Herrn nicht ausbleiben würden. Am Ende müßte ich wahrſcheinlich landesflüchtig werden, und mein ſchönes Erbgut mit dem Rücken anſehen, wenn ich nicht, was eben ſo leicht geſchehen könnte, auf andere Weiſe meinen Untergang fände. Dem Allen haſt du durch deine vernünftige Nachgiebigkeit vorgebeugt, liebe Schweſter, und ich verdanke es dir auf das innigſte, obgleich ich wohl begreife, daß ein Mädchen von deiner Einſicht, und deinem über das Gewöhnliche ſich erhebenden Geiſte nicht anders handeln konnte. Ueber den wichtigſten Punkt ſind wir nun einverſtanden; laß uns noch in der Geſchwindigkeit das Uebrige anordnen, denn ich

habe Eile, ich muß fort, wenn ich nicht zu spät in die Nacht hinein fahren will. Mein Wunsch war übermorgen, gleichsam unter den Augen unserer Ahnherren, dich mit Binsenburg feierlich zu verloben, das erlaubt dir deine Gesundheit leider nicht, aber sein Glück darf ich ihm doch verkünden? und übermorgen im Kreise meiner Gäste und unserer Verwandten den ersten Toast auf das Wohl des neuverlobten Brautpaares ausbringen?"

„Thue alles, was dir Recht dünkt," flüsterte Sidonia mit sichtlicher Anstrengung.

„Darf er morgen dich sehen, ehe er mit unserer Stiefmutter wegfährt?" fragte Theodor schmeichelnd.

Sidonia schüttelte lebhaft mit dem Kopf. „Ich kann das Bett in einigen Tagen noch nicht verlassen," setzte sie hinzu.

„Du hast Recht," erwiederte Theodor, „mehr als jemals müssen wir uns jetzt bestreben, den Anstand nicht zu verletzen. So mag denn der glückliche Binsenburg bis zu unserer Rückkehr sich gedulden; in drei bis vier Tagen wirst du hoffentlich in so weit hergestellt seyn, daß du ihn in deinem Wohnzimmer empfangen kannst. Wirst

du ihm aber dann auch so begegnen, wie deine jetzige Stellung gegen ihn es erfordert? Wirst du während unserer Abwesenheit von deinen guten Entschlüssen nicht abgehen?“

„Ich werde von dem Entschlusse nicht abgehen, zu thun, was, wie ich immer deutlicher einsehe, jetzt unauswelchbar nothwendig geworden ist; du sollst bei deiner Nachhausekunft die vollkommenste Ueberzeugung davon erhalten,“ sprach Sidonia, und sank, von der langen Rede erschöpft, in ihre Kissen zurück.

Theodor verweilte noch ein Viertelstündchen bei ihr, bezeigte ihr die zärtlichste Theilnahme an ihrem Uebelbefinden, beschwor sie, den Arzt rufen zu lassen, überhäufte sie mit Lobsprüchen und verließ sie nicht eher, bis sie ihm zu verstehen gab, wie sehr sie der Ruhe bedürfe.

„Welch eine Welt ist diese! o meine arme Mutter, wie treu, wie wahr hast du mir sie geschildert!“ seufzte Sidonia, so wie sie sich allein sah, und brach in einen Strom von Thränen aus. Margarethe fand sie laut und heftig weinend, und wollte sogleich den Arzt rufen lassen, doch Sidonia hielt, durch die Versicherung, daß diese Thränen

ihr das Herz erleichterten, sie davon ab. Auf Theodors Antrieb erschien der Hausarzt noch am nämlichen Abend, er fand Sidonien etwas fieberhaft, erklärte ihr Uebel für einen heftigen Katarrh, der seinen Mitteln in wenigen Tagen weichen würde, verbot der Kranken alles Sprechen, empfahl ihr die ungestörteste Ruhe von innen und aussen, gebot ihr, das Bett ja nicht zu verlassen, und ging dann wieder. Seine Vorschriften wurden auf das pünktlichste befolgt. Sidonia brachte die Nacht ruhig, anscheinend in tiefem Schlafe, hin, sie schlief noch, als Frau von Klarenbach sie am Morgen besuchen wollte. Der Arzt hatte verboten, sie zu wecken, und diese sah sich also genöthigt, mit Herrn von Binsenburg nach Theodors Gute Klarensee abzufahren, ohne ihre Stieftochter vorher gesehen und gesprochen zu haben.

Freudig erschrocken, fand Margarethe bald darauf ihre junge Gebieterin, die sie fest schlafend verlassen, angekleidet am Schreibtisch sitzen. „Sind sie fort?“ fragte Sidonia mit dem gewohnten Wohllaut ihrer Stimme, aus der fast jede Spur früherer Heiserkeit verschwunden war.

„Alle fort, schon seit einer guten halben

Stunde; aber wie in aller Welt ſind Sie denn mit einemmal wieder geſund geworden, gnädiges Fräulein?“ erwiederte die höchlich erſtaunte Margarethe.

„Davon nachher; jetzt ſage mir, wer außer uns beiden iſt noch im Hauſe zurückgeblieben?“ ſprach Sidonia.

„Ach ſo gut als Niemand,“ war die Antwort, „und das iſt eigentlich recht ſchlecht von den Leuten, als ob wir nicht auch Bedienung brauchten; mein gnädiges Fräulein meine ich nämlich. Den Koch, den Louis und den Heinrich, hat der junge Herr ſchon geſtern Abend mit ſich genommen; die Jungfer und der Kammerdiener ſind heute mit der gnädigen Frau weggefahren; Chriſtel iſt auf zwei Tage zu ihren Eltern gegangen, und Marie mit der Haushälterin haben ſich ebenfalls, ſo wie die gnädige Frau abgefahren war, fortgemacht. Keine Chriſtenſeele iſt im Hauſe geblieben, als der Hausknecht, die alte taube Katharine, und wir beide, ich und Sie.“

„Margarethe,“ ſprach Sidonia nach kurzem Bedenken, „nicht wahr, du biſt mir wirklich treu ergeben? du liebſt mich wahrhaft, und biſt nicht

fähig, mich jemals, um welchen Preis es auch sey, denen zu verrathen, die mir übel wollen?"

Erschrocken blickte Margarethe ihre Gebieterin an, es lag ein so trüber Ernst, ein solcher Ausdruck von tiefem Schmerze in Sidoniens Zügen, daß dem guten Mädchen darüber ganz bänglich um's Herz wurde. Es ergriff Sidoniens Hand, bedeckte sie mit Küssen und Thränen, konnte aber nichts weiter hervorbringen, als: „Treue, treu bis in den Tod!"

„Ruhig, ruhig, gutes Kind," erwiederte Sidonia freundlich, „in den Tod wollen wir für's Erste beide nicht; aber ich kann es nicht läugnen, es steht jetzt in deiner Gewalt, mir deine Liebe und Treue auf eine Art zu beweisen, die ich dir lebenslänglich verdanken müßte. Willst du thun, was ich von dir verlange? willst du wenigstens mir Verschwiegenheit geloben?"

„Alles, alles will ich thun, schweigen will ich wie das Grab!" rief Margarethe.

„Nun denn; so gehe für jetzt nur hinunter und trage dem Hausknecht auf, mir augenblicklich einen Miethwagen zu einer Reise von wenigen Meilen zu bestellen," sprach Sidonia, „ich selbst werde

dem Kutscher sagen, wohin ich zu fahren gedenke. Aber sieh freundlich aus, wie gewöhnlich, liebe Margarethe, so als ob gar nichts besonderes vorgefallen wäre. Der alten Katharine mußt du heimlich vertrauen, ich hätte der gnädigen Mama und der ganzen Gesellschaft eine höchst lustige Ueberraschung zugedacht; sage ihr, ich hätte mich absichtlich weit kränker gestellt, als ich es war; weil ich mich mit meinem Bruder verabredet hätte, heimlich ihnen nachzufahren, um ganz unerwartet mitten unter ihnen zu erscheinen, während Alle mich zu Hause krank glauben."

Margarethe gerieth vor Freuden außer sich, über diesen Entschluß ihres Fräuleins, den sie in diesem Augenblick für baaren Ernst nahm. Sie eilte ihren Auftrag recht geschickt auszuführen, kam mit der Nachricht zurück, daß der Wagen innerhalb einer Stunde vorfahren würde, und hätte gern wenigstens ein Dutzend Fragen gewagt; aber sie fand ihre Gebieterin wieder an ihrem Schreibtisch beschäftigt, und wurde in das Nebenzimmer verwiesen, um einen kleinen Mantelsack mit Wäsche und andern Bedürfnissen für die bevorstehende Reise zu füllen.

Sie war mit dieser Arbeit noch nicht ganz fertig, als plötzlich ein schöner blonder Knabe von funfzehn bis sechzehn Jahren vor ihr stand, ohne daß sie zu begreifen vermochte, auf welche Weise er in das Zimmer gekommen wäre, denn sie war sich bewußt, die Thüre des Vorsaales zugeschlossen zu haben. Margarethe war nahe daran, vor Erstaunen über diese unerwartete Erscheinung laut aufzuschreien; sie war ziemlich geneigt, den jungen Menschen, unerachtet seiner sehr anständigen Kleidung, für einen Dieb zu halten, der sich früher hier eingeschlichen habe, um die Abwesenheit beinahe sämmtlicher Hausgenossenschaft zu benutzen.

„Wer sind Sie? was wollen Sie? Wie kommen Sie bei verschlossenen Thüren in dieses Zimmer?" fragte Margarethe in einem Athem, indem sie aus ihrer knienden Stellung vor dem Mantelsack in die Höhe sprang. Ihr Gegner sah eben nicht sehr furchtbar aus, und es schien, als ob das muthige Mädchen im schlimmsten Falle sich wohl getrauen würde, es mit ihm aufzunehmen; doch als er einige Schritte zurücktrat, die Kürtka, die er trug, auseinander schlug, und ein Paar kleine Terzerole sichtbar wurden, da war es mit

Margarethens Heldenmuth vorbei. Eben wollte sie an das Fenster springen, um auf die Straße hinaus nach Hülfe zu rufen, als sie zu ihrem großen Entsetzen sich festgehalten fühlte.

„Margarethe," sprach der Knabe lächelnd, indem er beim Arm sie ergriff, „bist du denn völlig von Sinnen? was für Thorheiten beginnst du? Erkennst du mich wirklich nicht?".

„Ei daß Gott!" rief Margarethe, „Sie sind es, mein liebstes gnädigstes Fräulein! aber was ich auch dumm bin! Das ist ja der Anzug, den ich selbst vor mehr als vier Wochen, als eben erst von der Maskerade die Rede war, heimlich für Sie besorgte, ohne daß irgend eine lebende Seele erfuhr für wen. Aber er sitzt Ihnen prächtig, ganz allerliebst sehen Sie darin aus, wie kommen Sie aber zu den lichten Locken, wohl ein Perückchen? und wo haben Sie denn Ihre schönen schwarzen Haare gelassen, doch nicht abgeschnitten? es wäre doch ewig Schade darum."

„Die hängen festgeflochten unter der Kürtka mir den Rücken hinab; ich habe sie zu lieb, als daß ich ihnen etwas zu Leide thun sollte," erwiederte Sidonia lächelnd.

„Nein, ich kann mich an Ihnen gar nicht satt sehen," fuhr Margarethe fort, „wie Sie so schar=mant aussehen, recht wie so ein kleiner Windflügel von einem jungen Herrchen; daß Sie mein gnä=diges Fräulein sind, kann kein Mensch errathen. Wenn Sie so bei Ihrem Herrn Bruder im Schlosse erscheinen, wird Sie Niemand erkennen, und das wollen Sie doch? Sie brauchen gar keine Maske vorzubinden. Nun das wird einmal eine Lust seyn! ach mein allerliebstes Fräulein! wenn Sie mir doch erlauben wollten, mich auch ein ganz klein wenig zu vermaskeriren, nur dieses einzigemal, ich möchte nur sehen, was der Kammerdiener und der Hein=rich sagen werden."

„Gewiß sollst du es, wenn du es anders noch wollen wirst, nachdem du erst alles weißt, was ich beabsichtige; dein Anzug liegt dort schon be=reit," sprach Sidonia. „Eile aber nicht so, ihn zu sehen, höre mich erst an," setzte sie sehr ernst, fast wehmüthig hinzu; „gute Margarethe, es thut mir wahrlich leid, daß ich um eine gehoffte Freude dich bringen soll, aber ich kann nicht anders, dich, treue Seele, will und darf ich nicht täuschen. Du meinst, wir bereiten uns, einer lustigen Scherz

auszuführen? ach, liebes Kind, dem ist nicht so, ich stehe an einem sehr ernsten Scheidepunkte meines Lebens; ich bin im Begriff, vielleicht auf immer, aus diesem Hause zu entfliehen, in welchem ich geboren bin, in welchem meine Mutter einst lebte, und wo jetzt eine Fremde gebietet, die ich als Mutter ehren soll, und die kein mütterliches Herz für mich hat. Warum erschrickst du so, Margarethe? Deiner freien Wahl bleibt es überlassen, ob du mich begleiten willst oder nicht; willst du hier zurückbleiben, so wird meine Margarethe mich nicht verrathen, das weiß ich. Wenn nach drei Tagen meine Stiefmutter und mein Bruder zurückkommen, und mich vermissen, so wirst du dich anstellen, als habest du ebenfalls an das Mährchen geglaubt, das ich durch dich der alten Katharine erzählen ließ. Dieß ist dann das Sicherste und Beste für dich wie für mich, du wirst damit von jeder Verantwortung frei."

„Ich kann es nicht! ich kann es nicht! ich kann mein gütiges, liebes Fräulein nicht verlassen!" rief Margarethe, indem sie unter einem Strom von Thränen vor ihre Gebieterin hinkniete, und sie so fest umklammerte, als ob sie fürchte, daß diese ihr

unter den Händen verschwinden könne; ich gehe mit in Noth und Tod, in jeder Gefahr will ich bei meiner gütigen Herrschaft stehen; ich müßte mich ja sonst zu Tode ängstigen um Sie, wenn ich nicht bei Ihnen wäre."

„Gute treue Seele," sprach Sidonia, und nahm sie gütig in ihre Arme, „glaube nur, ich erkenne deine Liebe, und werde sie dir zu vergelten suchen, so lange ich lebe. Sieh, liebes Kind, sie zwingen mich zu dem vielleicht überkühnen Schritt, den ich zu wagen im Begriffe bin, du hast keine Ahnung von dem, was sie mir angethan; sie haben listig mich umstrickt, sie haben mit schlauer Kunst mich umgarnt, um mich einem Manne in die Arme zu treiben, den ich hasse, den ich verabscheue, für den ich nichts als die tiefste Verachtung empfinde."

„Gewiß meinen Sie den fatalen Herrn von Binsenburg!" rief Margarethe; „nun ich habe es doch immer gedacht, obgleich nicht gesagt, wenn die Leute davon sprachen, daß mein gnädiges Fräulein seine Braut wäre; den nimmt sie gewiß nicht, dachte ich immer. Ich bin nur ein armes Mädchen, und er ein vornehmer Herr, aber ich nähme

ihn selbst nicht, glaube ich. Müssen wir aber darum weglaufen, liebstes Fräulein, können wir ihm nicht ohne viele Umstände einen Korb geben? Zwingen kann man uns doch nicht!"

„Zwingen nicht, wahrlich nicht," erwiederte Sidonia; „aber mich überreden wollen, mich quälen, mein Daseyn mir zur Hölle machen, das können, das werden sie, bis ich vielleicht aus Verzweiflung — liebe Margarethe, wer kann für sich selbst stehen? wer, der wie ich, den gerechtesten bittersten Unmuth gegen seine Umgebungen im Herzen trägt, kann behaupten, daß er in jeder Stimmung seines Gemüths stets an dem Rechten festhalten werde, daß er nie zu einem Schritte sich hinreißen lassen könne, den er späterhin ewig bereuen müßte? Hat jemals ein Engel in Menschengestalt auf Erden gelebt, so war es meine Mutter! und doch mußte sie ein peinvolles Daseyn hinschleppen, sank unbeglückt und Keinen jemals beglückend, in ihr frühes Grab! weil sie durch ihr eigenes, kindlich frommes Gemüth sich verleiten ließ, in der edelsten Absicht eine Verbindung einzugehen, die nie hätte geknüpft werden sollen. Entschlafene Heilige, du sollst nicht vergebens mich

durch dein Beispiel gewarnt haben! ich kann elend, ich kann recht sehr unglücklich werden, doch nie werde ich wie du, in ängstlich beklemmenden Banden ein Leben kümmerlich führen, dessen kleinlichen Zweck ich selbst verachten müßte. Nein, das werde ich nie du gute fromme Selige!"

Von innerer Bewegung hingerissen, hatte Sidonia Margarethens Gegenwart gänzlich vergessen; mit begeistertem, zum Himmel gewandten Blicke war sie, ohne sich dessen bewußt zu seyn, in ein Selbstgespräch ausgebrochen, bei welchem ihrer Zuhörerin ganz ängstlich zu Muthe wurde, weil sie keine Silbe davon verstand.

„Ich will ja alles, alles thun, was Sie wollen, liebstes Fräulein, beruhigen Sie sich doch nur," bat das arme Mädchen, „ich will von Herzen gern mit Ihnen davon laufen; denn wenn mein Fräulein hier nicht mehr im Hause ist, mag ich auch nicht länger darin seyn, und daß Sie den Herrn von Binsenburg nicht mögen, kann ich Ihnen nicht im Mindesten verdenken. Nur das Einzige sagen Sie mir noch, wo wollen wir hin? wir wissen ja weder Weg noch Steg."

„Zu meiner Tante, der Frau von Bornefeld,

wollen wir," erwiederte Sidonia, indem sie schnell sich zu fassen suchte; „sie hat mich zu sich eingeladen, und wird uns freundlich aufnehmen, auch du sollst es gut bei ihr haben, liebe Margarethe, so gut als ich selbst, das verspreche ich dir. Der Weg zu ihr ist weit, aber kümmere dich deshalb nicht, ich will dich schon führen. Ich habe mich mit einer Reisekarte versehen, auf der jeder Ort, jedes Dörfchen, wo wir durchkommen müssen, genau bezeichnet ist; wir können den Weg nicht verfehlen. Schon seit mehreren Wochen habe ich, für den Fall der Noth, der jetzt eingetreten ist, zu diesem Schritte alles vorbereitet. Ich habe mich mit Reisegeld versehen; auch mit Waffen, wie du siehst, wenn gleich nur für den Anschein, denn die Art von Muth, die dazu gehört, um Gebrauch davon zu machen, möchte uns beiden wohl fehlen," setzte sie lächelnd hinzu.

„Ach wenn Sie nur die häßlichen Pistolen zu Hause lassen wollten, wie leicht geht solch ein Ding los, und dann haben wir das Unglück," bat Margarethe. „Aber wie wird es dann weiter? was werden die Leute denken, wenn sie ein schö-

nes gnädiges Fräulein in einer polnischen Jacke herumspazieren sehen?“

„Margarethe, deine Angst, glaube ich, macht dich dumm, was du doch sonst nicht bist,“ erwiederte Sidonia lachend. „Das gnädige Fräulein schieben wir einstweilen ein wenig bei Seite, wie du leicht denken kannst. Ich, die ich um einen guten Kopf länger bin als du, passire für deinen Bruder Fritz, und du bist meine Schwester Gretchen. Unser Vater heißt Schmidt, und ist ein Landprediger; er hat mich nach Sachsen geschickt, um dich, mein liebes Gretchen, von unserer dort lebenden Großmutter abzuholen. Unterweges werde ich das alles dir weitläuftiger erklären, jetzt geh und kleide dich um, in meinem Schlafzimmer findest du alles, was du brauchst, um für ein artiges Landmädchen gelten zu können.“

„Ach, bestes Fräulein, das ist recht schön,“ erwiederte Margarethe; „ich bin jetzt freilich noch ein wenig dümmlich und verdutzt über das alles, was so unverhoft mir überkommen ist, aber ich werde mich schon wieder besinnen, und meine Rolle gewiß gut spielen. Nur eins liegt mir noch auf dem Herzen, das heraus muß. Werden die gnä-

dige Stiefmama und der Herr Bruder von Ihnen uns nicht nachsetzen lassen? und wenn sie uns nun einholen? Ach die Schande! dann werden wir gewiß verarretirt!"

„Bedenke, daß wir drei volle Tage vor uns haben, ehe sie nur gewahr werden können, daß wir fort sind," antwortete Sidonia. „Einen günstigeren Augenblick zur Flucht, konnte der Zufall mir nicht bieten, und ich folge seinem Wink mit muthigem Herzen. Sie holen schwerlich uns ein, aber gesetzt, daß hieser schlimmste Fall einträte, dennoch bin ich vor dem Elende, das ich am meisten scheue, gerettet. Oeffentlichem Schimpf wird mein rücksichtsvoller Bruder seine Schwester nicht aussetzen wollen, das hieße gegen den Anstand gesündigt, denn sie trägt seinen Namen. Binsenburg muß, nach einem so deutlichen Beweise meiner Abneigung gegen ihn, von selbst zurücktreten, das ist nicht anders möglich, und meine Stiefmutter wird mich hoffentlich aus ihrem Hause gern entfernen. Es komme, was da wolle, von heute an nimmt mein Geschick eine andere Wendung, und jede neue ist mir eine erfreuliche, sobald sie meinen jetzigen Umgebungen mich entreißt. Ich bin jung, ich bin

gesund, die Welt liegt offen vor mir, und ich bin nicht ganz freundlos in ihr. Was mir auch widerfahren mag, ich gehe frohen Muthes ihm entgegen; aber in dumpfem Zwange verschmachten, die kleinlichen zahllosen Neckereien des Lebens sich täglich erneuern sehen, bis sie Jugendmuth und Lebensgefühl in mir ertödten, das kann und will ich nicht ertragen."

Der vorfahrende Wagen endigte das Gespräch. Der kleine tragbare Mantelsack und ein Handkorb, mit welchem Margarethe sich belud, enthielten alles, was diese und ihre Dame auf der Reise nöthig zu haben glaubten. Ihre weiten Reisemäntel verbargen beim Einsteigen in den Wagen die Kleidung, die sie unter denselben trugen. Sie fuhren ab, auf dem Wege, der nach Theodors Landgut führte.

Den Schlüssel zu ihrem Zimmer hatte Sidonia mit sich genommen, nachdem sie folgenden Brief an ihren Bruder auf ihren Schreibtisch gelegt.

„Mit innerem Widerstreben, obgleich in der klaren Ueberzeugung, daß ich durch dein Betragen gegen mich dazu berechtiget bin, unternehme ich es, [illegible]würdiger List mit erlaubter zu begegnen. Mein

Bruder, du haſt gethan was nicht recht iſt, du haſt übel an mir gehandelt, du haſt mir Fallſtricke gelegt, die kein edler Mann einem ſchutzloſen Mädchen legen ſollte, am wenigſten einer Schweſter. Abſichtlich haſt du meine Perſon, meine Ehre, meinen guten Namen der Gewalt eines elenden verächtlichen Menſchen übergeben. Zu meinem Glück war dieſer feigherzig und unüberlegt genug, um ſelbſt, wenn gleich ohne es zu wiſſen oder zu wollen, mich einen Blick in deine Plane werfen zu laſſen; und dieſer einzige Blick war hinreichend für mich, um ſie vereiteln und ihren Folgen entgehen zu können.

„Theodor! wie konnteſt du das an mir thun! du, den ich ſo herzlich einſt liebte, den ich ſo gerne fortwährend lieben möchte, du, der einzige Freund, an den von meiner Geburt an die Natur mich gewieſen!

„Du wünſcheſt gewiß nicht, daß ich dir hier alles auseinander ſetzen ſoll, was du an mir verſchuldet; der Erfolg muß dich überzeugen, daß ich dich nur zu gut durchſchaut habe, und ich will dir die Demüthigung erſparen, dir von mir vorhalten laſſen zu müſſen, zu welcher, dich und mich

erniedrigenden List du dich herabgelassen hast, um selbst mit Gefahr des Lebensglückes deiner Schwester, äußere Vortheile dir zu erringen, und deiner Eitelkeit zu schmeicheln.

„Als du gestern Abend mit süßen trügerischen Schmeichelworten die Schlingen fester zu ziehen suchtest, in denen du deine arglose Schwester gefangen zu haben glaubtest, da Theodor, da habe ich, zu meinem unsäglichen Schmerz, dich durchschaut, tief, tief, bis auf den Grund deines von unseligem Eigennutz und strafbarer Eitelkeit erfüllten Gemüths. Deine Freundlichkeit empörte mich bis in den tiefsten Grund meiner Seele, du selbst erschienst mir wie jene Larven, die schon bei jenem unseligen Feste mich mit vorahnenden Schauern erfüllten, und mir grausete vor dem eigenen Bruder, wie vor einem wilden unheildrohenden Gespenste. Es war nicht allein das Gefühl der Nothwendigkeit, zu meiner Vertheidigung, der List Verstellung entgegen setzen zu müssen, was mich bewog, mich für kränker zu geben, als ich es war; es war der tiefe Jammer, dich so gesunken zu sehen, der meine Brust erfüllte und meine Worte erstickte. Der Gedanke, entfliehen zu müssen, der wohl zuweilen in

meinem Gemüthe flüchtig aufgetaucht hatte, wenn ich zu unwürdig mich verfolgt fühlte, bildete sich mir erst in jenem, mir so entsetzlichen Augenblick, zum festen Entschlusse aus; aber ich konnte mich dennoch nicht überwinden, dich mit ausdrücklich ausgesprochenen Unwahrheiten zu hintergehen. Du selbst, verleitet von blindem Eifer für deinen Zweck, legtest zuerst meinen Worten eine Deutung unter, an die ich anfangs gar nicht gedacht; der Schutzengel der Unschuld wollte mich retten, und umnebelte deinen sonst weltklugen Verstand, so daß du den eigentlichen Sinn meiner einfach klaren Worte nicht mehr zu erkennen vermochtest. Wenn du einst, bei kälterem Blute jedes Wort nochmals überlegst was ich gestern zu dir sprach, so wirst du selbst darüber erstaunen, daß es dir damals möglich war, mich so zu mißverstehen. Aber es waltet über uns ein gerechtes gütiges Wesen, das selbst die Klugen mit Blindheit zu schlagen weiß, wenn es gilt, die Unschuld aus ihren Fallstricken zu erretten.

„Von heute an ist der Zufall mein Bruder, mein schützender Freund, er hat, so lange ich lebe, besonders in diesen jüngst vergangenen, das Glück

meiner ganzen Zukunft bedrohenden Tagen, ſich mir als ſolcher bewieſen; er hat vor dem Abgrunde mich bewahrt, in welchen die mich hinablocken oder hinabſtoßen wollten, denen es vor Allen oblag, für mich Sorge zu tragen. Ich Heimathloſe habe nur ihn, dem ich mich anvertrauen könnte, aber ich weiß, daß ein allſehendes Auge über mich wacht, das ihn ſo leiten wird, wie es mein Beſtes erfordert.

„Alles, was da lebet und athmet auf Erden, iſt befugt, ſich vor dem Untergange zu retten, ſo lange dieſes in ſeiner Macht ſteht. Der Menſch darf es nur, wenn es geſchehen kann, ohne noch höhere Pflichten, als die der Selbſterhaltung zu verletzen; und ich verletze keine, indem ich der Gewalt einer Frau mich entziehe, die zwar mütterliche Rechte über mich üben darf, aber nicht mütterlich für mich empfindet, und die mir bewieſen hat, daß ſie nur zu geneigt iſt, die ihr über mich anvertraute Macht zu meinem Verderben zu mißbrauchen. Von dem Verhältniß, in welchem ich gegen dich ſtehe, laß mich ſchweigen. Du biſt mein Bruder, aber du haſt nicht brüderlich an mir gehandelt, und indem ich alles anwende, um mich deinen unwürdigen eigenſüchtigen Planen zu

entziehen, thue ich nur, was ich mir selbst schuldig bin.

„Der Zufluchtsort, den ich mir erwähle, ist in jeder Hinsicht anständig und ehrenvoll. Niemand begleitet mich auf meiner Flucht, Niemand soll um dieselbe wissen, außer meine treue Margarethe, die ich erst im letzten Augenblick davon unterrichten werde, in welchem ich sie anzutreten im Begriffe bin. Wahrscheinlich wird ihre Anhänglichkeit an mich ihr nicht erlauben, mich allein gehen zu lassen.

„Ich eile nicht in die Arme eines Geliebten; bis jetzt habe ich noch keinen Mann gesehen, den ich hoch genug stellen könnte, um mich ihm liebend anzuvertrauen. Wahrscheinlich werde ich niemals ihn finden, weil mein Herz nie ihn suchen wird, indem es frei von jeder Sehnsucht nach einem Glücke ist, von welchem es sich keine Vorstellung machen kann. Auch habe ich, unerachtet meiner Jugend, schon genug von der Welt gesehen, um mich mit Widerwillen und Unmuth von jedem Gedanken an Verbindungen abzuwenden, wie die sind, die ich täglich um mich erblicke. Deshalb kann ich ohne Rückhalt hier die Versicherung wie-

derholen, daß ich zwar nie einen Gemahl nach der Wahl meiner Stiefmutter annehmen, aber auch den Willen meines Vaters ehren werde, der mir verbietet, ohne ihre Einwilligung mich zu verheirathen. Nur Ruhe, persönliche Sicherheit, und Befreiung von offenbarem oder heimlichem Zwange suche ich, und bin überzeugt, sie dort zu finden, wohin ich mich zu wenden gedenke.

„Verfolge mich nicht, suche nicht mich einzuholen, und bewege auch meine Stiefmutter, es zu unterlassen; Dein listiges Beginnen hat mich auf einen Punkt getrieben, wo alle äußere Rücksichten schwinden; furchtlos und laut würde ich die öffentliche Gerechtigkeit um Hülfe anrufen, sollte ich durch dich und deine Verbündeten, sey es mit Zwang oder List, mich neuen Fallstricken, neuen Versuchen zu meinem Verderben entgegengeführt sehen. Laß mich ruhig und ungefährdet meinen sichern Zufluchtsort erreichen; sobald dieses geschehen ist, schreibe ich dir, und bin im Voraus überzeugt, daß, bei näherer Ueberlegung und kälterem Blute, du sowohl, als meine Stiefmutter sich freuen werden, mich entfernt, und gerade dort zu wissen, wohin ich gehe.

„Ich scheide von dir ohne Groll, wenn gleich mit einem sehr schmerzlichen Gefühl, und kann im Scheiden den Wunsch nicht unterdrücken, dich dereinst wieder zu sehen, sobald dein besseres Ich über Selbstsucht, über unwürdige Lust am eitlen Glanze, über jenen Hang zu erniedrigender List gesiegt haben werden, die jetzt jedes edlere Gefühl in dir ersticken und deinen Geist umdunkeln.

Sidonia von Klarenbach."

* * *

Das Wetter war günstig, die Sonne warm, der Himmel blau; aus frisch knospenden Hecken wehte schon der balsamische Hauch des in diesem Jahre ungewöhnlich zeitig eintretenden Frühlings den Reisenden entgegen, und Sidonia athmete in ihm neuen Lebensmuth ein. Ihr war, wie es einem jungen, im Käfig erzogenen Vögelchen zu Muthe seyn mag, dem es glücklich gelang, den ihm gesetzten Schranken zu entschlüpfen, und das die zuvor nie geübten Flügel nun zum erstenmal in freier Luft mit bänglicher Freude versucht, vor jedem im Winde schwankenden Blüthenzweige erschrickt, und doch mit namenloser Lust von einem zum andern flattert, bis es endlich dem Wipfel

der höchsten Bäume, zuletzt gar dem blauen Aether, sich zuzuschwingen wagt.

Die beiden Flüchtlinge fuhren mehrere Stunden, ohne irgend einer Art von Unfall oder Widerwärtigkeit zu begegnen. Sidonia benutzte diese Zeit, um der noch immer ängstlichen Margarethe Muth einzusprechen, und, so weit dieses thunlich und nöthig war, ihr mit möglichster Schonung Theodors, die Gründe auseinander zu setzen, welche sie zur Flucht bewogen. Dann ging sie zu der nöthigen Verabredung der Rollen über, die beide unterwegs zu spielen hatten, und überlegte mit ihr, wie sie sich benehmen mußten, um jedem Verdachte zu entgehen. Es überraschte sie auf das angenehmste, daß Margarethe mit einer Art darauf einging, die deutlich bewies, daß diese sie vollkommen verstände, und sehr geeignet sey, sich in ihre jetzige Lage zu finden, und der jungen Herrin beizustehen.

Unerachtet ihrer sehr mangelhaften geistigen Bildung, besaß Margarethe dennoch im hohen Grade das, was man Mutterwitz nennt; die Natur hatte sie mit einem gesunden Verstande und ziemlicher Fassungsgabe ausgestattet. Von Trüb-

ſinn, Unzufriedenheit, und allem, was an dieſen gränzt, war keine Spur in ihrem Charakter zu finden, und Sidonia durfte hoffen, an ihr eine heitere Reiſegefährtin zu haben, die nicht durch bängliche Klagen jede kleinliche Beſchwerlichkeit, noch beſchwerlicher machen würde. Margarethe war gewohnt, jede Unannehmlichkeit des Lebens in reichlichen Thränenſtrömen zu ertrinken, um dieſelben, wenn ſie „ſich ſatt geweint hatte," wie ſie es nannte, flugs und fröhlich auf immer zu vergeſſen. Nur in der treueſten Anhänglichkeit an ihre junge Gebieterin war ſie unerſchütterlich feſt, und Sidonia hatte abermals Urſache, den Zufall zu preiſen, der ihr dieſes treue Gemüth als Dienerin zugeführt.

Schon neigte die Sonne dem Untergange ſich zu, als der Wagen am Fuße eines nicht bedeutend hohen, aber ziemlich ſteilen Hügels hielt, deſſen Spitze ein kleiner Tannenwald krönte. Die leiſe hin und her ſich wiegenden Wipfel der hohen ſchlanken Bäume glänzten wie vergoldet im röthlichen Sonnenſchein; die Gegend rings umher war eine der lieblichſten, durch die ihr Weg die Reiſenden bisher geführt hatte, und Sidoniens Auge

weilte darauf mit stillem Wohlgefallen, während der Fuhrmann nach der dortigen Landessitte, seine ziemlich abgetriebene Thiere, vermittelst einiger Schnittchen Brod, zum Hinanklimmen des steilen sandigen Weges zu ermuthigen suchte.

„Wie heißt der Ort dort unten an der andern Seite des Hügels?“ fragte Sidonia.

„Neudorf,“ antwortete der Fuhrmann, „wir müssen dadurch, und es ist kaum ein halb Stündchen bis dahin; aber der Berg ist böse, und der Weg wird meinen armen Schimmeln diesmal recht sauer werden. Die müden Thiere müssen ihn heute zweimal in einem Futter zurücklegen, denn ich soll noch diese Nacht zurück und kann erst in Brückenheim füttern. Wenn wir aber nur in Neudorf sind, dann haben wir gewonnen, von da aus ist es nur ein kleines halbes Stündchen bis Klarensee; prächtiger Weg, immer in der Ebene hin. Sehen Ihre Gnaden, da liegt schon das Schloß, dort über jenem Busche können Sie den Thurm hervorgucken sehen.“

Sidonia erbleichte, sie hatte nicht geglaubt, daß Neudorf, über welches der Weg sie führen mußte, so nahe an Klarensee läge.

„Was sind denn das für Gebäude dort seitwärts in der Ebene?“ fragte Margarethe, um ihrer erschrockenen Gebieterin Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Das ist die neue Mühle,“ sprach der Fuhrmann; „sehen Sie, hier geht der Fußweg recht plaisirlich, immer längs dem Bach über die Wiesen. Der Fahrweg aber führt über den Berg durch den Busch, ein böser gottloser Weg für Menschen und Vieh.“

„Wir dürfen nicht nach Neudorf, da es so nahe an meines Bruders Gute liegt,“ flüsterte Sidonia Magarethen zu. „Was fangen wir an, wollen wir gleich wieder nach Brückenheim umwenden? und unter welchem Vorwande?“

„Wir logiren die Nacht in der Neumühle, lassen Sie mich nur machen, ich bin eine Müllerstochter, und weiß an solchen Orten Bescheid,“ erwiederte Margarethe leise, und wandte sich dann wieder an den Kutscher. „Hört, Freund,“ sprach sie, „wir meinten eben, ich und mein Fräulein, daß wir uns ganz steif gesessen haben, auch dauern uns die armen Pferde, daß sie, so um nichts und wieder nichts, uns da hinauf schleppen sollen, wir

möchten ein wenig aussteigen und die kleine Strecke zu Fuße gehen, da der Abend so schön ist. Wir wollen in Neudorf übernachten, und erst morgen früh den gnädigen Herrn und die gnädige Mama in Klarensee überraschen, die eher des Himmels Einfall, als uns vermuthen. Es gibt doch ein Wirthshaus in Neudorf?"

„Ein scharmantes Gasthaus!" rief der Kutscher, höchlich erfreut, „Euer Gnaden können dort alles Mögliche fordern, Kaffee, Wein, Chokolade Gebratenes und Gesottenes, es sind prächtige Leute, schöne Zimmer, herrliche Betten. Ich will Euer Gnaden den Fußsteig weißen, der gerade ins Wirthshaus hinunter führt, er ist kaum ein Viertelstündchen zum Gehen, der Fahrweg zieht sich schon viel weiter um."

„Am Ende ist es wohl gescheiter, wir kommen zu Fuße dort an als zu Wagen, von wegen der morgenden Ueberraschung; denn so eine Kutsche könnte doch Aufsehen im Dorfe machen," sprach Margarethe. „Wenn der Fußsteig so nahe an's Wirthshaus führt, so könnte der Kutscher uns wohl unsern Mantelsack bis oben hinauf tragen, die Leute aus dem Gasthofe werden ihn dann schon

hinunter holen, seine müden Pferde laufen ihm indessen nicht fort.“

„Ei freilich, ei freilich!“ rief der Kutscher, „gestohlen wird er nicht werden, der Hanns aus der Krone holt ihn gleich ab; kommen Eure Gnaden nur, Sie werden sehen, der Fußsteig ist recht plaisirlich, weit besser, als sich in dem schlechten Wege auf den Baumwurzeln herumrumpeln zu lassen.“

Der Vorschlag wurde augenblicklich ausgeführt, der Hügel war schnell erstiegen, oben auf der Höhe konnte man wirklich in den Hof des Gasthauses zu Neudorf hineinsehen, zu welchem der nämliche Fußsteig auf Stufen hinabführte; der Kutscher warf hier seine Bürde ab, und kehrte höchst zufrieden und reichlich belohnt, zu seinem Wagen zurück, während Sidonia, zu ihrem großen Schrekken, unten im Hofe einen Bedienten ihrer Stiefmutter entdeckte, der eben im Begriff war, sein Pferd zu besteigen und fortzureiten.

Margarethe ermahnte sie, sich im Gebüsche versteckt zu halten, überzeugte sich, daß der Kutscher wieder bei seinem Wagen angelangt sey, und traf dann sogleich mit großer Gewandtheit alle An-

stalten, um sich und ihre Gebieterin zur fernern Flucht umzuwandeln. Der Mantelsack wurde ausgeleert und in eine Vertiefung versenkt, wo dichtes Tannengebüsch ihn verdeckte; den Inhalt desselben vertheilte Margarethe in den Handkorb, und in ein kleines zierliches Ränzchen, wie junge elegante Fußreisende es in unsern Tagen zu tragen pflegen, welches Sidonia zu diesem Zwecke mitgenommen hatte. Die Damen-Mäntel und Hüte, unter welchen sie ihre Verkleidung bis jetzt verborgen gehalten, wurden, fest zusammengerollt, dem Mantelsacke zugesellt. Das zierliche Ränzchen aber hing sich Sidonia über die Schultern, und gewann dadurch vollkommen das Ansehen eines jungen fahrenden Schülers; die kleine Bürde war zu leicht, um ihr im Mindesten beschwerlich zu werden. Auch Margarethe sah in ihrer ländlichen Kleidung durchaus nicht wie das elegante Zöfchen aus, das sie noch vor kurzem gewesen, und beide wandelten jetzt Hand in Hand, nicht ohne einiges Herzklopfen, den Hügel wieder hinab.

Eine Stunde beinahe mochte über allen diesen Zurüstungen vergangen seyn, und die Sonne senkte

ſich eben unter den Horizont hinab, als ſie am Fuße des Hügels anlangten, um den über die Wieſen zur Mühle führenden Fußſteig zu betreten. Ein Blick auf die Straße überzeugte ſie zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Wagen ſchon zu entfernt ſey, als daß der Kutſcher ihrer noch hätte anſichtig werden können, und ſchon waren ſie im Begriffe, ſich aus dem Gebüſch hinaus ins Freie zu wagen, als der nahe Hufſchlag eines Pferdes ſie plötzlich erſchreckte. Margarethe zog ihre Gebieterin zurück ins Gebüſch, um den Reiter, der auf dem Fahrwege den Hügel herabkam, vorüber zu laſſen. Es war Heinrich, der nämliche Bediente, den ſie kurz zuvor im Hofe des Neudorfer Wirthshauſes geſehen und der jetzt, zu ihrem großen Entſetzen, gerade auf die Mühle zuritt, in welcher ſie zu übernachten gedachten. Aengſtlich ſchüchtern, drückten die armen Mädchen ſich tief in ihr grünes Verſteck hinein, ohne auf das Stechen der Tannennadeln zu achten, und wagten es kaum, Athem zu holen. „Jetzt iſt er an der Mühle, jetzt ſteigt er an der Thüre des Hauſes ab, er bindet ſein Pferd an das Staket, und führt es nicht in den Stall; das iſt ein Zeichen, daß er nicht lange dort

zu verweilen gedenkt," flüsterte die durch die Zweige lauschende Margarethe.

Heinrich blieb indessen weit längere Zeit in der Mühle, als Margarethe es vermuthet hatte; es war schon tiefe Dämmerung, als er den Rückweg antrat, und ohne ihrer gewahr zu werden, an ihnen vorüber ritt; doch Alt, der den Flüchtigen nur zu wohl bekannte Pudel, der ihn begleitet hatte, ohne daß sie es zuerst in der Angst gewahr worden waren, fand ihre Spur auf, mit freudigem Gewinsel sprang er an Margarethen in die Höhe, deren weiche weiße Hand den schwarzen Krauskopf zu Hause oft geliebkoset, und ihm heimlich manchen guten Bissen zugesteckt hatte. Margarethe kam darüber fast in Verzweiflung, und war nahe daran sich und ihr Fräulein verloren zu geben, denn das treue Thier wollte sich nicht abweisen lassen, und Heinrich konnte jeden Augenblick zurück kehren, um es zu suchen. Doch Sidonia faßte sich schnell: „such', such', Alt, apporte!" rief sie mit jener Geistesgegenwart, die oft in der höchsten Angst wunderbar uns zu Hülfe kommt; ein Stein, mit ungewohnter Kraft von ihr geschleudert, flog in weiten Bogen mitten in einen großen Haufen

gefällten Strauchholzes hinein; der treue Hund machte sich alsobald auf, dem Befehl Gehorsam zu leisten, und die beiden Flüchtigen benutzten diesen Augenblick, um im schnellsten Laufe die Mühle zu erreichen, ehe das arme Thier mit der ihm auferlegten Arbeit fertig werden konnte.

Die alte Müllerin saß noch vor ihrer Hausthüre, als Sidonia und Margarethe ziemlich athemlos anlangten, und ihre Bitte um ein Nachtquartier ihr vortrugen. Margarethe erzählte mit vieler Geläufigkeit, wie sie beide Kinder eines wohlhabenden Müllers aus der Gegend von Hanau wären, wie sie selbst in Sachsen bei ihrer Großmutter, ebenfalls Besitzerin einer Mühle, erzogen worden sey, und der Vater nun, nach ihrer Mutter Tod, sie bei sich zu haben verlange, und deshalb ihrem Bruder geschrieben habe, sie abzuholen und zu begleiten. „Er ist noch ein wenig schüchtern und unbeholfen, der gute Fritz," setzte Margarethe hinzu, „das macht das viele in Büchern Lesen, denn er bleibt nicht bei der Mühle, die Nase steht ihm höher, er will auf einen Pfarrer studiren, und kommt eben von der Schule in Altenburg."

Margarethe hatte genau den rechten Ton zu treffen

gewußt, um das Herz ihrer guten freundlichen Zuhörerin sich geneigt zu machen, und zur Gewährung ihrer Bitte sie zu bestimmen. Es währte keine halbe Stunde, so saßen sie, Sidonia, die Müllerin und ihre beiden Söhne, beim Abendbrod so vertraulich bei einander, als wären sie Zeitlebens die besten Freunde gewesen. Margarethe plauderte in einem fort, Sidonia versuchte zwar ebenfalls sich in das Gespräch zu mischen, aber es wollte ihr nicht immer gelingen, den rechten Ton zu treffen, doch ihre Begleiterin verstand die Kunst, ihr mit leichter Art über jede kleine Verlegenheit hinüber zu helfen.

„Es thut mir leid, ihr Kinder," sprach zuletzt die Müllersfrau, die immer größeres Behagen an ihren beiden Gästen fand, „es thut mir wahrlich leid, daß ihr morgen frühe schon weiter wollt; wißt ihr was? bleibt bis übermorgen bei uns, ich behalte euch von Herzen gern. Es gibt morgen einen großen Tanz auf dem Herrenhofe in Klarensee, alle jungen Leute weit und breit sind dazu eingeladen, es wird dabei hoch hergehen, alles wird vollauf seyn; wie wäre es, wenn ihr mit uns ginget? Ein junger schlanker Bursch und

ein flinkes Mädchen, wie ihr beide, sind bei solchen Gelegenheiten immer gerne gesehen."

„Was ist denn morgen los auf dem Herrenhofe?" fragte Margarethe. Sidonia saß in höchster Spannung stumm da, und wagte kaum sich zu regen.

„Wunderliche Geschichten," antwortete die Müllersfrau, und schüttelte lachend den Kopf. „Der Musje Heinrich vom Schloß war eben hier, kurz zuvor ehe ihr kamt, habt ihr ihm nicht etwa begegnet? Er kam wegen der Forellen, die ich auf morgen zu liefern versprochen, und hat mir alles erzählt. Die Schwester des neuen gnädigen Herrn hält morgen Verlobung mit einem vornehmen Herrn Grafen; aber der Spaß davon ist, daß sie gar nicht dabei seyn wird, sie liegt zu Hause krank in ihrem Bette und ist gar nicht hier, sagt Musje Heinrich. Nun das weiß ich, ich ziehe morgen mein Sonntagskleid an, und mache hinüber; ich muß doch sehen, wie sie Verlobung halten wollen ohne Braut. Ich denke mir, es wird wohl eine Andere so lange die Braut vorstellen, aber das ist denn doch auch nicht hin und nicht her. Das muß aber wahr seyn, die Vornehmen haben kuriose

Schrullen im Kopfe; unsereiner würde denn doch mit der Verlobung warten, bis die Braut wieder gesund wäre, sollte ich denken. Nun jeder Vogel singt, wie ihm eben der Schnabel gewachsen ist, pflegte mein seliger Mann immer zu sagen, aber wie steht es, ihr Kinder, wollt ihr morgen mit?"

„Wir möchten gern, aber es geht nicht, liebe Frau Müllerin," erwiederte Margarethe, „denn sieht sie, die Reise ist weit, und wir kommen ohnehin schon viel später zu Hause an, als der Vater es wohl meint, denn Fritz ist lange nicht so gut zu Fuße als ich. Er ist des Gehens nicht so gewohnt, in der Mühle gibt es immer etwas zu laufen und zu beschicken, aber der da hat sich bei den alten Büchern ganz steif gesessen."

„Das arme junge Blut ist wirklich ganz blaß vor Müdigkeit, und zittert am ganzen Leibe, wie vom Fieberfrost geschüttelt," sprach die Müllerin, und sah Sidonien recht bedenklich und mitleidig an.

„Mir ist wohl, ganz wohl, liebe Frau," erwiederte Sidonia, indem sie gewaltsam sich zusammen nahm, „ich bin nur von Herzen müde. Ihr sollt es sehen, liebe Frau Müllerin, wenn ich mor-

gen ausgeschlafen habe, bin ich wieder frisch und munter wie ein Hirsch."

„Ihr wollt morgen früh nach Waldheim?" fragte Wilhelm, der älteste Sohn der Müllerin, der an der hübschen Margarethe großen Gefallen zu finden schien.

„Mit dem frühesten," erwiederte Sidonia, „der Postwagen trifft Vormittags dort ein, wie ich gehört habe, vielleicht finden wir auf ihm noch Plätze, um . . ."

„Man kommt denn doch immer so ein Paar Meilen weiter," fiel Margarethe ein. „Mit der Post reisen, wie vornehme Leute, das dürfen wir zwar nicht, das möchte dem Vater zu viel Geld kosten, und er würde uns darüber schön ansehen; aber zuweilen ein kleines Trinkgeld daran wagen, um ein Stückchen mitzufahren, das können wir schon dann und wann allenfalls spendiren."

„Jüngferchen, ich habe einen Vorschlag zur Güte," erwiederte der junge Müller sehr freundlich, „wenn Ihr Euch beide nur recht früh aus den Federn finden könnt. Doch von jetzt an bis Morgens drei Uhr bleiben Euch noch immer sechs volle Stunden zum Ausschlafen, und mehr braucht

man nicht; was etwa noch fehlen ſollte, könnt Ihr ſpäterhin auf meinen Mehlſäcken nachholen. Ich muß morgen früh mit meinen Füchſen nach Waldheim; anfangs verdroß es mich, daß ich nicht mit nach Klarenſee ſollte, aber nun — wenn Ihr es alſo zufrieden ſeyd, ſo wecke ich Euch gegen drei Uhr, die Mutter wird dann ſchon ſo gut ſeyn, die Morgenſuppe parat zu halten, und der Wagenmeiſter in Waldheim iſt mein guter Freund, ich will es mit ihm einrichten, daß er gegen ein Trinkgeld eine kleine Strecke hinter Waldheim Euch als blinde Paſſagiere aufnimmt, bis zur nächſten Station; und auch wohl noch eine Station weiter, denn ſo weit muß er den Wagen begleiten; wie gefällt Euch der Vorſchlag?"

Margarethe und Sidonia nahmen ihn dankbar an, und ihre freundliche Wirthin trieb ſie jetzt ſelbſt zum Schlafengehen, damit ſie morgen bei Zeiten aufſtehen könnten. Des jungen Müllers Erbieten, den Bruder Fritz mit in ſeine Schlafkammer zu nehmen, verſetzte zwar Sidonien für einen Augenblick in höchſt peinliche Verlegenheit; doch Margarethe erklärte, daß ſie vor Angſt des Todes ſeyn müſſe, wenn Fritz nicht bei ihr wäre, weil

ſie ſich gar zu ſehr vor Geſpenſtern graue, um über Nacht allein bleiben zu können, beſonders an einem fremden Orte. Die Müllerin lachte das furchtſame Ding zwar von Herzen aus, wieß aber dennoch mit gutmüthiger Argloſigkeit den beiden Geſchwiſtern ein Schlafkämmerchen an, und bald darauf herrſchte im ganzen Hauſe die friedlichſte Stille.

* * *

„Nun wie gefällt Euer Gnaden dieſe neue Art zu reiſen?“ fragte Margarethe lachend, ſobald ſie mit Sidonien allein war, „und was meinen Sie zu dem morgenden Feſte in Klarenſee? Ich wollt', ich wäre ein Vögelein, um es mit anzuſehen.“

„Und ich wollte, ich hätte Flügel, um weit davon zu fliegen über Berg und Thal, um von allem dieſem nichts mehr zu ſehen und zu hören!“ ſeufzte Sidonia. „Ach gute Margarethe, wie iſt mir das Herz doch ſo ſchwer in meiner Bruſt! Faſt als ob ich Reue darin trüge, und doch bin ich mir deutlich bewußt, keine Schuld auf mich geladen zu haben. Ich entfliehe der Gewalt, der zu widerſtehen ich keine Mittel in Händen habe,

die, verbunden mit niedrer Schlauheit, mich ins Verderben bringen, mich sogar zwingen will, selbst schlecht zu handeln. Doch daß sie es so weit treiben würden, hätte ich mir nimmer gedacht, förmlich die Verlobung einer Abwesenden zu feiern, es ist unerhört, es gränzt an Wahnsinn."

„Ach wer kann wissen, was der superkluge Heinrich der guten alten Frau vorschwatzte, und sie nur halb verstand," erwiederte Margarethe. „Von Verlobung kann unmöglich die Rede seyn, dazu gehören denn doch immer und überall ihrer zwei. Der naseweise Windbeutel hat sich bei der einfältigen Müllerin nur ein Ansehen geben wollen, als ob er um alle Familienangelegenheiten der Herrschaft wüßte; und daß wir den Herrn von Binsenburg heirathen würden, davon haben die Bedienten unter sich schon lange gemunkelt."

„Und wenn sie nun zu Hause kommen, meine Flucht entdecken," fuhr Sidonia fort, „wenn nun das einzige Unglück sie trifft, das sie als das größte erkennen, das Unglück, in den Augen ihrer Bekannten eine lächerliche Rolle zu spielen. Wenn sie sich nun obendrein gestehen müssen, daß sie selbst ohne Noth das Aufsehen erregten, unter des-

sen Last sie zu Boden sinken, wie wird mein Bruder, wie meine Stiefmutter das ertragen! Ich weiß, ich habe kein Unrecht verübt, um keinen Preis möchte ich den Schritt zurückthun, den ich gewagt, und doch peinigt mich der Gedanke unsäglich, daß ich Andern wehe gethan habe, um mich zu retten!"

„Sie sind zu gut, viel Hundert-Tausendmal zu gut, mein gütigstes gnädiges Fräulein; ich habe es immer gesagt, Sie sind ein Engel an Gemüth!" rief Margarethe, und drückte, Thränen im Auge, die Hand ihrer Herrschaft an ihre Lippen.

„Aber ich bitte Sie um alles, schlagen Sie die trübseligen Gedanken sich aus dem Sinne; danken Sie Gott, daß wir so weit sind, und grämen Sie sich nicht um Leute, die es wahrlich nicht gut mit Ihnen im Sinne hatten. Die es sich eingebrockt haben, mögen es ausessen, pflege ich immer zu sagen.

* * *

Die Müllerin, welche am folgenden Morgen, lange vor Tagesanbruch, die angeblichen Geschwister zu wecken kam, fand sie schon angekleidet und reisefertig, denn Sidonia hatte vor innerer Unruhe

nicht schlafen können. Als es zum Abschiede ging, zog Sidonia, nicht ohne einige Verlegenheit, ihre Geldbörse hervor, ohne zu bemerken, wie Margarethe ihr zuwinkte, es zu unterlassen. Die Müllerin sah mit großen Augen sie an.

„Er meint wohl gar für das Bischen Abendessen und Nachtlager mich zu bezahlen, Musje?“ sprach sie beleidigt. „Ich halte kein Gasthaus. Steck' er nur in Gottes Namen sein Beutelchen wieder ein, das ihm wohl seine Liebste so zierlich gestrickt hat. Und wenn ich ihm rathen soll, so prahl' er künftig nicht so vor allen Leuten mit seinen Paar Goldpfennigen, sie möchten Liebhaber finden, und werden wohl so schon alle werden.“

„Ich habe es dir immer gesagt, Fritz! daß du mit Geld gar nicht umzugehen weißt!“ rief Margarethe eifrig dazwischen. „Gib mir den Beutel, ich verstehe mich besser darauf als du. Und nun hab' Sie tausend Dank für alles Liebe und Gute, das sie mir und dem Fritz erzeigt hat, liebe Frau Müllerin, und nehm' Sie dem Schulfuchs da, seine gelehrte Ungeschicklichkeit nur gar nicht übel; auf der Schule, unter den studirten Herren, wird man freilich etwas dümmerlich, aber er meint es

nicht übel. Komm, Fritz, gib der guten Frau Müllerin zum Abschiede die Hand, und laß uns machen, daß wir fortkommen, es ist die höchste Zeit."

Die wieder freundlich gewordene Müllerin schüttelte Beiden die Hand, begleitete sie an den Wagen, und nahm ihnen das Versprechen ab, sie zu besuchen, wenn sie einmal wieder des Weges kommen sollten. Der Mond schien noch hell, der Morgenwind wehte empfindlich kalt, doch Wilhelm hatte, um Margarethens Willen, einen großen weiten Mantel mitgenommen, der diese sowohl als ihre Gebieterin gegen die Witterung schützte. Sidonia schlief einen recht erquicklichen Schlaf auf den weichen Säcken, auf welchen der stille Verehrer ihrer Kammerjungfer für beide einen recht bequemen Sitz bereitet hatte. Margarethe unterhielt indessen durch ihr munteres Geplauder den jungen Müller auf das beste; so fuhren sie rasch der aufgehenden Sonne entgegen, und erreichten Waldheim nach wenigen Stunden, wo sie von ihrem wackern Begleiter sich trennten, dem der Abschied von der hübschen Margarethe sichtlich schwer ward. Er selbst brachte sie vorher noch auf den Weg zur

nächsten Poststation, empfahl ihnen nur ganz langsam vorwärts zu gehen, bis der eben angekommene Postwagen sie einholen würde, und schied dann von ihnen mit langsamem Schritt und schwerem Herzen.

Margarethe sah nach einer kleinen Weile sich um, ob nach dem Postwagen, der kommen sollte, oder nach dem jungen Müller, der eben von ihnen gegangen war, mag hier unentschieden bleiben; keins von beiden ließ sich erblicken, wohl aber Ali, der in muntern Sprüngen gerade auf sie zurannte. „Was fangen wir an?“ rief das erschrockene Mädchen, „da ist der verwünschte Hund wieder! Gewiß ist Heinrich oder sonst jemand aus dem Hause nicht weit, wir stehen da auf freiem Felde, können uns nirgend verbergen.“

„Es würde uns auch zu nichts helfen,“ erwiederte Sidonia, „der Hund würde uns immer auffinden und verrathen. Nur Muth, nur besonnen, Margarethe; ziehe dein Sonnentuch tiefer ins Gesicht, und setze dich mit mir hier in den Chausseegraben, mit dem Rücken gegen die Straße, sie reiten wohl an uns vorüber, ohne uns zu erkennen.“

Schreiben von der Hand, eine Handschrift machen. Das Buch, es ist Mode, ist ein Handbuch, ein Lehrbuch, ein Lesebuch, ein Gebetbuch, ein Gesangbuch, ein Liederbuch, ein Schulbuch, ein Kochbuch, ein Rechenbuch, ein Schreibbuch, ein Zeichenbuch, ein Tagebuch, ein Stammbuch, ein Merkbuch, ein Notizbuch, ein Skizzenbuch, ein Musterbuch, ein Modebuch, ein Bilderbuch, ein Märchenbuch, ein Geschichtsbuch, ein Naturgeschichtsbuch, ein Reiseb

Am 27/28 Mitte... schwer Gefecht bei... Am 29. Vormarsch...

Am 30. Vormarsch... Am 31. Vormarsch... Am 1. Vormarsch... Am 2. Vormarsch... Am 3. Vormarsch... Am 4. Vormarsch... Am 5. Vormarsch... Am 6. Vormarsch... Am 7. Vormarsch... Am 8. Vormarsch... Am 9. Vormarsch... Am 10. Vormarsch... Am 11. Vormarsch... Am 12. Vormarsch... Am 13. Vormarsch... Am 14. Vormarsch... Am 15. Vormarsch... Am 16. Vormarsch... Am 17. Vormarsch... Am 18. Vormarsch... Am 19. Vormarsch... Am 20. Vormarsch... Am 21. Vormarsch... Am 22. Vormarsch... Am 23. Vormarsch... Am 24. Vormarsch... Am 25. Vormarsch... Am 26. Vormarsch... Am 27. Vormarsch... Am 28. Vormarsch... Am 29. Vormarsch...

Mittel, 1750, gleich Hauptmann mit der Bestimmung, die Kompagnie des Obersten von Sydow, dann die Kompagnie des Obersten von Bonin, 1756 Major, 1758 Oberstlieutenant, 1760 Oberst, 1763 Generalmajor, 1768 Chef des Regiments Nr. 46, 1778 Generallieutenant, 1781 Generalinspekteur der Infanterie, † 1785.

Er war ein Sohn des † 1. Oktober 1744 geadelten Kammerherrn Friedrich Wilhelm von Bonin auf Gramenz, Kr. Neustettin, und der Anna Sophie, geb. von Puttkamer, und wurde am 1. Januar 1724 geboren. Er trat 1740 in das Regiment Nr. 46, wurde 1741 Fähnrich, 1742 Sekondelieutenant, 1744 Premierlieutenant, 1750 Hauptmann, 1756 Major, 1758 Oberstlieutenant, 1760 Oberst, 1763 Generalmajor, 1768 Chef des Regiments Nr. 46, 1778 Generallieutenant, 1781 Generalinspekteur der Infanterie, † 1785.

Er war ein Sohn des † 1. Oktober 1744 geadelten Kammerherrn Friedrich Wilhelm von Bonin auf Gramenz, Kr. Neustettin, und der Anna Sophie, geb. von Puttkamer, und wurde am 1. Januar 1724 geboren. Er trat 1740 in das

under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,127. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,128. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,129. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,130. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,131. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,132. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,133. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,134. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,135. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,136. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,137. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,138. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,139. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,140. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,141. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,142. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,143. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,144. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,145. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,146. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,147. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,148. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,149. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,150. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,151. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,152. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,153. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,154. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,155. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,156. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,157. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,158. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,159. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,160. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,161. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,162. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,163. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,164. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,165. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,166. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,167. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,168. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,169. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,170. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,171. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,172. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,173. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,174. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,175. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,176. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,177. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,178. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,179. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,180. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,181. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,182. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,183. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,184. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,185. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,186. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,187. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,188. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,189. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,190. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,191. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,192. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,193. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,194. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,195. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,196. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,197. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,198. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,199. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Under Mill, Surrey, by Eli Rix in the name of Thomas Rix, of Mill, Surrey, for a machine for sewing soles, &c., to uppers. Dated 1st May, 1862. No. 1,200. Specification, 4 pp. 1 fig. 6d. Class 15.

Kirchenbuch von Lauterbach. Pfarrer Lorenz Hey, der beständig von Lehrer Hermann gedrängt wurde, endlich einmal mit dem Kirchenbuch zu beginnen, schrieb zuerst auf einen Zettel, was er sich merken wollte, und dann in das Kirchenbuch.

Lehrer Hermann in Hilde, Frau, Ida, Max, Hans, Lehrer Hermann in Lauterbach, Frau, Hilde

ab 8. 12. 97 bis 1. 10. 98 Hilfsarbeiter Wilhelm, ab 1. 10. 98 Bureau-Assistent Wilhelm, ab 1. 10. 99 Bureau-Assistent Wilhelm, Vorsteher der Abtheilung für Kassen- und Rechnungswesen, ab 1. 10. 00 Bureau-Assistent Wilhelm, Vorsteher der Abtheilung für Kassen- und Rechnungswesen, ab 1. 10. 01 Bureau-Assistent Wilhelm, Vorsteher der Abtheilung für Kassen- und Rechnungswesen, ab 1. 10. 02 Bureau-Assistent Wilhelm, Vorsteher der Abtheilung für Kassen- und Rechnungswesen, ab 1. 10.

Schulter hinweg, nach einem nahen kleinen unansehnlichen Hause, das ganz einsam am Abhange der Felsen lag.

„Eine prächtige Kneipe! Die alte Spelunke sieht wie ein Rauchloch aus. Ich habe sie bis jetzt für einen gigantischen Maulwurfshügel angesehen!“ So riefen die Studenten.

„Ein Pallast ist's freilich nicht,“ sprach der Fährmann, „aber im Fall der Noth, wie eben heute, haben doch schon sehr vornehme Herrschaften es sich darin gefallen lassen müssen. Essen, Trinken, und eine reinliche Streu zum Nachtlager finden Sie da drinnen, auch Gesellschaft; eben sind ein Paar junge Leutchen dort eingekehrt, die ebenfalls übergefahren werden wollten; wer weiß, was noch vor Abend hinzukommt, denn die Passage geht jetzt stark. Nun Gott befohlen! so wie das Wasser fällt, melde ich es.“ Damit kroch er unter sein niedriges Hüttendach, und überließ die jungen Leute ihrem Schicksal, die durch den immer heftiger werdenden Regen sich endlich doch bestimmen ließen, seinen Rath zu befolgen. Eine Art Reisekalesche neben dem Hause zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, ein großer schwarzer Pudel in

derſelben knurrte ſie unfreundlich an, und wies ihnen die Zähne, als ſie den ledernen Vorhang des Wagens ein wenig lüfteten, um hinein zu ſehen. Sie ließen ihn ſogleich wieder fallen, und gingen in das Haus.

„Das iſt ein vermaledeites Rattenneſt! Thurm, bücke dich, du ſtößt dir ſonſt das Cranium ein!“ rief der Schnurrbart beim Eintritt in die ziemlich große, aber dunkle und niedrige Gaſtſtube, die zugleich das einzige Zimmer im Hauſe war, die Schlafſtätte der Wirthsleute abgerechnet. „Wein her, Frau Wirthin, vom beſten Krätzer!“ riefen beide Studenten im Chore, warfen ſich am Fenſter auf die Bank, ſtreckten die Beine weit von ſich weg, und trafen Anſtalt, ihre Pfeifen anzuzünden.

„Was haben wir denn hier?“ rief plötzlich der Thurm, und zog Sidoniens kleines Ränzchen unter der Bank hervor; „und dort in jenem Winkel rührt ſich auch etwas, wohl ein angehendes Füchslein, dem dieſe Bagage hier angehört,“ ſetzte er hinzu, indem er ſcharf nach dem Ofen hinblickte, in deſſen Nähe, als der entfernteſten und dunkelſten Ecke des Zimmers, Sidonia und Margarethe

sich zurückgezogen hatten. Damit stand er auf, stolperte mit weiten schweren Schritten quer durch das Zimmer, und stellte dicht vor jenen beiden sich hin.

„Prosit Penal!“ rief er lachend, „was munkelst du denn hier in der Ecke? Hast dir auch dein Schätzchen gleich mitgebracht? Nun das ist brav von dir, du bist ein gescheuter Junge. Nun, wie steht es übrigens? Hast du aus den räucherigen Stuben der Schola dich einmal aufgemacht, um Papa und Mama zu besuchen, und dich vom Herrn Pfarrer examiniren zu lassen, ob du amo und typto konjugiren kannst? oder bist du auf dem Wege zur alma mater, um ein rechtschaffener Fuchs zu werden?“

„Ich begleite meine Schwester nach Mörsburg zu unsern Eltern,“ antwortete Sidonia, indem sie von ihrem Platze aufstand, mit einem so unbefangenen Gesicht, als sie nur aufzubringen vermochte.

„Et der Tausend! nach Mörsburg zu den werthen Eltern; nun das ist brav von dir, und die Kleine hier ist dein Schwesterlein?“ „Was man doch nicht alles erlebt!“ setzte der Schnurrbart la-

chend hinzu, der sich indessen ebenfalls herbei gemacht hatte. „Komm Penal, wir müssen eins mit einander trinken, wenn nicht der Brüderschaft, doch der Schwesterschaft wegen. Da, zieh!“ rief er, indem er Sidonia sein Glas hinhielt.

„Ich danke, mein Herr, ich trinke keinen Wein,“ erwiederte Sidonia.

„Theekessel du!“ schrie der Schnurrbart, „trinkst keinen Wein! hat es die liebe Frau Mama etwa verboten? Will ein Studio werden! zieht schon als Penal sich burschikos an, und trinkt keinen Wein, das Kameel!“

„Brrr“ rief der Thurm, mit einem essigsauren Gesicht, der eben den ihm gebrachten Wein gekostet hatte, und schüttelte sich, als habe er das Fieber. „Das Penal hat recht, es kennt diese Sorte noch aus alter, vielmehr neuer Erfahrung; das ist ja echter Schulwein, wie er nur am Bodensee so herrlich wächst, den müssen dort zu Lande die kleinen Jungen zur Strafe trinken, wenn sie nicht in die Schule wollen. Allons, Frau Wirthin, mach sie uns Glühwein aus dem Krätzer, damit er wenigstens trinkbar wird.“

„Ach was weiß die Alte von Glühwein! wir

wollen uns das edle Gebräu lieber selbst präpariren!“ rief der Schnurrbart, faßte seinen Freund am Arm, und begab sich mit ihm zurück an ihren Tisch. Beide sagten nun die Wirthin aus einer Ecke der Stube in die andere, um ihnen alles zu bringen, was sie zur Bereitung ihres Getränkes nöthig zu haben glaubten, und machten einen gewaltigen Lärm dabei. Sidonia und Margarethe begaben sich indessen an ein anderes entferntes Fenster, setzten sich an einen kleinen Tisch, und beriethen sich leise flüsternd, wie sie dieser unangenehmen Gesellschaft entgehen könnten. Draußen ergoß sich indessen der Regen noch immer in Strömen, immer höher schwoll das Wasser an, und jede Hoffnung, dieses Haus vor dem nächstfolgenden Tage verlassen zu können, schwand immer mehr und mehr, mit jeder Minute.

Die Studenten waren indessen mit der Bereitung ihres Getränkes eifrig beschäftigt, ohne jedoch jenes Paar aus den Augen zu lassen. „Bruder,“ flüsterte der Schnurrbart dem Thurme plötzlich zu, „mir steigt eine Idee von einem Gedanken auf, das ist kein Penal, das ist ganz etwas Anderes, das ist ein Mädchen.“

Aufs ne. Mannes Tode ist die Ehe dem Weibe nicht gelöst, Röm. 7, 2. 3. Ehe und Ehelosigkeit, 1. Kor. 7, 1—40

Mayerhofer, Ph. Adolph, Dr. Theologie, Landau.
Mayerhofer, Wilh. Dr. Theologie, Landau.
Mayerhofer-Grün, Adolf, Dr. Theologie, Landau.
Mayr, Joh. Nep. Dr. Theologie, Landau.
Mayr, Joh. Nep. Dr. Theologie, Landau.
Mayr, Joh. Nep.

noch fester beim Arm; „antworte mir nur durch Zeichen. Ist deine Herrschaft in diesem Hause?“ Margarethe schüttelte verneinend. „Ist sie nicht als Knabe verkleidet da drinnen?“ Margarethe schüttelte noch heftiger, und strengte alle ihre Kräfte an, um sich von Theodor loszuwinden.

„Was soll das,“ fragte er ergrimmt, „Ihr könnt mir jetzt doch nicht entkommen. Sey vernünftig, folge mir in das Haus, ohne einen Laut von dir zu geben, wenn du nicht dein und deiner Gebieterin Verderben bereiten willst. Was fürchtest du denn? albernes Geschöpf, ich bin ja ihr Bruder.“

Margarethe sträubte sich noch immer, Theodor wandte einige Gewalt an, sie in das Haus zu ziehen; Ali, der dieser Scene bisher gleichsam verwundert zugesehen hatte, stellte sich jetzt plötzlich Margarethen zur Seite, wieß Theodoren knurrend die Zähne, und erhielt dafür von diesem einen so kräftigen Fußstoß, daß er darüber in lautes Jammergeheul ausbrach. Sidonia, welche ohnehin schon über Margarethens längeres Ausbleiben unruhig geworden war, hörte seine Klagetöne, und eilte, begleitet von den beiden Studenten, vor die Haus-

thüre, um zu sehen, was dem guten Ali widerfahren seyn könne.

Theodor stutzte einen Augenblick, als sie hinaustrat, weil er sie sogleich nicht erkannte. „Et mein vortrefflicher Herr Neveu, finde ich dich endlich hier?“ rief er nach kurzem Besinnen, indem er ihr zugleich einen Wink gab, dessen Deutung Sidonia recht gut verstand. „Wie ich sehe, bist du in Gesellschaft; sind diese Herren Bekannte von dir?“

„Sie, wie mich, hat die Hemmung der Ueberfahrt vor einer Stunde in dieses Haus getrieben, ich kenne diese Herren übrigens nicht,“ erwiederte Sidonia mit gefaßtem, furchtlosem Anstande, wenn gleich innerlich sehr bewegt. Sie wußte nicht, ob sie sich über die Ankunft ihres Bruders freuen oder betrüben solle, die freilich für den Augenblick sie aus einer, ihr Gefühl für Sittlichkeit und Anstand beleidigenden Verlegenheit erlöste, aber auch von neuem in die peinliche Lage sie zu reißen drohte, der sie kaum mit Mühe sich entwunden hatte.

„Um so weniger werden die Herren es mir verdenken, wenn ich sie bitte, mir mit meinem lange nicht gesehenen Neffen eine Unterhaltung unter vier Augen zu erlauben,“ sprach Theodor

gut, und dem Gesetze unseres Heilandes ge-
mäß, wenn wir unsere Feinde lieben, und
gegen sie gütig sind. Nehmen wir auch den Fall
an, daß ein Mensch, der sich unser Feind nennt,
uns wirklich Böses zufügt, und uns Schaden
zu thun sucht, so ist es doch unsere Pflicht,
ihn gegen sich zu lieben, und ihm Gutes zu
thun, wenn wir auch nicht im Stande sind,
ihm Gutes zu thun, wenn wir auch nicht im
Stande sind, ihm Gutes zu thun, wenn wir
auch nicht im Stande sind, ihm Gutes zu thun,
wenn wir auch nicht im Stande sind, ihm Gutes
zu

Bischof verordnet: Kollatorin, wer das Patronat ausübt, ist Elisabeth Ecker und nach ihrem Tode ihr Sohn Johann Ecker.

Am 1. Juni 1784 Johann Ecker, Sohn der Elisabeth Ecker, Kollatorin, Bürger und Handelsmann in Bozen, Pfarrer Johann Nepomuk Ecker, Kooperator Johann Nepomuk Ecker, Kooperator Johann Nepomuk Ecker, Kooperator

Aus Mitteilungen, Zeitschr. und andern Quellen: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1863 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Mähren und Schlesien, Brünn 1897 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Nikolsburg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Znaim 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Iglau 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Olmütz 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Brünn 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Prag 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Wien 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Graz 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Innsbruck 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Salzburg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Linz 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Steyr 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Krems 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Melk 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Amstetten 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Waidhofen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Scheibbs 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Lilienfeld 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Tulln 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Korneuburg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Klosterneuburg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Perchtoldsdorf 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Mödling 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Baden 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Wiener Neustadt 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Neunkirchen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Gloggnitz 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Mürzzuschlag 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Bruck 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Leoben 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Judenburg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Knittelfeld 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Murau 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Neumarkt 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Tamsweg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Zell am See 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Saalfelden 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Hallein 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Golling 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Abtenau 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Werfen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Bischofshofen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Radstadt 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Mauterndorf 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Tamsweg 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Zell am See 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Saalfelden 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Hallein 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Golling 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Abtenau 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Werfen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Bischofshofen 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Radstadt 1903 ff. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Südmähren, Mauterndorf 1903 ff.

Ein weit größeres Interesse bietet die Frage, ob Kant, wie er es in dem Brief von Ende Dezember 1793 an Reinhold behauptet, wirklich die Absicht hatte, eine Kritik der Offenbarung zu schreiben. Wir haben keinen Grund, an der Ernsthaftigkeit dieser Absicht zu zweifeln. Kant hat sich in seinen Briefen nicht selten über Absichten geäußert, die er nicht ausführte, und es ist bekannt, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Kritik der Geschichte zu schreiben. Es ist also durchaus möglich, daß er auch eine Kritik der Offenbarung beabsichtigte, ohne sie auszuführen. Wir können aber auch noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß Kant wirklich eine Kritik der Offenbarung geschrieben hat, daß sie aber nicht mehr vorhanden ist. Wir wissen, daß Kant seine Manuskripte nicht aufbewahrte, und wir können es daher für möglich halten, daß er auch eine Kritik der Offenbarung geschrieben hat, ohne daß sie uns erhalten ist. Wir können aber auch noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß Kant wirklich eine Kritik der Offenbarung geschrieben hat, daß sie aber nicht mehr vorhanden ist. Wir wissen, daß Kant seine Manuskripte nicht aufbewahrte, und wir können es daher für möglich halten, daß er auch eine Kritik der Offenbarung geschrieben hat, ohne daß sie uns erhalten ist.

weiter gelangt seyn könne, war und blieb ihm unerklärlich, keine seiner sehr vorsichtig angeordneten Nachforschungen vermochte darüber das mindeste Licht zu verbreiten.

Heinrich riß aus tiefem Nachsinnen über alles dieses ihn auf, indem er sehr verlegen zu ihm trat, um ihm zu melden, daß der im ganzen Hause höchlich beliebte Pudel seit gestern Abend vermißt werde. „Ich habe schon alles versucht, um seiner wieder habhaft zu werden," setzte der Bediente hinzu, „es ist mir unbegreiflich, wo er hingekommen seyn mag; noch gestern Abend ist er bis zur Neumühle mit mir gelaufen, er muß unterwegs aufgefangen worden seyn, denn so wie ich nach Hause kam, vermißte ich ihn. Ich habe mich schon bei der Müllerin erkundigt, dort sitzt sie unter dem Kastanienbaum, die stattliche alte Frau dort. Sie weiß nichts von dem Hunde; Niemand ist gestern Abend in der Mühle gewesen, als ein Paar Fremde, ein ganz junges Bürschchen mit einem Mädchen, die ihr Sohn heute in aller Frühe auf seinem Wagen mit nach Waldheim genommen hat, von wo sie mit der Post weiter wollten. Sie weiß aber gewiß, daß diese den Hund nicht mitgenommen

haben, auch ist es gar nicht All's Art, fremden Leuten nachzulaufen."

Theodor sprang in die Höhe, als leuchte ein Blitzstrahl vor ihm auf, der jedes Dunkel erhelle. Er eilte sogleich zu der ihm bezeichneten Frau, um ein Gespräch wegen des verlorenen Pudels mit ihr anzuknüpfen; in dessen fernerem Lauf diese, von seiner Freundlichkeit bestochen, ihm, ohne daß sie es eigentlich wußte, von den beiden jungen Leuten, die in ihrer Mühle gestern eingekehrt waren, eine genaue Beschreibung gab, aus welcher Margarethens Bild ihm unverkennbar entgegen leuchtete; alles traf auf das genauste zu, sogar der Umstand, daß sie beim Sprechen ein wenig mit der Zunge anstieß. Auch das, was die Müllerin von dem blöden, unbeholfenen, jüngferlich aussehenden Burschen erzählte, den man eher für vornehmer Leute Kind, als für einen Müllerssohn hätte halten können, paßte auf Sidonien. Theodor war nicht der Mann, um sich durch den blonden Lokkenkopf irre machen zu lassen, den die alte Frau, als eine Seltenheit bei dunkeln Augen und Augenbraunen jenen nachrühmte. Er wußte jetzt, was er wissen wollte.

Aus dem Land- u. Amtsgerichte Mz. wurde Dr. Ludwig Schmitt, Rechtsanwalt in Mz., zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

Der Rechtsanwalt Dr. Ludwig Schmitt in Mz. wurde zum Notar mit Amtssitz in Mz. ernannt.

nahm den Augenblick wahr, in welchem die Gesellschaft ziemlich spät auseinander ging, um bei der, über das Unziemende der Stunde höchlich erstaunten Frau von Klarenbach, sich eine geheime Audienz zu erbitten.

Es war keine leichte Aufgabe, die heftigen Ausbrüche von Schreck, Zorn und Erbitterung in leidlicher Mäßigung zu erhalten, welchen die Dame sich hingab, als sie Theodors Bericht von dem Vorgegangenen vernommen; dennoch gelang es ihm, sie allmählig zu beschwichtigen, und ihr sogar begreiflich zu machen, wie nothwendig es sey, Sidoniens Flucht vor aller Welt, besonders aber vor Binsenburg geheim zu halten. Er machte sich anheischig, die Entflohene innerhalb wenigen Tagen zurück zu bringen, und bewies mit tausend Gründen, daß diese nach dem unbesonnenen Schritt, den sie gewagt, sich unmöglich länger weigern könne, Binsenburgs Gemahlin zu werden; alles käme nur darauf an, behauptete Theodor, diesem ihre Flucht zu verbergen, damit er nicht selbst dadurch zu dem Entschluß gebracht würde, ihr zu entsagen.

Wie dieses möglich zu machen sey, darüber

von Hartwich 1811. Sie ist in Wien Mitglied mehrerer Gesellschaften und Vereine, so der Gesellschaft für Musikfreunde, des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, des Vereins für Geschichte der Stadt Prag, der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands, der Gesellschaft für Geschichte der Deutschen in Mähren und Schlesien.

Ihre Arbeiten sind in Zeitschriften und Sammelwerken zerstreut, so in der von Mayr, Czoernig und Bidermann herausgegebenen Österreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde, in der von Wolf, Adalbert Müller und Zingerle herausgegebenen Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, in der von Mayr herausgegebenen Zeitschrift für Geschichte, Statistik, Topographie und Kunst, in der von Wolf herausgegebenen Zeitschrift für Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, in der von Wolf herausgegebenen Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, in der Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands, in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, in den Mittheilungen des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, in den Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte der Deutschen in Mähren und Schlesien, in den Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands, in den Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte der Stadt Prag, in den Mittheilungen der Gesellschaft für Musikfreunde, in Wolf's Jahrbuch für Sage, Dichtung und Sprache, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Österreichs, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Böhmens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und der Niederlande, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Skandinaviens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Englands, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Frankreichs, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Italiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Spaniens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Portugals, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Russlands, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Polens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Ungarns, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Griechenlands, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und der Türkei, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Persiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Indiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Chinas, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Japans, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Amerikas, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Afrikas, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Australiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Polynesiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Mikronesiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Melanesiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Australiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Polynesiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Mikronesiens, in Wolf's Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Deutschlands und Melanesiens.

Abendstern und Mars für 6h. 8m. vorhergehen. Beobachtet selbst, daß er in der nächsten Nacht

Mittwoch, den 15. Februar, 6h. 8m. Abends, Mars 1° 30′ südlich vom Abendstern steht, und daß Mars, Abendstern, Mond, Regulus, Spica, Arcturus, Alphard, Antares, Wega, Atair, Deneb, Fomalhaut, Capella, Aldebaran, Rigel, Sirius, Procyon, Pollux, Castor, Alkor, Dubhe, Polarstern, Algol, Algenib, Perseus, Cassiopeia, Andromeda, Pegasus, Cepheus, Cygnus, Lyra, Ophiuchus, Schlangenträger, Schlange, Adler, Delphin, Pfeil, Bogenschütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Fuhrmann, Zwillinge, Großer Bär, Kleiner Bär, Drache, Herkules, Krone, Wage, Jungfrau, Löwe, Krebs, Wasserschlange, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, Südliche Krone

Lehrer-Bildes u. s. w. Ferner etwa, Bilder von Tieren, Pflanzen, Gebäuden, Gegenständen, Bilder von Personen, Gruppen, Szenen, Bilder von Landschaften, Bilder von Ereignissen, Bilder von Gedanken, Bilder von Gefühlen, Bilder von Begriffen, Bilder von Urteilen, Bilder von Schlüssen u. s. w. Siehe z. B. Lay, Praxis 2, 1904.

Ferner etwa, Bilder von Tieren, Pflanzen, Gebäuden, Gegenständen, Bilder von Personen, Gruppen, Szenen, Bilder von Landschaften, Bilder von Ereignissen, Bilder von Gedanken, Bilder von Gefühlen, Bilder von Begriffen, Bilder von Urteilen, Bilder von Schlüssen u. s. w. Siehe z. B. Lay, Praxis 2, 1904.

Ferner etwa, Bilder von Tieren, Pflanzen, Gebäuden, Gegenständen, Bilder von Personen, Gruppen, Szenen, Bilder von Landschaften, Bilder von Ereignissen, Bilder von Gedanken, Bilder von Gefühlen, Bilder von Begriffen, Bilder von Urteilen, Bilder von Schlüssen u. s. w. Siehe z. B. Lay, Praxis 2, 1904.

über, war aber galant genug zu versichern, daß es eben durch diese an Liebenswürdigkeit gewinne und nie von ihr sich loszumachen versuchen dürfe, ohne seinen eigenen Vortheil aus den Händen zu geben. „Wir Männer sind eben dieser eurer unendlich reizenden Hülflosigkeit wegen eure Diener und Sklaven," setzte er verbindlich hinzu, „wir fühlen die Verpflichtung, dem Schönsten und Liebenswürdigsten, was die Erde trägt, zu Rath, Schutz und Beistand bereit, zur Seite zu stehen, und achten, euch zu gefallen, für den höchsten Lohn unseres Strebens, wenn ihr uns erlaubt, euch zu dienen. Ihr aber könnt dafür auch unserer nicht entbehren; ihr dürft ungestraft nicht unserem Schutze euch entziehen, und bedürft von der Wiege bis zum Grabe der Leitung eines männlichen Freundes. Was würdest du, meine hochsinnige Sidonia, zum Beispiel wohl angefangen haben, wenn ich nicht glücklicherweise dazu kam, um dich von der ängstlichen, sogar schmachdrohenden Verlegenheit zu befreien, eine ganze Nacht in dieser elenden, ziemlich zweideutig aussehenden, abgelegenen Schenke, mit jenen beiden rohen Gesellen, in deren Gesellschaft ich dich fand, in einem Zimmer

zubringen zu müssen? Wahrlich eine anständige und angenehme Lage für ein so zartsinniges, schönes, allbewundertes Fräulein, wie Sidonia von Klarenbach!“ setzte er mit einem triumphirenden Lächeln hinzu.

Sidonia ließ die lange wohlgesetzte Rede ihn ungestört vollenden. „Bruder,“ erwiederte sie sehr ernst aber nicht beleidigend, als er ausgeredet hatte, „verschwende nicht vergebens so viele schöne Worte an mich, das Schreiben, welches ich für dich zurückließ, muß dich überzeugt haben, daß ich ihren wahren Gehalt zu erkennen gelernt. Uebrigens gebe ich gern zu, daß in diesem Augenblick deine Ankunft mich aus einer wirklich peinlichen Verlegenheit befreit hat, vielleicht sogar aus einiger Gefahr, wer kann das so genau wissen? ich gehöre nicht zu den Furchtsamsten meines Geschlechts, aber alles Amazonenwesen ist mir in tiefster Seele verhaßt, und ich bekenne gern und willig, daß Gewöhnung und Erziehung unsere Kräfte lähmen, und jeden Schritt, im freien Leben außerhalb den Salons, uns unendlich erschweren.“

„Du bereust also den Schritt, den du, unbesonnen genug, gewagt?“ rief Theodor freudig.

„Gewiß nicht," erwiederte Sidonia, „ich würde sogar abermals ihn wagen, im Fall daß die nämlichen Gründe mich dazu zwängen; wenn gleich, durch Erfahrung gewitzigt, auf minder unvorsichtige Weise. Doch dieses wird vor der Hand nicht nöthig seyn, dein Freund Binsenburg wird jetzt schwerlich mehr daran denken, seine Bewerbungen um mich zu erneuern; und nach dem Aufsehen, das meine Flucht erregt haben muß, wird die gnädige Mama mich herzlich gern aus ihrer Nähe entfernt halten. Du aber, Theodor, da mein Wohl dir so sehr am Herzen liegt, wirst hoffentlich mir deinen Schutz nicht verweigern, und mich selbst dem Zufluchtsorte zuführen, den ich mir erwählte, weil er der einzige schickliche für mich ist, sogar der einzige, der in diesem Augenblick mir offen steht. Du wirst selbst zu unserer Tante Bornefeld mich sicher geleiten, lieber Bruder, und zwar sobald als möglich."

„Sidonia! wie sehr verkennst du meine brüderliche Sorge und Liebe um dich!" rief Theodor. „Traust du mir denn wirklich nicht zu, daß ich, schwer beleidigt wie ich von dir bin, dennoch alles angewendet haben sollte, um deinen Fehltritt

der Welt zu verbergen, und die zu befürchtenden, faſt unausweichbaren traurigen Folgen deſſelben von dir abzuleiten? Alles, alles iſt vergeben und vergeſſen, wenn du jetzt mit mir zurückkehrſt; unſere Stiefmutter, die du eben ſo ſehr verkennſt als mich ſelbſt, wird nie durch den leiſeſten Vorwurf dich kränken. Du wirſt bei deiner Rückkehr alles genau ſo wiederfinden, als es war. Sey nicht ſo ſtörrigen Sinnes, gute Sidonia, wolle doch endlich einmal einſehen, daß es unſer einziger Wunſch iſt, das Glück deiner Zukunft dauernd zu begründen."

„Nimmer, nimmermehr, beredeſt du mich in jenes glänzende Elend zurück zu kehren!" rief Sidonia.

„Und doch bleibt dir keine andere Wahl," erwiederte Theodor. „Der Wagen, der dich hieher gebracht hat, iſt längſt ſchon auf dem Heimwege begriffen, ich bin ihm begegnet; der Fuhrmann ſagte mir, er könne das Fallen der Gewäſſer nicht abwarten. Willſt du vielleicht mehrere Tage lang in dieſem wüſten zweideutigen Hauſe in der trefflichen Geſellſchaft verweilen, in der ich dich fand? Gehe hinaus und ſieh ſelbſt zu, das Waſſer iſt noch immer im Steigen; ehe der Strom wieder

fahrbar wird, kann eine ganze Woche darüber hingehen. Und, du magst dich, nach welcher Seite es immer sey, wenden wollen, werden jene beiden jungen roben Leute dir nicht ihre Begleitung aufdringen? und wirst du ihnen dieses wehren können? Aus den Blicken, die sie auf dich warfen, habe ich deutlich gesehen, daß sie über das, was du eigentlich bist, nicht so im Dunklen sind, wie du es dir vielleicht denkst, und daß sie aus deiner ganzen Erscheinung sich schon, Gott weiß was für ein lustiges Abentheuer zusammengesetzt haben."

Sidonia wandte, tief erröthend, das Auge von ihrem Bruder ab; ein hörbarer Seufzer entschlüpfte ihrer bang gequälten Brust.

„Und," fuhr Theodor mit schwer zu verhehlendem innern Triumphe fort, „wenn du, denn wer kann wissen, zu welchen Schritten dein Eigensinn dich noch verleiten könnte? wenn du wirklich unbedachtsam und leichtsinnig genug wärest, dich allem diesem aussetzen zu wollen, darf ich, dein älterer Bruder, nach Pflicht und Gewissen es dir erlauben? Nein! wahrlich nein!" rief er lebhaft; „du selbst mußt in solchem Falle mir das Recht zugestehen, ein so unschickliches Betragen dir zu

verwehren, und müßte es auch gewaltsam geschehen. Doch freilich ich bin allein, und du wärest vielleicht sogar im Stande, jene unsaubern Gesellen zu deinem Beistande herbei zu rufen, um nur deinen Willen durchzusetzen.“

„Bruder!“ rief Sidonia mit einem Blick, vor welchem es jetzt an Theodor die Reihe war, die Augen beschämt nieder zu schlagen. „O Theodor, du bist viel zu weltklug für mich Unerfahrene,“ setzte sie bald darauf sehr weich werdend hinzu. „Mir bleibt nichts übrig, als dich zu bitten, dich mit gefalteten Händen bei allem, was dir werth und heilig ist, zu beschwören, bringe mich zu meiner Tante; was dann weiter aus mir werden soll, wollen wir aus der Ferne schriftlich mit einander abmachen.“

„Die Tante, und immer die Tante!“ rief Theodor unmuthig, „daß man mit euch Mädchen doch nie vorwärts kommen kann! trotz allem, was Vernunft und gesunder Menschenverstand dagegen einzuwenden vermögen, führt dennoch euer Eigensinn euch immer wieder auf den Punkt zurück, von welchem ihr ausginget. Was willst du mit der Tante, von der du nichts weißt und kennst,

als höchstens ihren Namen? Kennst du die Verhältnisse, in denen sie lebt? weist du, ob sie dich bei sich aufnehmen kann, und ob sie es wollen wird?“

„Theodor,“ sprach Sidonia nach einigem Besinnen, „ich sollte es vielleicht nicht, aber noch einmal will ich dir vertrauen.“ Mit diesen Worten zog sie eine kleine Brieftasche hervor, in welcher sie die von der Frau von Bornefeld erhaltenen Papiere nahe an ihrem Herzen verborgen trug. „Gelobe mir bei deiner Ehre, dieses mein theuerstes Heiligthum mir augenblicklich wieder zu geben, sobald du mit dem Inhalt desselben dich bekannt gemacht hast,“ sprach sie feierlich ernst. Theodor gewährte, was sie verlangte, ergriff eilig die Papiere, und vertiefte sich im Durchlesen derselben, während Sidonia, trübe und schweigend, zu der noch immer in ihrer Fensterecke trostlos weinenden Margarethe, sich zurückzog.

Endlich legte Theodor die von ihm mit grosser Aufmerksamkeit gelesenen Papiere wieder zusammen, stand auf und ging, mit fast feierlichem Anstande, auf Sidonien zu, um sie ihr wieder zu geben. Sie sah ihn an, sein ganzes Wesen schien

ihr verändert; in seinen sonst so unstäten und ausdruckslosen Augen glänzten Thränen, aus den kalten gezwungen-freundlichen Zügen seines Gesichtes sprach jetzt die tiefe Rührung eines durchaus erschütterten Gemüths; zum erstenmal erblickte Sidonia den Bruder von einem rein menschlichen Gefühl wahrhaft ergriffen, dessen sie ihn kaum mehr fähig gehalten; die alte Liebe zu ihm erwachte mächtig in ihrem Herzen, und zog sie an seine Brust, während er sie zum erstenmal recht brüderlich in seine Arme schloß. Hand in Hand begaben die Geschwister sich wieder an ihren Platz, und saßen dort mehrere Minuten schweigend neben einander. Sidoniens thränenfeuchtes Auge ruhte mit nie gefühltem Wohlgefallen auf dem Bruder, der sich vergebens bemühte, was in seinem Herzen vorging, ihr zu verbergen.

„Meine geliebte Schwester, meine theure Sidonia," nahm Theodor mit noch immer sehr bewegter Stimme endlich das Wort, „was soll, was kann ich dir sagen! du siehst mich tief ergriffen; das unverantwortlich harte Geschick unserer Mutter, das erst in diesem Augenblicke mir klar geworden ist, erfüllt mich mit innigem Mitleid! Wollte

Gott, es ſtände in meiner Macht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, die theure Frau wieder ins Leben zurück zu rufen! ſie ſollte ſich wahrlich nicht mehr über meinen Mangel an kindlicher Liebe zu beklagen haben! Was ſie von mir ſchreibt, iſt nur zu wahr, und ich erinnere mich jetzt deſſen genau; ſo lange ich ein Kind war, wurde ich immer von jeder Annäherung an ſie abgehalten; ſie hat Recht, die beklagenswerthe Frau, ihr Sohn konnte nie lernen ſie zu lieben, ich könnte wohl hinzuſetzen, man hatte es ihm niemals erlauben wollen.“

„Und dünkt es dir denn noch immer ſo thöricht und unverantwortlich, daß ich zu der geliebten Schweſter unſerer trefflichen Mutter mich ſehne, und ihrer freundlichen Einladung folgen zu dürfen wünſche?“ fragte Sidonia.

„Gewiß nicht, wenn übrigens die Umſtände es erlaubten,“ erwiederte Theodor, der allmählig anfing, ſein gewohntes Gleichgewicht wieder zu finden. „Ich geſtehe dir, daß ich ſogar jetzt ſelbſt nichts ſehnlicher wünſche, als dem Grafen Adelheim in der Welt zu begegnen, deſſen edles anſtändiges Betragen in einer ſehr verwickelten Lage unſere höchſte Achtung verdient. Er ſtand ſchon

bei Lebzeiten unserer Mutter in hohem Ansehen; sein Einfluß auf die politische Welt hat seitdem sich mächtig gesteigert, und ich bin fest überzeugt, daß er, sey es über kurz oder lang, eine sehr bedeutende Rolle in ihr spielen wird. Gern würde ich, sobald meine sonstigen Geschäfte es erlauben, als der Sohn meiner Mutter mich ihm vorstellen, und meiner innigsten Hochachtung ihn versichern; ich bin überzeugt, daß ein solcher Schritt für meine dereinstige Zukunft von der höchsten Wichtigkeit werden könnte; aber ich weiß den Grafen nicht aufzufinden: seit mehreren Jahren hat er keinen eigentlichen festen Wohnsitz, seine großen herrlichen Güter am Rhein und am Neckar besucht er beinahe nie, sondern reiset fast immer in der Welt herum, hält bald hier bald dort sich längere Zeit auf, so daß es schwer wird zu erfahren, wo man ihn eigentlich suchen soll."

„Jetzt aber, guter Theodor, wirst du doch gewiß dich nicht länger weigern, mich zu meiner Tante zu bringen," bat Sidonia. „Laß uns baldmöglichst aufbrechen, ehe es dunkel wird, um jenen sichern Weg über die Brücke einzuschlagen."

Doch Theodor war nicht mehr, was er vor

einigen Minuten gewesen. Die momentane Aufregung seines bessern Gefühls hatte wieder nachgelassen, kältere Gesinnung das weichere, ihm ungewohnte Empfinden aus seinem Gemüthe verdrängt, und besonnener kühler Egoismus die gewohnte Stelle in demselben wieder eingenommen. Manches von dem, was er eben gelesen, schien ihm seine Aussichten in eine glänzende Zukunft unendlich zu erweitern; völlig unbekannt mit den näheren Lebensumständen seiner Mutter, und nach allem, was er von den Ursachen, die seinen Vater zur Ehescheidung bewogen, vernommen, hatte er bisher sie in seinem Herzen, für eine mit Recht bestrafte Schuldige gehalten, deren Andenken der Vergessenheit anheimfallen müsse; er würde sich vor sich selbst geschämt haben, den Grafen Adelheim aufzusuchen, zu seinem eigenen Vortheil dessen frühere Verbindung mit der Mutter zu benuzzen, denn er war keineswegs ohne Ehrgefühl; doch jezt sah er die Vergangenheit in einem andern Lichte. Es fehlte ihm selten an Gründen, vor sich selbst seine eigenen Handlungen und Entschließungen zu beschönigen, und so überredete er sich auch jezt, daß er nicht eindringlicher und sicherer das

Andenken ſeiner Mutter von der darauf haftenden Schmach befreien könne, als indem er, ihr eigener Sohn, ſich öffentlich dem Manne anſchlöſſe, um deſſentwillen ſie ſo viel gelitten, und mit ihm vereint ſich bemühe, die Welt über die eigentliche Art ihres ſchuldloſen Verhältniſſes zu demſelben aufzuklären. Er dachte ſogar ſchon daran, auf ſeinem Gute der Verſtorbenen ein Monument errichten zu laſſen, auf welchem ſein und Adelheims Name prangen ſollte; indeſſen wäre es dennoch gar ſehr zu bezweifeln, ob ſeine Anſichten und Gefühle in dieſer Hinſicht ganz dieſelben geweſen ſein möchten, wenn letzterer in ſeinen Augen minder mächtig und bedeutend erſchienen wäre.

Bei alledem war er aber nichts weniger als geneigt, um entfernterer großer Vortheile willen andere aufzugeben, die in ſeinem Bereiche lagen, er war vielmehr geſonnen, alles zu verſuchen, um beide Arten mit einander zu vereinigen. Die Familienverbindung mit dem reichen vornehmen Binſenburg dünkte ihm noch immer wünſchenswerth; beſonders da Frau von Klarenbach durchaus dafür eingenommen war. Einer ſeiner Hauptplane war, durch unermüdliche Gefälligkeit gegen dieſelbe ſich

ihrer dergestalt zu bemächtigen, daß er ihr unentbehrlich werde, und sie dadurch von jeder andern Verbindung abgehalten würde; bis er sie zuletzt ganz unmerklich dahin bringen könne, daß sie ihn zum Erben einsetze, und er auf diese Art zu dem Besitz des ganzen reichen Nachlasses seines Vaters wieder gelange.

In Hinsicht auf Sidonien tröstete er sich aber mit der Ueberzeugung, daß er doch eigentlich nichts wolle noch beabsichtige, als ihr wahres Glück, und daß es die Pflicht des älteren erfahrenern Bruders sey, sie selbst gegen ihren Willen zu demselben zu leiten, ohne durch die thörigten Ansichten eines eigensinnigen, romanhaften Mädchens von achtzehn Jahren sich davon abhalten zu lassen.

Indessen wünschte er aber doch, Sidonien so wenig als möglich wehe zu thun, er kleidete sein Verweigern ihrer Bitte in die freundlichsten schmeichelhaftesten Worte, er suchte auf die mildeste Weise ihr deutlich zu machen, daß es nicht in seiner Macht stehe, sie, wie sie es wünsche, zur Tante zu führen, indem nicht er, sondern ihre Stiefmutter, über ihren künftigen Aufenthalt zu entscheiden habe, deren Abgeordneter er eigentlich nur sey.

Er ſuchte ſie beſonders mit dem Gedanken an die Rückkehr zu Frau von Klarenbach zu verſöhnen, indem er ihr nochmals wiederholte, wie künſtlich alles eingerichtet worden ſey, um ihre Flucht völlig verborgen zu halten. „Ich ſchwöre dir, bei allem was heilig iſt," ſprach er, „es hängt nur von dir allein ab, daß Niemand, ſelbſt Binſenburg nicht, jemals erfahre, zu welcher Unbeſonnenheit Uebereilung und Mangel an Weltkenntniß dich verleitet haben. Laß uns nur ſogleich den Rückweg antreten, wir brauchen kaum drei Tage, um die Heimath zu erreichen, und du erſcheinſt dann wieder in der Geſellſchaft wie zuvor, geachtet, bewundert, geliebt, ohne daß der kleinſte Makel an dir hafte."

„Bruder!" rief Sidonia, als er ausgeſprochen, „ich höre und ſehe dich an, und das Herz in der Bruſt möchte vor Betrübniß über dich, mir zerſprin-gen. Du ſtehſt vor mir, wie von einem böſen Zauber befangen, mit eiskaltem Gemüth und verſchloſſenem Sinn, für alles, was über deine kleinlichen jämmerlichen Wünſche und Anſichten hinausgeht. Jede edlere menſchlichere Regung in dir iſt nur ein vorübergehendes; armer Theodor, was wird aus dir werden, wenn dein Abgott ſich dir

einſt in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, und du aus deinen Schwindelträumen erwachſt!“ ſetzte ſie, mitleidig die Hände zuſammenfaltend, hinzu.

„Spare deine romanhaften Tiraden für eine gelegenere Zeit auf, und halte dich lieber bereit, mir in wenigen Minuten, und ohne lächerlichen Widerſtand zu folgen!“ rief Theodor beleidigt.

„Ich bin bereit, weil ich einſehe, daß mir nichts Anderes übrig bleibt,“ erwiederte Sidonia gelaſſen. „Nur Eines, Theodor, muß ich, ehe ich mit dir gehe, dir erklären,“ ſetzte ſie ſehr ernſt und eindringlich hinzu. „Ich folge dir, weil ich es muß, aber ich bin feſt entſchloſſen, mich von dieſem Zwange zu befreien, ſobald ich vernünftiger Weiſe es kann. Rechne nicht auf mich; was du verbergen willſt, werde ich ſelbſt offenbaren. Binſenburg, die ganze Welt ſoll erfahren, was du an mir gethan, und was ich gewagt, um deinem liſtigen Verrath zu entgehen. Von heute an ſchone ich weder dich noch unſere Stiefmutter, noch die öffentliche Meinung der Geſellſchaft, an der dir ſo viel liegt, und die ich ſo herzlich verachte. Führe mich zurück, auf deine Gefahr; hoffe nicht, mich abermals zu überliſten, du ſelbſt haſt mir

über dich die Augen geöffnet. Und nun komm, Margarethe! weine nicht so, mein armes, gutes Mädchen. Dir soll kein Leid geschehen, und mir hoffentlich auch nicht."

„Da zieht er ab mit ihr," sprach der Schnurrbart, der nebst seinem Gefährten sehr theilnehmend zugesehen hatte, wie Theodor seinen angeblichen Neffen in die leichte, nur für zwei Personen eingerichtete Chaise hob, und sich dann neben ihm hineinsetzte, nachdem er Margarethen und Ali den Platz auf dem Kutschbock ziemlich unfreundlich angewiesen hatte.

„Aber sag' mir nur das Eine, Bruderherz, ist er ein Er, oder eine Sie?" fragte der Thurm mit einem sehr bedenklichen Gesicht.

„Ja, Schatz," erwiederte der Schnurrbart, „das ist so eine Frage wie die von wegen der Höhe des Berges Sinai, aber das gestehe ich dir, je länger ich der ganzen Geschichte nachsinne, je konfuser wird es mir im Hirnkasten. Mir will vorkommen, als hätten wir, für ein Paar brave tüchtige Bursche, uns doch etwas maulfaul und philisterhaft benommen. Der Herr Oheim will mir eigentlich gar nicht gefallen. Läßt der Esel

das hübsche kleine Ding auf dem Bock sitzen, im Freien unter Gottes sich mild ergießenden Himmel! und das haben wir so in aller Gelassenheit mit angesehen!"

* * *

Die zunehmende Dunkelheit, verbunden mit dem immer stärker werdenden Regen, zwangen die Reisenden im nächsten Posthause Nachtquartier zu nehmen, so ungern Theodor auch darein willigte, denn Sidonia konnte es nicht ertragen, ihre Margarethe die ganze Nacht hindurch dem Regen und dem Winde ausgesetzt zu wissen. Während der ganzen Fahrt hatte Theodor stumm und in sich gekehrt neben Sidonien gesessen, die ebenfalls keine Lust bezeigte, ein Gespräch anzuknüpfen, und beide fühlten sich gewissermaßen erleichtert, als sie sich gleich nach ihrer Ankunft in ihre Zimmer zurückziehen konnten; doch sorgte Theodor weislich dafür, daß Sidonia eines angewiesen erhielt, welches keinen andern Ausgang hatte, als durch das Seine.

Da saß Sidonia nun, müde und abgespannt, in dem engen ärmlichen Stübchen, das nur von dem matten Schimmer eines einzigen Talglichtes erhellt ward. Sie hatte den unbequemen falschen

Haarputz abgelegt, ihre eigenen dunkeln Locken flossen, in üppiger Fülle aufgelöset, ihr über Brust und Rücken weit hinab, und Margarethe stand neben ihr, beschäftigt, dieselben nach langem Versäumen einmal wieder zu ordnen. Keine von beiden sprach ein Wort; Sidonia, weil sie über zu vieles nachzusinnen hatte, und Margarethe, weil sie eigentlich nicht wußte, was sie sagen könne, um nur ihre geliebte Gebieterin aus dem Trübsinn zu erwecken, in welchem sie dieselbe versunken sah.

„Hörtest du nichts?" flüsterte plötzlich Sidonia, indem sie erschrocken zusammenfuhr, und nach dem Fenster hinblickte, das wenigstens zwanzig Fuß über den Erdboden erhaben, nach dem Baumgarten des Posthauses hinausging. Margarethe sprang augenblicklich auf, öffnete, um hinaus zu sehen, das in der Mitte des größern angebrachte kleine Schiebefenster, und fuhr im nämlichen Augenblicke todtenbleich zurück. Sie wollte schreien, doch Sidonia verhinderte sie daran, obgleich auch sie jetzt ein Gesicht gewahr ward, das sich von außen in das offen gebliebene Schiebefensterchen drückte, und zugleich noch einen neben diesem aus der Tiefe aufsteigenden Kopf entdeckte.

„Erschrecken Sie nicht über uns, gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, denn daß Sie eins von beiden sind, läßt sich wohl nicht mehr abläugnen," flüsterte das Gesicht am Fenster, das, wie Sidonia jetzt bemerkte, dem sogenannten Thurm angehörte. „Ex ungue leonem," setzte er lächelnd hinzu, indem er auf ihre aufgelösten Locken deutete, deren Reichthum beinah wie ein Mantel sie umgab.

„Und verzeihen Sie, daß wir vorhin, von Ihrer Kürtka verleitet, Sie blinder Weise für ein Penal ansahen, und sie etwas weniges turbirten," setzte der Schnurrbart hinzu, indem er unter dem Arm des Thurms hindurchkroch, und diesen sanft bei Seite schob.

„Wir sind brave Bursche," nahm der Thurm wieder das Wort, „die im Herzen Muth und Trieb fühlen, dem Unterdrückten zu helfen, und gegen Unbill und Uebermacht zu Felde zu ziehen, wo wir diese aufducken sehen."

„Ehrliche Mecklenburger," fügte der Schnurrbart hinzu, „die ihrem Mann stehen, wo es Noth thut, und wenn Sie uns brauchen können, so sagen Sie es nur."

„Daß dem so sey, gibt der Anschein so ziem-

lich," sprach der Thurm, „es schwante uns gleich so etwas, als wir den kleinen blassen Suttier Sie fortführen sahen. Wir konnten zu dem sogenannten Herrn Oheim keinen rechten Fidutz fassen, Sie sahen dabei aus, als ob Ihnen Zwang angethan werde, und unser Gewissen sagte uns, daß wir, als rechte Bursche, das nicht hätten zugeben sollen."

„Wir wünschten das Versäumte wieder gut zu machen," setzte der Schnurrbart hinzu, „und da der Kutscher, mit dem Sie gekommen waren, gleich nach Ihnen leer abfuhr, so packten wir uns mit auf. Das Wasser ist noch immer im Steigen; wir mochten in der miserablen Kneipe nicht länger wie Narren sitzen, und wollen nun auch lieber über die Brücke gehen."

„Also auch die frühere Abfahrt des Fuhrmanns war eine Lüge! Unwahrheit und Falschheit sind ihm zur zweiten Natur geworden!" seufzte Sidonia halblaut.

„Gott bewahre, in uns wohnt kein Falsch, wir sind ehrlich und treu!" riefen beide Studenten im Chor, die sie nur halb verstanden hatten; „sagen Sie uns nur, wie und wo wir helfen sollen," fügte der Thurm hinzu, „versteht sich, wenn

der Herr Oheim nicht etwa der Herr Gemahl ist, denn da müßten wir freilich wohl davon bleiben, das versteht sich.“

„Meine Herren,“ erwiederte Sidonia mit freundlichem Ernst, „mein Begleiter ist weder mein Oheim noch mein Gemahl, mir aber dennoch nahe verwandt, und für meine Sicherheit ist in seiner Nähe nichts zu fürchten. Ich danke Ihnen indessen recht innig für die mir bezeigte Theilnahme, muß Sie aber dennoch bitten, mich ganz unbesorgt meinem ferneren Schicksale zu überlassen.“

„Sie wollen also morgen aus freier ungezwungener Wahl mit ihm weiter gehen?“ fragte der Thurm, „denn volenti non fit injuria.“

„Ich will es, weil die Umstände es fordern,“ erwiederte Sidonia.

„Nun wohl, Quilibet est suae fortunae faber. Aber können wir sonst nichts für Sie thun? gar nichts? Bedenken Sie es wohl, wir sind treu und bereit zu allem, was Recht ist,“ sprachen die Studenten.

„Wollten und könnten Sie vielleicht ein Paar Zeilen von mir nach Lindau an meine Tante bringen?“ erwiederte Sidonia nach kurzem Bedenken.

„Nach Lindau, zur Frau Tante? Dahin wollen wir eben auch, das geht prächtig!“ riefen die Studenten.

„Der gnädige Herr sind wach!“ flüsterte in diesem Augenblicke Margarethe. Sobald sie überzeugt war, daß sie und ihre Herrschaft weder von Dieben noch Banditen bedroht würden, hatte echter Kammerjungfer-Instinkt sie an das Schlüsselloch der zu Theodors Zimmer führenden Thüre getrieben, und sie hörte diesen jetzt aus dem Bette aufstehen; wahrscheinlich um sich von seiner Seite an das nämliche Observatorium zu begeben, welches sie jetzt eilens verließ. Thurm und Schnurrbart flogen blitzschnell von dem Spalier hinunter, an welchem sie bis zu Sidoniens Fenster hinauf geklettert waren. Margarethe ging wieder an ihre Beschäftigung mit Sidoniens Haaren, und Theodor, nachdem er am Schlüsselloch sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß alles sicher sey, begab sich wieder zur Ruhe.

„Sie sind fort, beide fort, gnädiges Fräulein,“ begann Margarethe jetzt sehr leise; „aber daß sie gekommen sind, um uns zu helfen, war doch hübsch von ihnen, und wäre ich mein Fräulein,

ich hätte mir das Ding doch zweimal überlegt, ehe ich sie mit ihrem Anerbieten von mir wieß. Wer hätte denken sollen, als sie heute Nachmittag sich so unnütz machten, daß wir ihnen am Ende noch Dank schuldig werden sollten. Mir gefallen sie, trotz ihrer Ungezogenheit, tausendmal besser als mancher unserer feinen galanten Herren; nennen will ich keinen, aber ich weiß, wen ich meine."

„Sie gefallen dir, weil das vornehme Leben sie noch nicht verschnörkelt und verbildet hat," erwiederte Sidonia, „auch glaube ich selbst, daß sie es ehrlich meinen, weil der innere Kern ihres Gemüths mir noch gesund scheint, und ihre unfrisirten Zottelköpfe wahrscheinlich mit etwas besserem angefüllt seyn mögen, als mit Opern-Arien und Intriguen. Dafür aber haben sie andere Thorheiten und Albernheiten angenommen; sie sind die ersten dieser Art, die ich jemals in der Nähe sah, aber ich glaube doch, daß hinter dem seltsam rauhen Ton, den sie sich erlauben, und ihrem ganzen wunderlichen Benehmen eben so viel Affektation steckt, als hinter dem faden, nach Witz und Absonderlichkeit haschenden Wesen unserer eleganten Herren."

„Aber vergessen Sie wenigstens nicht, ihnen ein Briefchen an die gnädige Tante mitzugeben," bat Margarethe, „man kann doch nicht wissen, ob es uns nicht hilft; denn schlecht ergeht es uns in jedem Fall. Die Augen aus dem Kopfe möchte ich mir weinen, wenn ich nur daran denke, was uns noch alles geschehen kann."

„Ich gebe ihnen ein Paar Zeilen mit," erwiederte Sidonia, „nicht weil ich einigen Nutzen für uns davon hoffe, sondern nur, um den jungen Leuten zu zeigen, daß ich ihren guten Willen erkenne. Liebe Margarethe, wir dürfen uns auf Niemand als auf uns selbst verlassen, denn die, welche mich lieben und mir helfen könnten, sind zu weit von uns entfernt. Darum aber fühle ich mich nicht muthlos; ich weiß, was ich will, oder vielmehr, was ich nicht will; und wer erst darüber mit sich im Klaren ist, dem ist halb geholfen. Darum sey getrost, und gräme dich weder um mich noch um dich."

Während Sidonia so sprach, hatte sie vergebens im Zimmer sich nach Schreibmaterialien umgesehen, sie riß daher ein Blatt Pergament aus ihrem Taschenbuch, und schrieb mit einer Bleifeder diese

wenigen Worte darauf, die Margarethe den beiden Studenten am folgenden Morgen in die Hände zu spielen versprach.

„Theure Tante!

„Mein Schicksal hat eine Wendung genommen= bei der ich des Rathes, des Beistandes, der schnell, sten Hülfe treuer weiser Freunde bedarf. Melden Sie dieses dem Baron S., der mich um Nachricht von ihm an Sie gewiesen.

„Nächstens erfahren Sie alles umständlicher; wollte Gott, ich könnte in Ihre Arme mich wer= fen, und all' mein Leid bei Ihnen vergessen.

Sidonia."

* * *

Am folgenden Morgen, als Sidonia, von Theodor begleitet, über die Hausflur ging, um in den Wagen zu steigen, traten die Studenten Arm in Arm ihr entgegen, grüßten sie höflich, ohne von Theodors grimmigen Blicken, ohne sogar von ihm selbst, die mindeste Notiz zu nehmen, und wandten sich dann an Margarethe, mit der sie ein leichtes Gespräch anknüpften, ihr mit etwas ungeschickter Galanterie auf ihren hohen Sitz hin= auf halfen, und ihr dadurch Gelegenheiten gaben,

das Blättchen Pergament ihnen geſchickt in die Hände zu ſpielen.

Trübe und ſchweigend ſaß Sidonia jetzt wieder neben ihrem nicht minder verſtimmten Bruder, und blickte mit einem recht ſchmerzlichen Gefühl auf Bäume und Wieſen, Felder und Dörfer, an denen ſie erſt geſtern in voller Lebensfreudigkeit vorüber gekommen war. Damals ging es vorwärts in die Freiheit, jetzt führte jeder Umſchwung der Räder ſie dem alten verhaßten Joche wieder zu. Die Sonne ſchien warm vom freundlich-blauen Himmel, doch in ihr war es kalt und düſter; Erwartung kommender böſer Stunden, denen auszuweichen ſie keine Möglichkeit ſah, beklemmte ihr die Bruſt, und ſie ſehnte ſich beinahe ſchon am Ziele zu ſeyn, um den Widerwärtigkeiten, die ihrer dort harren mochten, wirklich entgegen zu treten; denn dieſe, der drückenden Schwüle vor dem Gewitter gleichende Unthätigkeit, in der ſie Schritt vor Schritt ſich dem Unabwendbaren entgegen ſchleppen laſſen mußte, dünkte ihrem lebhaften Geiſte das Unerträglichſte zu ſeyn.

Theodor fühlte ſich indeſſen nicht minder als ſie gequält. Die unerwartete Erſcheinung der bei-

den Studenten erfüllte sein argwöhnisches Gemüth mit allerlei Besorgnissen, die er selbst für abentheuerlich anerkannte, und von denen er sich dennoch nicht loszumachen vermochte. Alle fünf Minuten sah er durch das im Hintergrunde des Wagens angebrachte kleine runde Fenster, um zu erspähen, ob seine Widersacher nicht etwa ihnen folgten. Von Zeit zu Zeit suchte er durch künstlich gestellte Fragen von Sidonien zu erforschen, ob sie mit jenen jungen Leuten gesprochen, oder nicht? vielleicht gar in irgend einem Verhältniß zu ihnen stände? denn sie geradezu deshalb zu befragen, mochte er doch nicht wagen. Alles dieses half ihm aber wenig, Sidonia war nie so wortkarg gewesen, als gerade heute; sie würdigte ihn nur selten einer Antwort, und diese fiel immer sehr kurz aus. So fuhren sie weiter und weiter, bis in die späte Nacht hinein; am folgenden Morgen brachen sie abermals bei sehr früher Tageszeit auf, um noch Vormittags eine ziemlich bedeutende Stadt zu erreichen, die auf ihrem Wege lag, und welche Sidonia auf dem Hinweg umgangen hatte. Theodor beschloß, einige Stunden daselbst zu verweilen, um seine Schwester mit der ihrem Geschlecht und

ihrem Stande angemessenen Kleidung zu versehen; denn seiner Rechnung nach konnten sie schon am nächsten Tage zu Hause anlangen, wo sie doch in ihrer jetzigen Gestalt sich nicht schicklicher Weise sehen lassen durfte.

Sie hatten schon in der nämlichen Stimmung wie gestern, mehrere Meilen zurückgelegt, und die Thürme der Stadt stiegen in blauer nebliger Ferne vor ihnen auf, als ein Reisewagen ihnen begegnete. Der in demselben sich befindende Reisende, tief in seinen Mantel gehüllt, schlief so fest, daß er selbst dann nicht erwachte, als die Postillone anhielten, um mit einander zu wechseln. Margarethe benutzte den kurzen Stillstand, um ihren Platz auf dem Kutschbock auf ein Paar Minuten zu verlassen, und sich nach dem Befinden ihrer Gebieterin zu erkundigen, während Theodor verdrüßlich aus dem Wagen sprang, um die Postillone zur Eile anzutreiben. Alt aber umschnüffelte den fremden Wagen erst sehr bedächtig von allen Seiten, und sprang dann plötzlich unter so lautem Gebelle an demselben in die Höhe, daß der Reisende erwachte. Er wickelte sich aus seinem Mantel, betrachtete den Hund eine Weile, der jetzt seine Freudenbezeu-

gungen verdoppelte. „Ali!“ rief er endlich, „ehrlicher treuer Pudel, bist du es wirklich? wie in aller Welt kommst du hierher?“ Er bückte sich, um das Thier zu liebkosen, das sich jetzt vergeblich anstrengte, zu ihm in den Wagen zu springen; doch im nämlichen Augenblicke fühlte er seinen Arm fest umschlungen. „Seethal! Seethal!“ rief eine ihm bekannte liebe Stimme. Sidonia hatte beim ersten Laut seiner Stimme ihn erkannt, war aus dem Wagen gesprungen, und stand jetzt athemlos vor Freude neben ihm. „Zum zweitenmal führt der freundliche Zufall Sie zu meiner Hülfe herbei, Sie werden mich nicht verlassen, Sie werden mir beistehen!“ rief sie kaum vernehmbar vor innerer Bewegung.

„Sidonia, in Knabentracht, und hier!“ Indem er staunend sie betrachtete, mochte Seethal seinen Sinnen kaum trauen, und doch war sie es unverkennbar. Beim Herausspringen aus dem Wagen hatte sie den Hut und die falsche Haartour verloren, die reiche Fülle ihrer dunkeln Locken flatterte wild im Winde, und verdeckte zur Hälfte ihr Gesicht; Seethal stand vor ihr, er hielt ihre beiden Hände, und sah sie forschend an, ohne in der Ueberraschung

des Augenblicks für sein grenzenloses Erstaunen Worte zu finden.

„Der Herr Baron von Seethal, wie ich höre?“ sprach sehr formell höflich Theodor, der plötzlich neben den beiden stand. „Schwester, habe die Gefälligkeit, mich dem Herrn Baron vorzustellen, damit er mir erlaube, ihm für den Schutz meinen gefühltesten Dank abzustatten, den er dir vor einiger Zeit auf dem Rückwege von dem Maskenballe gewährte. Die Eile, in der wir beide für den Augenblick sind, mag es entschuldigen, daß ich diesen unschicklichen Platz dazu wähle,“ setzte er, sich lächelnd verbeugend, hinzu.

„Mein Begleiter ist Theodor von Klarenbach,“ sprach Sidonia mit zitternder, halb erstickter Stimme. Schmerz und Unmuth über die erniedrigende Verstellungskunst, zu welcher ihr Bruder sich sogar unter ihren Augen herabließ, brachten sie ganz aus aller Fassung.

Seethal kam noch immer von seinem Erstaunen nicht zurück, indessen erwiederte er Theodors zuvorkommende Höflichkeit auf die nämliche Weise, und dieser beeilte sich, in demselben Ton ihm zu antworten, um nur Sidonien nicht zum Worte

kommen zu lassen. Er bemerkte den Ausdruck von Verwunderung, mit welchem Seethal die Kleidung Sidoniens betrachtete, und war dreist genug, durch einige leicht hingeworfene Scherze über die Veranlassung desselben ihn irre führen zu wollen. Er spöttelte über den excentrischen Einfall seiner Schwester, ihn durchaus in Knabentracht auf dieser kleinen Reise begleiten zu wollen, fügte ganz obenhin die Bemerkung hinzu, daß die Leute eben mit dem Umspannen fertig geworden wären, bedauerte, sich einer so angenehmen Bekanntschaft nicht längere Zeit erfreuen zu können, und faßte schnell, vielleicht ein wenig fester als eben nöthig war, Sidoniens Arm, um sie an seinen Wagen zu führen.

Dies war mehr, als Sidonia ertragen konnte, sie riß gewaltsam von Theodor sich los, und eilte, Seethals Arm zu ergreifen. „Nein, nein!“ rief sie, „das Herz möchte mir brechen, weil ich den Bruder anklagen muß, aber dieses Gewebe von Unwahrheit und List kann ich nicht dulden. Seethal, edler Freund meiner Jugend, nicht vergebens hat ein guter Engel mich Ihnen abermals entgegen geführt; Sie dürfen mich nicht in dieser Noth verlassen, Sie müssen sich meiner annehmen, ich

rufe Sie auf zu meinem Richter zwischen mir und diesem."

„Sie sehen, mein Herr," sprach Theodor, indem er sich gewaltsam zusammen nahm, um gelassen zu bleiben, „Sie sehen, mein Herr, meine gute, sonst sehr gescheute, nur zu heftige Schwester, ist in diesem Augenblick zu aufgeregt, um ihrer Sinne ganz mächtig zu seyn. Sie sind ein Mann von Welt und Erfahrung, dafür bürgt mir Ihre ganze Erscheinung, vielleicht sogar Familienvater; in jedem Fall ist es Ihnen nichts Neues, daß junge Mädchen sehr gern zu Extremen übergehen, wenn ihre launenhaften, mitunter auch wohl etwas thörichten Einfälle Widerspruch antreffen. Ich bin überzeugt, Sie werden nicht unberufen sich in Familienangelegenheiten mischen wollen."

„Lassen Sie von jener glatten Zunge sich nicht täuschen!" rief Sidonia, ohne Seethal zur Antwort kommen zu lassen. „Nicht aus launenhaftem Muthwillen habe ich diese Kleidung gewählt, ich bin in ihr aus dem Hause meiner Stiefmutter entflohen, Theodor hat mich eingeholt, ich folge ihm gezwungen."

Theodor wollte sie verhindern, weiter zu reden, aber Sidonia ließ sich nicht davon abhalten.

„Ich entfloh, um einer Verbindung mit jenem widerwärtigen Manne zu entgehen, aus dessen Händen Sie mich vor kurzem befreiten; man hatte mit seiner List mich so zu umstricken gewußt, daß mir kein anderer Ausweg übrig blieb. Ich wollte zu meiner Tante, zur Frau von Bornefeld, an die Sie mich selbst gewiesen. Ich lasse Sie nicht los; Sie mein sichtbarer Schutzgeist, Sie sind der einzige Freund, den ich auf Erden habe, ich flehe, ich beschwöre Sie, bringen Sie mich zu meiner Tante, lassen Sie mich nicht in diesen Händen, nehmen Sie meiner sich an, Sie hatten von Kind auf mich lieb, Sie werden mich nicht jetzt verlassen, da ich so sehr Ihrer Hülfe bedarf."

„Sie sehen es selbst, Herr von Klarenbach, ein so festes schönes Vertrauen darf ich nicht zurückweisen," sprach Seethal. „Ich bin überzeugt, daß nur ein Mißverständniß zwischen zwei solchen Geschwistern diesen Zwiespalt hervorbringen konnte; erlauben sie daher, daß ich mit Ihnen nach dem Ort zurückkehre, den ich diesen Morgen verließ; um dort ruhiger und mit mehr Muße, als hier

auf offener Straße geſchehen könnte, den Grund dieſes Mißverſtändniſſes zu erfahren, und dann als Mittler zwiſchen Ihnen Beiden einzutreten. Mehr ſeyn zu wollen, werde ich mir nie anmaßen, und vielleicht erſcheint mein jetziges Betragen Ihnen ſchon anmaßend genug. Aber bedenken Sie," ſetzte er freundlich hinzu, „daß ich Sidonien von ihrer Kindheit an kenne, daß ich dieſe ſchöne Blüthe mit inniger Freude ſich aus der Knospe entwickeln ſah. Ich und hier der ehrliche Ali, waren von jeher der kleinen Sidonia treuſte Spielgeſellen, und ſie wußte oft nicht, welchen von uns Beiden ſie am liebſten hatte; war es nicht ſo, mein Fräulein?" fragte er lächelnd, indem er Sidoniens Hand ergriff, und ihr freundlich in das thränenſchwere Auge blickte.

Theodor ſah nicht wohl ein, wie er, ohne Verdacht zu erregen, ein ſo billiges Anerbieten ablehnen könne, da es ohnedem doch nur von dem Freunde ſeiner Schweſter abhing, ſie auch ohne ſeine Erlaubniß zu begleiten. Auch mochte er einen Unbekannten nicht gern beleidigen, und in Seethals Anſtand und Betragen lag etwas, das ihm wieder Willen Achtung und Schonung abzwang.

Obgleich nicht mehr jung, war dieser doch noch ein sehr stattlicher kräftiger Mann, von dem sich nicht unbedingt behaupten ließ, daß er eine Beleidigung gelassen hinnehmen würde; und Theodor hatte von jeher alles geflissentlich vermieden, was unter Männern zum Streit, und zu dessen gewöhnlichen Folgen Anlaß geben konnte. Er hielt es also für das beste, sich mit guter Art in das nicht zu Umgehende zu ergeben, und war sogar darüber beinahe völlig getröstet, als Baron Seethal ihm den Vorschlag that, zu ihm in seinen Wagen zu steigen, und Sidonia mit ihrem Kammermädchen fahren zu lassen. Habe ich ihn nur erst allein, ohne daß Sidonia sich ins Gespräch mischen kann, so hab ich gewonnen Spiel, dachte Theodor freudig.

Klug und schlau wie gewöhnlich, benutzte er die Stunde, die er mit Seethal allein im Wagen zubrachte, um durch ein anscheinend offenes und herzliches Betragen sich das Zutrauen desselben zu gewinnen, und zwar, wie es ihm schien, nicht ohne günstigen Erfolg; denn Seethal hörte aufmerksam und theilnehmend alles an, was er über Sidonien und deren Verhältnisse ihm mittheilte,

ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen. Er ließ sogar ohne Widerrede alle die glänzenden Vortheile sich auseinander setzen, welche eine Verbindung mit Binsenburg der Familie wünschenswerth machten. „Ein unangenehmer Zufall," setzte Theodor am Schlusse seiner Rede hinzu, „hat meine Schwester in eine Lage versetzt, in der ihr nur die Wahl bleibt, entweder den Herrn von Binsenburg zu heirathen, oder ihren guten Namen auf immer zu verlieren, und dadurch sich und die Ehre ihrer Familie mit Schmach zu beladen; was ich, ihr Bruder, doch unmöglich zugeben darf, denn Ehre verloren, alles verloren."

„Wahrscheinlich meinen Sie mit jenem Zufall den Morgen nach der Maskerade, an welchem mir das Glück ward, Ihre Schwester aus den Händen jenes Binsenburg zu befreien," fiel Seethal plötzlich ihm ein.

Theodor erschrack darüber, als wäre ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren. Im Fluß der Rede hatte er für den Augenblick an Seethals damalige Dazwischenkunft nicht gedacht; und die Art, mit der jene wenigen Worte ausgesprochen wurden, ließ ihn befürchten, daß Sidonia damals, oder

auch späterhin, ihrem Freunde den Antheil verrathen haben könne, den er selbst an jenem zweideutigen Ereigniß genommen. Die ihm eigene Geistesgewandtheit bewog ihn, hier Wahrheit und Dichtung geschickt und schnell mit einander zu verbinden, um durch ein Halbgeständniß dem bösen Eindruck zuvor zu kommen, den ein solcher Argwohn auf Seethals Gemüth machen könne. Er gestand ihm daher, daß es mit seinem Vorwissen Binsenburgs Plan gewesen sey, Sidonien allein, und auf einem nicht bedeutenden Umwege, von dem Maskenball nach Hause zu führen, um diese Zeit zu einer Erklärung seiner Liebe zu benutzen, zu welcher ihm bis dahin die mädchenhafte scheue Sprödigkeit Sidoniens jede Gelegenheit abgeschnitten habe. Nur die auf dem Platz vor dem Ballhause herrschende unglaubliche Unordnung hatten Theodor, seiner Versicherung nach, verhindert, mit Frau von Klarenbach Binsenburgs Wagen augenblicklich zu folgen. „Die Equipagen," sprach er, „hatten vor dem Eingange eine wirkliche Wagenburg gebildet, durch welche durchzudringen unmöglich war. Während ich unten ängstlich mich bemühte, unsere Bedienten aufzusuchen, kehrte meine

Stiefmutter in den Saal zurück. Binsenburg und ich hatten diese von der zwischen uns getroffenen Verabredung nicht unterrichtet, weil wir im Voraus wissen konnten, daß die ungemein zart fühlende Frau nie darein gewilliget haben würde. So wie sie bei der Gesellschaft anlangte, ward Sidonia von ihr vermißt; dienstfertige Freunde drängen sich herbei, man sucht sie überall, ohne sie zu finden, endlich verbreitet sich das Gerücht, eine ziemlich zweideutig aussehende unbekannte Maske, welche Sidonien den ganzen Abend über verfolgt hatte, habe sie entführt; und meine arme nervenschwache Stiefmutter geräth darüber in einen wahrhaft mitleidswürdigen Zustand. Daß Sidoniens Entführung wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde ging, daß dieses Ereigniß das größte Aufsehen erregte, bedarf bei Ihnen wohl keiner Versicherung. Sie kennen die Welt, und werden sich leicht denken können, wie viel größer dieses Aufsehen wurde, als man am andern Tage erfuhr, Sidonia sey mit Herrn von Binsenburg, ohne ihrer Mutter Vorwissen, vom Balle weggefahren, und erst nach mehreren Stunden bei hellem Tage zu Hause angelangt. Ich wiederhole es mit Schmerz, meiner

Schweſter guter Name iſt auf ewig vernichtet, nie darf ſie in der Geſellſchaft ſich wieder blicken laſſen, wenn ſie nicht Binſenburgs Gattin wird. Mein armer Freund iſt von der ſtrafbaren Unvorſichtigkeit ſeines Betragens durchdrungen, er fühlt mit tiefer Reue, wie ſehr er an meiner Schweſter ſich vergangen, indem er von der unwiderſtehlichſten Gewalt der glühendſten Liebe ſich hinreißen ließ, die Heißgeliebte in dieſem erzwungenen tête à tête weit länger feſtzuhalten, als es erlaubt oder ſchicklich war. Er ſieht den ganzen Umfang des Nachtheils ein, den er Sidoniens, bis dahin völlig unbeſcholtenem Rufe zugefügt, und wünſcht nichts inniger, als daß es ihm erlaubt werden möge, ihr Hand und Herz zu bieten, und alles, was er beſitzt, ihr zu Füßen zu legen, um ſein Vergehen wieder gut zu machen. Sogar ihre unüberlegte Flucht aus dem mütterlichen Hauſe wird in ſeinen Gefühlen für ſie nichts abändern; er wird in dieſem, gewiß zu raſchen Schritte nur einen neuen Beweis der hohen Reinheit ihres Gemüthes ſehen, die, nachdem ſie ſich beſchimpft glaubte, ſie antrieb, ſich den Augen ihrer Bekannten zu entziehen.“

„Sidonia scheint aber dem Herrn von Binsenburg nichts weniger als geneigt zu seyn," nahm Seethal jetzt das Wort, „und ich finde in seinem, gewiß nicht zu entschuldigenden Betragen gegen sie keinen Grund, um sie gegen ihren Willen zu einer Verbindung mit ihm zwingen zu wollen."

„Allerdings," erwiederte Theodor, „aber ich bitte Sie, Herr Baron, erwägen Sie nur die ganze Verknüpfung der beiderseitigen Verhältnisse; das glänzende Sort, das er ihr bietet, seine treue, alles übersteigende Liebe zu ihr. Ich fühle mich von meinem Herzen gedrungen, ganz offen gegen Sie zu seyn, Herr Baron, und vertraue Ihnen daher die unumgängliche Nothwendigkeit, Sidonien möglichst bald aus der Nähe unserer Stiefmutter zu entfernen. Sie, als ein Mann von Welt und Erfahrung, werden diese Nothwendigkeit leicht begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß Frau von Klarenbach eine höchst achtbare Dame ist, welche die vortrefflichsten Eigenschaften besitzt, und in mancher Hinsicht wohl ein Muster ihres Geschlechts genannt zu werden verdient; aber sie ist jetzt zu jenem Wendepunkt des Lebens gelangt, den erreicht zu haben, keine schöne allbewunderte Frau

ſich ſo leicht eingeſteht. Es gibt im weiblichen Leben Anſprüche, die jede Dame gern über die ihnen von der Natur geſtellten Grenzen hinausdehnen möchte, und Frau von Klarenbach hat ſich von dieſen noch nicht losmachen können. Ihre perſönlichen Vorzüge berechtigen ſie ſogar, dieſe Anſprüche noch lange feſt zu halten, und ſie wird es können, ſobald keine weit jüngere, liebenswürdigere und ſchönere Nebenbuhlerin ihr ſtets zur Seite bleibt, welche zu ihr nachtheiligen Vergleichungen Anlaß gibt. Eine ſolche iſt Sidonia, und ein ſolches Verhältniß macht böſes Blut, und thut auf die Länge nicht gut; Sie ſehen es ſelbſt ein, Herr Baron, die beiden Damen müſſen ſich trennen, und nie wird Sidonia eine vortheilhaftere Gelegenheit dazu finden, als dieſe ihr vorgeſchlagene Vermählung; was aber meine Schweſter aus Trotz und Eigenſinn leider nicht einſehen will."

„Warum aber wollen Sie dieſe Trennung von der Stiefmutter, deren Nothwendigkeit ich begreife, nicht auf eine, Sidoniens Wünſchen mehr entſprechende Weiſe herbeiführen laſſen? warum wollen Sie ihr nicht erlauben, wenigſtens auf einige

Zeit ſich zu der Frau von Bornefeld zu begeben?“ fragte Seethal.

„Ich?“ rief Theodor eifrig, „ach Gott, ich liebe meine Schweſter wie mein Leben, ich möchte alles thun, um ſie glücklich zu wiſſen, aber ich habe keine Macht über ſie, außer der, welche ihre Liebe mir gibt. Ich kann ihr weder etwas erlauben noch verbieten, die Stiefmutter allein kann über ſie disponiren, und ſelbſt dieſe iſt wieder auf andere Weiſe gebunden. Es ſteht nicht in ihrer Gewalt, meine Schweſter anders als vermählt, oder doch wenigſtens als verlobte Braut, aus ihrem Hauſe zu entlaſſen; bis die Lage derſelben auf dieſe Weiſe ſicher geſtellt iſt, muß Frau von Klarenbach ſie bei ſich behalten, und darf ſie nicht aus den Augen verlieren. So hat unſer Vater es in ſeinem letzten Willen angeordnet, und die vortreffliche Frau beſitzt zu viel Pietät, um dieſem nicht nachzuleben.“

„Aber eine Abweſenheit von wenigen Monaten verdiente denn doch kaum als eine Verletzung jenes Teſtaments betrachtet zu werden,“ wandte Seethal ihm ein.

„Herr Baron!“ rief Theodor, „Sie üben eine

eigne, nie von mir gefühlte Gewalt über mich aus; ich fühle es wohl, ich darf Ihnen nichts verhehlen, obgleich ich nicht begreife, was es eigentlich ist, das zum offensten Vertrauen gegen Sie mich unwiderstehlich hinzieht. Wissen Sie denn, daß noch andere Gründe meine Stiefmutter bewegen, an dem Gebote meines Vaters fest zu halten. Gleich nach meiner Ankunft habe ich mich, wie wohl natürlich war, nach dem Testamente desselben genau erkundigt, das ganz zu Gunsten seiner zweiten Gemahlin abgefaßt ist. Weiß Gott, welche triftigen Gründe wenige Tage vor seinem Tode, meinen Vater noch bewogen haben mögen, seinem früher niedergelegten letzten Willen noch ein geheimes Codizill beizulegen, in welchem er Sidonien, außer ihrem sehr mäßigen Jahrgelde, und einer ebenfalls nicht bedeutenden, zu ihrer Ausstattung bestimmte Summe, noch ein Kapital von vierzigtausend Thalern aussetzt, dessen Nutznießung aber Frau von Klarenbach lebenslänglich behält. Nur in dem Fall, daß Frau von Klarenbach jemals in eine Trennung von Sidonien einwilligen sollte, so lange diese unvermählt ist, muß sie jene vierzigtausend Thaler unverzüglich an meine Schwe-

ſter auszahlen, ſelbſt wenn es nicht ausgeſprochen würde, daß ſie auf immer ſich trennten. Nun wiſſen Sie alles, Herr Baron, und begreifen wohl, daß Frau von Klarenbach eine ſolche Thorheit nie begehen kann; Sidonia iſt und bleibt bis zu dem Tage ihrer Vermählung an ſie gefeſſelt; und wäre ſie auch thörigt genug, jenem Kapital zu entſagen, um nur um ſo früher in Freiheit zu kommen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß meine Bruderpflicht mir verbietet, dieſes zuzugeben."

Seethal geſtand ihm nichts zu, er antwortete mit keiner Silbe auf alles, was er zuletzt vernommen, ſondern ſuchte das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände zu leiten, auf welche auch Theodor ſogleich einging; indem er dabei jede Gelegenheit ergriff, ſich und ſeinen Geiſt im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen, bis ſie die Stadt erreichten, und im vornehmſten Gaſthofe derſelben abſtiegen.

Theodor unterließ nicht, den Freund ſeiner Schweſter mit dem ihm eignen Scharfblick in allen ſeinen Bewegungen zu beobachten, und ward immer feſter überzeugt, daß dieſer weit mehr ſey, als er vor der Hand zu ſeyn ſcheinen wolle. Der einzige Be-

diente, den er bei ſich hatte, und der eine Art von altem, vertrautem Kammerdiener zu ſeyn ſchien, begegnete ſeinem Herrn mit auffallender Ehrerbietung, und Theodor glaubte ſogar einigemal zu bemerken, wie er, auf einen ernſten Wink deſſelben, das ſchon halb ausgeſprochene Wort „Excellenz" ein Paarmal wieder verſchluckte. Er hob hinter Seethals Rücken, die demſelben mit großer Umſicht nachgetragene Schatulle in die Höhe, und die Schwere derſelben deutete auf einen ſehr reichen Inhalt. Seethal öffnete ſie, um Geld heraus zu nehmen, Theodor ging indeſſen, anſcheinend achtlos, im Zimmer auf und nieder, aber ein ſchlauer heimlicher Seitenblick ließ ihn doch einige juwelenreiche Ordensdekorationen in dem Käſtchen entdekken. Alles beſtätigte ihn in ſeinen Vermuthungen von dem hohen Range dieſes Unbekannten, und er ward darüber immer unſicherer, wie er ſich gegen denſelben zu benehmen habe. Mißtrauen durfte er gegen einen Mann dieſes Ranges nicht zu äußern wagen, das fühlte er wohl, darum fügte er ſich ohne Weigerung in Sidoniens Bitte um eine Unterredung unter vier Augen mit ihrem Freunde, ſo unangenehm ihm dieſes auch im Grunde war;

aber wie ſollte er es anfangen, um ihr die Erlaubniß dazu zu verſagen?

* * *

Offen und zutraulich, mit der zum Herzen dringenden Beredſamkeit eines Kindes, das der freundlichen Mutter erzählt, wie es ihm unter fremden Leuten ſo übel ergangen ſey, trug Sidonia dem Freunde ihrer Jugend ihre Klagen vor. Sie ſtellte ihm das Drückende der Verhältniſſe, in die man ſie zu verflechten gewußt hatte, anſchaulich dar, und hätte gern jede Beſchuldigung ihres Bruders dabei vermieden; doch dieſes war unmöglich, und ſo ſuchte ſie wenigſtens dieſelben, ſo gut es angehen wollte, zu mildern. Ihr Freund aber errieth ohne Mühe, was ſie ihm zu verſchweigen ſtrebte, denn er kannte Menſchen und Welt, und hatte während der kurzen Zeit ſeines Alleinſeyns mit Theodor Gelegenheit genug gehabt, deſſen eigenthümlichen Charakter zu ergründen. Sidoniens ungekünſtelte Darſtellung ihres Geſchicks machte augenſcheinlich einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth; ſo lange ſie ſprach, hörte er mit ungetheilter Aufmerkſamkeit ihr zu, und es war ihm nicht möglich, die mächtige Rührung ſeines

Innern sogleich genugsam zu bemeistern, um ihr antworten zu können.

„Liebes, theures Kind, ach mir unendlich viel theurer, als Sie es ahnen können!“ sprach er endlich, „glauben Sie mir, ich fühle ganz das Drückende Ihrer Stellung im Leben; kein Opfer sollte mir zu schwer werden, um Sie in eine günstigere zu versetzen, doch leider habe ich keinen andern Rath noch Trost für Sie, als den, auf Gott und sich zu bauen, denn für den Augenblick wenigstens, kann Ihnen von außen keine Hülfe werden, wie Sie solche wünschen. Schelten Sie mich nicht hart, weil ich so unumwunden Ihnen dieses sage; ich kenne Ihr gefaßtes Gemüth, ich weiß, daß Sie von Ihrer frühesten Kindheit an dem Unvermeidlichen, wenn es auch schmerzlich war, gern ohne Zögern entgegen gingen; es bleibt Ihnen kein Ausweg, Sie müssen sich mit Ihrem Bruder zu Ihrer Stiefmutter zurück begeben.“

„Seethal! und ist dieses denn wirklich alles, was Sie mir sagen können? Habe ich auch in Ihnen mich geirrt?“ rief Sidonia mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Wahrlich nein! Sie haben auf Erden keinen

treuern, wohlmeinenderen Freund als mich," erwiederte Seethal, und ergriff begütigend ihre Hand. „Sie haben mir das schöne Vorrecht gegeben, als väterlicher Freund Ihnen rathen zu dürfen; lassen Sie mich den würdigsten Gebrauch davon machen, und hören Sie gelassen mich an; selbst wenn manche meiner Aeußerungen Ihnen wehe thun sollte. Liebe Sidonia, daß Sie aus dem Hause Ihrer Stiefmutter heimlich entflohen, vermag ich zwar zu entschuldigen, aber es war ein Schritt, zu welchem ich Ihnen nie meine Einwilligung gegeben haben würde; mögen nur dereinst die Folgen dieser Unbesonnenheit nicht gar zu schwer auf Ihnen lasten! Verschmähen Sie nicht die bittende Warnung Ihres Freundes, sich nie wieder auf so ungebahnte Wege zu wagen! Stille Ausdauer in Widerwärtigkeiten, liebe Sidonia, ist viel schwerer, aber auch unendlich mehr, als der rasche Heldenmuth des Augenblicks, der sich Gefahren kühn entgegen wirft, die er verachtet, oft nur weil er sie nicht kennt. Im Munde eines alten Soldaten klingt dieser Ausspruch zwar seltsam, aber Erfahrung hat ihn bewährt."

„Und können Sie denn, statt sich meiner an-

zunehmen, mich wirklich in jene Hölle, in die Gewalt jener Geister der Arglist zurückbannen wollen?" rief Sidonia schmerzlich.

„Ihr Vorwurf thut mir wehe, dennoch muß ich Ihnen wiederholen, daß ich in diesem Augenblick keinen andern Weg Ihnen zu bezeichnen weiß, als diesen," erwiederte Seethal. „Vergebens suche ich nach Worten, um Ihnen die Gründe recht deutlich zu machen, die Sie bestimmen müssen, ihn zu wählen. Liebe Sidonia! und wären Sie auch wirklich in diesem Augenblick bei Frau von Bornefeld Ihrer Meinung nach in voller Sicherheit; Ihre Stiefmutter hat die Mittel in Händen, Sie zur Rückkehr zu zwingen, und wird diese nicht unbenutzt lassen, so wenig ihr auch persönlich daran liegen mag, Sie in ihren Umgebungen zu wissen. Eigennutz ist eine mächtige Triebfeder, und Frau von Klarenbach, nach allem was ich von ihr weiß, scheint mir wenig geneigt, ihr Widerstand zu bieten; besonders da das Opfer, das sie in pekuniärer Hinsicht Ihnen bringen müßte, wenn sie Sie freigäbe, durchaus nicht unbedeutend ist. Entsagung auf die Summe, die sie, zufolge des Vermächtnisses Ihres Vaters, Ihnen dann auszah-

len müßte, würde Ihnen wenig helfen; denn Ihr Bruder wird es sich nicht nehmen lassen, Ihre Rechte zu verfechten, weil er ebenfalls seinen Vortheil dabei fände; dies weiß ich so ziemlich gewiß aus seinem eigenen Munde. Das Haus der Frau von Bornefeld ist überdem in diesem Augenblick die Wohnung unbeschreiblichen Jammers, in der Ihr Eintritt nur störend einwirken könnte. Der gute Forstmeister, der Gemahl Ihrer Tante, ringt seit vielen Tagen den furchtbarsten Kampf mit dem Tode; seine trostlose Gattin verläßt keinen Augenblick sein Sterbelager; kämpfend mit schmerzlicher Verzweiflung betet sie um seine Auflösung zu Gott, während sie vor dem Gedanken an die nahende Trennung zurückschaudert; Sie fühlen es selbst, daß jetzt es nicht an der Zeit wäre, in die Mitte Ihrer Verwandten einzutreten."

„O wie grausam verschließen Sie mir jeden Weg zum Troste!" rief Sidonia im bittersten Schmerz. „Wie innig freute Ihr Anblick mich! wie wenig glaubte ich damals, daß dieses Begegnen nur dazu dienen sollte, mir jeden Strahl möglicher Hoffnung zu rauben!"

„Der Unmuth macht Sie ungerecht, Sidonia,

nicht nur gegen mich, sondern auch gegen Ihr Geschick," erwiederte Seethal; „er verschließt Ihnen sogar jede klare Ansicht Ihrer eigentlichen Lage. Wahrlich, ich begreife Sie kaum. Liebes Kind, was fürchten Sie denn eigentlich? Ich hoffe mit ziemlicher Sicherheit, Sie von Binsenburgs Verfolgungen zu befreien, und sollte Ihr Bruder auch sich weigern einzusehen, was ich ihm aus triftigen Gründen beweisen kann, daß er die Vortheile dieser Verbindung viel zu hoch angeschlagen hat; zum Altare Sie mit Gewalt zu schleppen, vermag er doch nicht. Sie sagen „Nein," und immerfort „Nein," wenn selbst der Geistliche schon mit dem Trauringe vor Ihnen stände; den rechten festen Willen, selbst des Schwächsten, vermag keine Gewalt zu besiegen; und seyn Sie überzeugt, man wird sich hüten, Sie bis zum Aeussersten zu treiben, sobald man nur gewiß weiß, daß Sie im Fall der Noth fest entschlossen sind, zu diesem letzten Mittel zu schreiten. Die häuslichen Unannehmlichkeiten, vielleicht sogar Verfolgungen, die außerdem vielleicht noch Sie zu Hause erwarten möchten, werden nur dann wahrhaft kränkend und betrübend, wenn sie von solchen, die wir wirklich

lieben, über uns verhängt werden; Sie werden leichten Muthes sie ertragen können. Und nun noch eins, Sidonia, wenn Ihr eigenes Heil Ihnen werth ist, so verachten Sie nicht einen Rath, den ich nur zögernd auszusprechen wage, aus Furcht, Ihr Zartgefühl zu beleidigen. Geben Sie für jetzt jeden Gedanken an eine momentane Veränderung Ihrer Lage auf; wenn aber eine dauernde sich Ihnen bietet, und dieses wird bei Ihren Vorzügen gewiß sehr bald eintreten, so stoßen Sie aus jugendlichem Uebermuthe sie nicht zurück. Wenn ein Mann, den Sie ehren und achten können, und dessen Persönlichkeit Ihnen keinen Widerwillen einflößt, Ihr Herz und Ihre Hand zu gewinnen strebt, weisen Sie, ich ermahne Sie dringend, weisen Sie einen treuen liebenden Beschützer auf Ihrem Lebenspfade nicht von sich, weil er vielleicht dem Ideale nicht ganz ähnlich seyn sollte, das wahrscheinlich auch Ihre Phantasie von dem künftigen Gefährten Ihres Lebens sich gebildet hat. Sie, liebe Sidonia, bedürfen es vor Hunderten, einen festen Anhalt in der Welt frühe zu finden, in der Sie so ausgezeichnet und vereinzelt dastehen.“

„Ich kenne kein solches Ideal, wie Sie es

meinen; meine Phantaſie hat ſich nie damit beſchäftigt, und ich überließ mich nie ſolchen Träumen," erwiederte Sidonia ziemlich lebhaft. Laſſen Sie, ich bitte, die Zukunft auf ſich beruhen, während die Gegenwart ſo peinlich mich drückt, daß ich unter ihrer Laſt kaum noch zu athmen im Stande bin. Aus allem, was ich von Ihnen bis jetzt vernahm, habe ich nur das Einzige aufgefaßt, daß Sie von der Rückkehr in Verhältniſſe, die ich haſſe, und gegen die mein ganzes Gemüth ſich empört, mich nicht befreien können oder wollen; beides kommt im Grunde auf eins heraus. Ich aber will mich nicht darein ergeben, ohne jeden mir möglichen Verſuch zur Rettung gewagt zu haben. Ich habe noch einen, mir zwar perſönlich unbekannten Freund, der mir aber Rath und Hülfe weder verſagen kann noch wird. Wo er ſich aufhält, weiß ich nicht, doch Sie werden ohne Mühe es erfahren. Bringen Sie ein Schreiben von mir ſchnell und ſicher in ſeine Hände; dieſe kleine leichte Gefälligkeit werden Sie mir doch nicht abſchlagen. Ich verſpreche Ihnen dagegen, ſobald mein Brief durch Sie weiter befördert iſt, meinem Bruder gelaſſen zu folgen, wohin

er mich führen will; mir keine, die Conventienzen verletzende Handlung mehr zu erlauben, und den Erfolg dieses letzten Versuches in Gelassenheit zu erwarten. Mein Freund ist Graf Albert von Adelheim."

„Adelheim!" widerholte Seethal, und starrte Sidonien mit unverhehltem Erstaunen an. „Zum zweitenmale überrascht mich dieser Name aus Ihrem Munde. Sidonia, was wissen Sie von jenem Mann? in welchem Verhältniß glauben Sie zu ihm zu stehen?"

„Ich habe Ansprüche an seinen Schutz, denen er sich nicht entziehen kann, noch es wollen wird," erwiederte Sidonia. „Doch bei der Verwunderung, die ich in Ihren Zügen lese, überfällt mich eine ungeheure Angst, Sie könnten meine Aeußerungen über ihn vielleicht auf eine, mir höchst schmerzliche Weise auslegen. Haben Sie jemals meiner Mutter und ihres trüben Geschickes erwähnen gehört?"

„Die traurigen Ereignisse, die Ihrer Mutter Glück untergruben, und sie lange vor der Zeit ins Grab brachten, sind mir bekannt," antwortete Seethal, sichtbar erschüttert.

„Sie wissen von ihr, was die Welt weiß,

und das ist weniger als nichts," sprach Sidonia; „ein düsteres Gewebe, aus Trug, Lügen und Arglist gewoben, umdunkelte ihr Leben, und breitet sich noch über ihr Grab hinaus. Doch Sie darf ich nicht im Irrthum lassen. Um mein festes Vertrauen auf den edlen Mann zu begreifen, dessen Namen die schwärzeste Verläumdung auf unwürdige Weise mit dem meiner Mutter vereint hat, lesen Sie hier die letzten heiligen Worte einer Sterbenden an ihr, damals noch unmündiges Kind; und auch hier dieses Blatt, das Ihnen erklären wird, mit welchem Recht ich auf den Beistand des Freundes baue, den ich Ihnen eben genannt," setzte sie hinzu, indem sie Seethal den Brief ihrer Mutter und das letzte Blatt der, diesen begleitenden einzelnen Aufsätze überreichte.

Die schwankenden, kaum leserlichen Züge der Unterschrift des Briefes, waren das erste, was Seethal ins Auge fiel, als er die Papiere ergriff; und ein nur halb erstickter Schmerzenslaut drängte sich aus seiner Brust. Er schwankte, verbarg das Gesicht mit beiden Händen, und war mehrere Minuten vor innerlicher Bewegung unfähig zu lesen. Endlich ermuthigte er sich dazu, und immer ge-

waltiger ſtieg ſeine Rührung, bis endlich ſchwer und einzeln große Thränen auf das Papier herabfielen, das er mit zitternder Hand hielt. Starr und ſprachlos ſtand Sidonia neben ihm, bis in die tiefſte Tiefe ihres Gemüthes durch den Anblick des feſten Mannes erſchüttert, der geboren ſchien, ohne Wanken jedem Sturme des Lebens, dem Schmerz und dem Unglück Trotz zu bieten, und dem jetzt ein rein menſchliches, tiefes Gefühl jene edlen Perlen entpreßte, die dem Herzen ſeines Herzens entquollen.

„Sidonia!“ rief Seethal endlich, und faßte ihre beiden Hände, als wolle er an ſeine Bruſt ſie ziehen, „ich ſelbſt bin Adelheim!“

Mit einem lauten Freudengeſchrei warf Sidonia ſich in ſeine Arme. „Sie ſind Adelheim!“ rief ſie, „hat es doch ſchon lange mir geahnt, habe ich doch ſchon immer gewußt, daß ich zu Ihnen gehöre. O nun iſt alles gut, nun bin ich nicht mehr verlaſſen, nun wiſſen Sie ja, wer an Ihr edles Herz mich gelegt hat, und was jene heilige Verklärte von Ihnen fordert und erwartet. Wie war es Ihnen möglich, ſich mir nicht früher zu entdecken!“

„Theures, von heilig reinen Händen mir anvertrautes Kleinod! ich will dein treuer Hüter seyn, ich will jenes schönen Vertrauens mich würdig bezeigen," sprach der noch immer sehr erschütterte Adelheim halb laut vor sich hin. „Sie fragen, Sidonia, warum ich mich Ihnen nicht früher entdeckte?" setzte er nach kurzem Schweigen einigermaßen gefaßter hinzu. „Unter meinem wahren Namen würde ich in dem Hause Ihrer Erzieherin nie Zutritt erlangt haben, meine Verhältnisse bewegen mich, alljährlich mehrere Monate in Berlin zuzubringen, mein Herz zog mich zu Ihnen, ich konnte mich nicht entschließen, das Schmerzenskind meiner unglücklichen Freundin ganz aus den Augen zu lassen; auch ich war des Trostes bedürftig, und fand ihn, indem ich wenigstens das Einzige that, was in meiner Macht stand, um Leiden zu mildern, an denen ich mich nicht ganz schuldlos fühlte. Ich gab der Schwester Ihrer theuren Mutter zuweilen Nachricht von Ihnen, Ihr selbst schreiben zu dürfen, war mir leider nicht erlaubt. So sah ich Sie denn unter meinen Augen fröhlich heranblühen, immer lieber wurden Sie mir mit jedem Jahre, und ich gewöhnte mich zuletzt, mich

gleichsam als Ihren Verwandten zu betrachten. Das mich unbeschreiblich ehrende Vermächtniß Ihrer Mutter knüpft diese Bande noch fester."

„Ich weiß es, ich weiß es," unterbrach ihn Sidonia, „von nun an bin ich geborgen, Sie werden mich nicht verlassen, ich werde Sie kindlich ehren und lieben, ich werde stets unter Ihrem Schutze, in Ihrer Nähe bleiben."

Sidonia plauderte in ihrer Herzensfreudigkeit eine Weile so fort, und Adelheim hörte mit wehmüthigem Lächeln ihr zu, wie sie, hingerissen von ihrer jugendlichen Phantasie, den Plan zu einem Tempel des Glückes sich schuf, an welchem ihm nichts zu fehlen schien, als der Grundstein der Möglichkeit.

„Ich gestehe Ihnen," sprach er endlich, „in meiner jetzigen bewegten Stimmung bin ich noch nicht fähig, den wunderbaren Standpunkt, auf welchen das Geschick uns beide einander gegenüber gestellt hat, deutlich genug ins Auge zu fassen, um genau bestimmen zu können, wohin wir uns wenden müssen, um nicht fehl zu treten. Vertrauen Sie Ihrem Freunde, Sie sollen in Ihren Erwartungen von ihm sich nicht getäuscht finden;

doch jetzt vergönnen Sie mir nur eine Stunde mit mir selbst allein, damit mein Herz den gewohnten ruhigen Schlag wieder finde, und verrathen Sie Ihrem Bruder nicht zu früh meinen eigentlichen Namen."

Als Adelheim sie verlassen, sah Sidonia mit einiger Unruhe dem Eintritt ihres Bruders entgegen; doch Theodor hatte mit vergeblichem Versuchen, Adelheims alten Diener zum Schwatzen zu bringen, viel Zeit verloren, war erst vor wenigen Augenblicken mit Margarethen ausgegangen, um das zu Sidoniens Umwandlung Nothwendigste einzukaufen, und noch nicht zurückgekehrt, als Adelheim wieder in Sidoniens Zimmer trat. Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf, und ein ganz eigener Ausdruck von unbefangener Verlegenheit, den sie an ihm gewahr zu werden glaubte, zog ihr das Herz zusammen, und nahm ihr allen Muth. Sie ahnete, daß er nicht käme, um Erwünschtes ihr zu verkündigen, und ihr war, als stände nochmals der kalt besonnene Seethal vor ihr, und nicht der gefühlvolle, theilnehmende Adelheim.

Er setzte sich neben sie hin, wollte ins Auge ihr sehen, und wandte den Blick schnell wieder

abwärts, faßte ihre Hand, um sie gleich darauf wieder loszulassen; in seinem ganzen Benehmen lag etwas Unstätes, Unsicheres, das ihm sonst völlig fremd war.

„Sie sehen mich im ernsten Kampfe mit mir selbst," sprach er endlich, „je länger ich darüber nachdenke, je weniger entdecke ich einen möglichen Weg, wie Ihnen für den Augenblick zu helfen sey, je schwerer wird es, meine Ideen zu ordnen. Darf ich hoffen, daß keine meiner Ihnen seltsam scheinenden Fragen Sie beleidigen wird? vielleicht gelingt es mir, auf diese Weise am ersten den Weg zu finden, den ich suche."

„Ich weiß, Sie wollen mein Bestes, der wahrhaft wohlmeinende Freund kann mich nicht beleidigen," erwiederte Sidonia.

„Die Schwierigkeiten, die sich Ihrer Trennung von Ihrer Stiefmutter entgegenstellen, sind leider alle noch in voller Kraft," sprach Adelheim, „darum muß ich nochmals die Frage wiederholen: ist es Ihnen durchaus so ganz unleidlich, vielleicht nur auf noch kurze Zeit zu Ihren vorigen Verhältnissen zurück zu kehren? Selbst dann noch, wenn ich Ihren Bruder dahin bestimme, nicht nur

von Binſenburgs Bewerbungen, ſondern überhaupt von jeder zudringlichen Beſchränkung Ihrer freien Wahl Sie zu befreien?“

„Bedenken Sie, daß ich zu einem Ort zurückkehren ſoll, wo ich keine lebende Seele kenne, die mich liebt, der ich vertrauen und mich anſchließen möchte!“ rief Sidonia ſehr eifrig. „Bedenken Sie, daß ich dort das Mährchen der Stadt geworden bin, daß verſtelltes Mitleid, bitterer Hohn, unverſchämte Neubegier mich in der Geſellſchaft verfolgen, im Hauſe aber, Haß, Neid, heimliche Vorwürfe und unverſtändige Herrſchſucht mich niederdrücken werden. Soll ich denn untergehen, wie meine Mutter unterging? Soll auch ich meine Jugend in banger Beklommenheit vertrauern müſſen, wie ſie die ihrige vertrauerte? Graf Adelheim, können Sie es wirklich über Ihr Herz bringen, dieſes mir zu rathen, ja können Sie es auch nur zugeben?“

Adelheim betrachtete ſie mit einem ganz eigenen Ausdruck; er wollte ihr etwas erwiedern, bedachte ſich ſchnell eines Andern, ſtand auf, ging einigemal im Zimmer auf und ab, und ſtand dann wieder vor ihr ſtill. „Ich muß in meinen Fragen

immer unbescheidener werden," sprach er mit jenem, dem ernsten Mann so wohlanstehenden tiefen Erröthen. „Sidonia, sahen Sie noch keinen Mann, der — den — ach ich wollte ich könnte ganz ohne Worte hinhauchen, was ich meine, um Sie nur nicht zu verletzen. Sidonia, der einzige Weg, von der Gewalt Ihrer Stiefmutter sich zu befreien, ist Ihnen nur dann offen, wenn Sie sich entschließen können, sich in andere, sanftere, selbstgewählte Bande zu schmiegen. Gibt es denn unter denen, die um Ihre Gunst sich bewarben, Keinen, für den Ihr Herz, sey es auch noch so leise, seine Stimme erhebt? Keinen, der hoffen dürfte, in dieser Brust eine glücklichere Vorsprache zu finden, als jener Binsenburg?"

„Keinen, keinen," erwiederte Sidonia schnell, „o sähen Sie sie nur selbst, jene vortrefflichen Heren, wie ich sie sehe, Sie würden sich darüber nicht wundern, und mir gern Glauben schenken," setzte Sie lächelnd hinzu, ward aber gleich darauf sehr ernst, und immer wärmer, immer kindlicher, je länger sie sprach. „Graf Adelheim, Sie sind der Einzige, dem ich mit offenem Vertrauen mich nähern kann, Sie sind mir Vater und Freund,

darum rede ich zu Ihnen ohne Scheu. Den Ausweg, den Sie mir anzeigen, kann ich nicht wählen, das hieße eine Sclaverei mit der andern vertauschen; aber es gibt einen zweiten, und diesen mir zu öffnen, steht in Ihrer Macht. Mögen mein Bruder und meine Stiefmutter alles hinnehmen, was an irdischen Gütern mein Vater mir nachgelassen hat, ich trete es willig ab, ich frage nicht, ob es viel oder wenig sey, mögen sie es hinnehmen, und ihren Eigennutz nach Herzenswunsch befriedigen; wenn sie dafür mir nur Freiheit gewähren, so halte ich diese nicht für theuer erkauft. Ganz verarmt und verwaiset werfe ich mich dann in Ihre Arme, und bitte und beschwöre Sie, bei dem Andenken meiner Mutter, nehmen Sie zur Tochter mich an. Ich weiß, Sie können es; meine Freundin Konstanze, die mit mir bei Madame Bonplants erzogen wurde, war das Kind armer Handwerksleute, der Baron, den sie Vater nannte, hatte sie adopirt, sie trug seinen Namen, und ward ganz wie seine Tochter betrachtet. O lassen Sie mich die Ihrige seyn, nehmen Sie an Kindesstatt mich auf! mein ganzes Leben soll dem süßen Geschäfte gewidmet seyn, Sie zu ehren und

zu lieben, als meinen Beschützer, meinen Lehrer, meinen väterlichen Freund. Ich will Ihr Leben erheitern, ich will immer um Sie seyn, ich will Sie pflegen und ehren, so lange ich lebe, und bei Ihnen bleiben, und Ihnen gehorchen, und Sie nie verlassen, o weisen Sie mich nicht von sich zurück!"

Sidonia sprach diese letzten Worte mit hinreissender Begeisterung, in flehender Stellung, mit gefalteten Händen; große Thränen rollten ihr über die glühenden Wangen hinab, ohne daß sie es bemerkte.

„Sidonia, liebes, kindliches, argloses Wesen, welch einen Gedanken haben Sie ausgesprochen! was fordern Sie von mir!" rief Adelheim. „Ich Ihr Vater! ich Sie immer um mich sehen! ich sollte! Nein, nein, dieses ist unmöglich, es wäre frevelnder Uebermuth, es nur zu versuchen; es gibt eine Höhe der Entsagung, zu welcher kein Sterblicher wagen sollte, sich hinaufschwingen zu wollen," setzte er halblaut hinzu, ging wieder einigemal im Zimmer auf und ab, und stand dann abermals vor Sidonien still, in sichtbarem Kampfe mit sich selbst.

„Sidonia," sprach er endlich, „was Sie ver-

langen, kann ich nicht gewähren, weil — ich bin — ach vergebens suche ich nach Worten. Ihre himmelreine Unschuld kann mich nicht verstehen. Ich kann Ihr Verlangen nicht erfüllen, weil kein Mann auf Erden lebt, der eines so ungemessenen Vertrauens von Ihrer Seite würdig wäre, weil Sie zu schön, zu liebenswürdig sind, weil ich — ach ich verirre mich in meinen eigenen Worten, und vermag nicht auszusprechen, wie ich es fühle und meine."

„Sie wollen nicht? Sie verstoßen mich und wollen mein Vater nicht seyn?" fragte Sidonia, von seltsamer Angst und Verlegenheit ergriffen.

„Ich will, ich will mehr als dieses — o mein Gott wie fange ich es nur an, um diesem lieblichen arglosen Wesen mich verständlich zu machen?" rief Adelheim. „Sidonia, erschrecken Sie nicht zu sehr vor dem, was ich auszusprechen im Begriffe bin; verkennen Sie nicht den treuen wohlmeinenden Freund, verachten Sie ihn nicht, weil er es wagt, laut werden zu lassen, was er vielleicht nie hätte denken sollen. Weisen Sie, ohne Furcht mich zu beleidigen oder zu kränken, meinen Antrag zurück, wenn Ihr Herz sich weigert ihn anzunehmen."

„Ihr Herz ist frei, behaupten Sie," fing er nach einer kurzen Pause wieder an, „und wie ich Sie zu kennen glaube, kann ich an der Wahrheit dieses Ausspruches nicht zweifeln; ich glaube sogar, daß Sie, zufolge der Ihnen eignen Klarheit und Heiterkeit, zu den wenigen Glücklichen gehören, die bestimmt sind, leicht und frei durch das Leben zu gehen, ohne von den zerstörenden Stürmen der Leidenschaft ergriffen zu werden, die unsere Tage trübt, und doch auf dieser Welt fast nie volle Befriedigung findet. Sie haben ein so schönes Bild einer möglichen Zukunft mir vor Augen gestellt! ist es denn in der That Ihr fester Wille, es zur Wirklichkeit zu gestalten? fühlen Sie wirklich, daß Sie Keinem inniger vertrauen können, als mir? und wollen Sie mit mir leben? unzertrennlich Freude und Leid mit mir theilen, so biete ich Ihnen die Hand, doch nicht als Vater, als Ihr Gemahl, Ihr treuer liebender Gefährte für's ganze Leben."

Adelheim verstummte, er athmete tief auf, als sey er vor seinen eigenen Worten erschrocken; eine lange Pause entstand, während welcher Sidonia, wie zur Bildsäule erstarrt, dasaß. Endlich fühlte

ſie das unheimliche dieſes langen Schweigens, und wollte verſuchen, es zu brechen, doch Adelheim verhinderte ſie daran.

„Sidonia!“ rief er, „ich beſchwöre Sie, ſich nicht zu übereilen, ſich Zeit zu laſſen, alles vorher wohl zu überlegen; laſſen Sie von Ihrer, für den Augenblick Sie beengenden Lage ſich zu keinem Schritte verleiten, den Sie ſpäterhin reuevoll zurück zu thun wünſchen könnten. Dieſe Stunde iſt zu wichtig für unſer beider Zukunft,“ ſetzte er faſt ängſtlich bittend hinzu, „entſcheiden Sie nicht zu ſchnell, Ihr jetziger Ausſpruch gilt für's ganze Leben, bedenken Sie das wohl. Betrachten Sie mich, ich bin fünf und vierzig Jahre alt, Sie achtzehn; können Sie ſich entſchließen, Ihr ſchönes Blüthenleben an der Seite eines alternden Mannes zuzubringen, deſſen Jugendtraum ſchon längſt entſchwunden iſt? der an Vergnügungen, wie Ihre Jugend ſie noch viele Jahre lang fordern wird, keinen Antheil mehr nehmen kann, als den die Freude, Sie froh zu ſehen, ihm gewährt? den Sorgen oft drücken, ſogar momentan ihn verſtimmen? Wir leben in einer ſehr ernſten Zeit, liebe Sidonia, ſie führt uns Stürmen ent-

gegen, welche die Grundfeste jedes Daseyns erschüttern werden; mir, wie jedem noch kräftigen, thatenfähigen Manne wird es dann Pflicht seyn mit einzugreifen, wo die allgemeine Noth es erfordert. Unser Vaterland kann und darf das schmachvolle Joch nicht länger tragen, unter welchem es nur zu lange schon seufzet. Ich gestehe Ihnen im engsten Vertrauen, daß schon überall, ganz ins Geheim, zweckmäßige Vorkehrungen getroffen, große Umwälzungen, gewaltige Kämpfe vorbereitet werden. Sidonia, Ihr Freund darf Ihnen nicht verhehlen, daß er mit an der Spitze derer steht, deren heiligstes Geschäft es ist, den schlummernden Funken der Vaterlandsliebe, den Muth zu kühnem Beginnen, die Sehnsucht nach Befreiung, in der Brust Einzelner zu wecken; damit wir Alle, sobald die Zeit dazu gekommen ist, mit vereinten Kräften zu dem großen unvermeidlichen Kampfe aufstehen, der uns Freiheit oder Vernichtung bringen soll. Dies allein ist der Zweck meiner geheimnißvollen Reisen, die ich gewöhnlich unter erborgtem Namen unternehme, weil der Meinige die Aufmerksamkeit unserer Feinde rege machen könnte. Die Saat, die ich und die, welche

zu mir gehören, in die Gemüther gestreut haben, ist herrlich aufgegangen; der Tag der Erndte naht mit schnellen Schritten; können Sie sich entschliessen, die Schwüle desselben, das furchtbare Ungewitter, das in seinem Laufe über unsere Häupter vielleicht vernichtend ausbrechen wird, als treue, liebende Gefährtin mit mir zu tragen, und nach vollendeter Arbeit mir zur Seite zu bleiben, den Abend meines Lebens mir zu verschönern, und mein freundlicher tröstender Engel zu seyn und zu bleiben bis ans Ende?"

„Antworten Sie mir nicht zu schnell," bat Adelheim abermals, als er sah, daß Sidonia sprechen wollte; „ich beschwöre Sie nochmals, nehmen Sie sich Zeit, alles wohl zu überlegen, lassen Sie durch keine andere Rücksichten, nur durch Ihr Herz, durch Ihre Neigung sich bestimmen. Wie auch Ihre Entscheidung ausfallen möge, ich bleibe Ihr warmer zuverlässiger Freund; Ihr Glück wird immer meine liebste Sorge seyn, und so lange ich lebe, stehen Sie nicht einsam in der Welt. Ich liebe Sie, Sidonia, ich liebe Sie innig und warm; aber nicht mit der stürmischen, alles überwältigenden Leidenschaftlichkeit eines Jünglings. Ich bin

ein Mann, in der Schule der Erfahrung gereift, ich habe gelernt, manchem theuren Wunsch zu entsagen, und in verdoppelter Thätigkeit Trost dafür zu finden. An mich nicht, nur an sich denken Sie, folgen Sie nur der eigenen Neigung, indem Sie entscheiden."

Er wollte mit diesen Worten sich entfernen, doch Sidonia hielt ihn zurück. „Bleiben Sie!" rief sie, „ich bedarf keiner Bedenkzeit, ich kenne Sie, ich weiß genug von Ihnen, Graf Adelheim, um mit fester Ueberzeugung zu fühlen, daß ich Zeitlebens mit herzlichem Vertrauen und inniger Ergebenheit Sie als meinen theuersten Freund lieben und ehren werde, dem ich nie einen zweiten gleichstellen kann. Ich weiß mir kein besseres höheres Glück zu denken, noch zu wünschen, als das, an Ihrer Seite, unter Ihrem Schutze, Ihrer Leitung zu leben. Hier ist meine Hand zum festen Bunde; was auch über uns kommen mag, mit Ihnen will ich es theilen und tragen," setzte sie plötzlich in Thränen ausbrechend hinzu, „denken Sie nicht ungleich von mir, weil ich so willig, so ohne alles Bedenken in Ihre Arme mich flüchte, ich

habe keine andere Zuflucht, und wünsche mir auch keine andere.“

Von hoher Rührung ergriffen, nahm Adelheim das liebliche Geschöpf an seine Brust, das lächelnd durch Thränen, vertrauend zu ihm aufsah. Beide standen so, und hielten einander fest umschlungen, als Theodor, von ihnen unbemerkt, in das Zimmer trat, und stumm vor Erstaunen über den unerwarteten Anblick, vor ihnen stehen blieb. Adelheim wurde zuerst seiner gewahr; ohne eine Spur von verlegener Ueberraschung sichtbar werden zu lassen, führte er Sidonien an die Thüre, wieß die an der Schwelle derselben zur Bildsäule erstarrte Margarethe an, ihr Fräulein einstweilen in dessen Zimmer zu führen, und kehrte sogleich wieder zu Theodor zurück, indem er die Thüre sorgfältig hinter sich anzog.

Theodor hatte indessen in aller Geschwindigkeit bei sich überlegt, wie er bei diesem, ihn sehr überraschenden Ereignisse sich zu benehmen habe. Er fand, daß er den unbekannten Freund seiner Schwester allerdings etwas ernsthaft über die Veranlassung der Scene befragen müsse, von welcher er so unerwartet Augenzeuge geworden war, und

machte dem zu Folge auch einige Anstalt, sich als beleidigter Bruder zu bezeigen; doch Graf Adelheim gab, statt jeder Vertheidigung, sich ihm nur unter seinem wahren Namen zu erkennen, und dieses war genug, den Zürnenden nicht nur zu besänftigen, sondern ihn sogar zur gewohnten geschmeidigen Fügsamkeit zurück zu führen.

Eine ziemlich lange und ernsthafte Unterredung erfolgte jetzt, in welcher Adelheim zuerst geradezu um Sidoniens Hand anhielt, und dann Theodor, so viel dieses räthlich und möglich war, die Augen über alles das Wichtige öffnete, was in dieser Zeit in der politischen Welt um ihn her vorging, und was jener nur aus gar zu großer Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten bis jetzt übersehen hatte. Er machte ihm begreiflich, daß Binsenburg durchaus keine Hoffnung haben könne, in so verhängnißvollen bedeutenden Tagen zum Gesandten in Stockholm ernannt zu werden, und daß er überhaupt die Wichtigkeit dieses, in jeder Hinsicht sehr unbedeutenden Menschen viel zu hoch angeschlagen habe; er bewies ihm auf das anschaulichste die Unvermeidlichkeit eines bald ausbrechenden, wahrscheinlich allgemein werdenden Krieges, und vertraute

ihm sogar, daß er selbst von höchster Hand dazu beauftragt sey, die still auflodernde Glut, von der, durch langes Dulden erschöpft, jedes deutsche Herz jetzt entbrannte, zur hellen Flamme anzufachen, und ihr Fortschreiten zu pflegen und zu beobachten.

Theodors verlegene Verwunderung über alles dieses, sein Schwanken zwischen Freude und Beklommenheit, gab ihm in der That ein fast lächerliches Ansehen. Er stammelte Einiges vom verehrten „Tugendbunde," von welchem er schon in Petersburg viel Rühmliches gehört zu haben versicherte; betheuerte, daß nur seine vielen Geschäfte ihn seit seiner Rückkehr nach Deutschland verhindert haben, sich näher nach demselben zu erkundigen, daß aber fortan ihn nichts abhalten solle, sich ihm anzuschließen, sobald er nur seine dringendsten Angelegenheiten völlig beseitigt habe.

Adelheim suchte darauf das Gespräch eine andere Wendung nehmen zu lassen, die Theodoren noch näher interessirte, indem er ihm, zwar mit vieler Zartheit, aber dennoch deutlich genug zu verstehen gab, wie er aus mancherlei Gründen fest entschlossen sey, allen Ansprüchen auf Sidoniens

väterliches Erbe, und überhaupt auch jeder mit ihrer Hand zu erhaltenden Mitgift zu entsagen. Die Vorschläge, die er wegen den dahin abzweckenden Einrichtungen Theodoren vorlegte, waren für diesen so vortheilhaft, daß er seine Freude darüber kaum zu bergen wußte. Binsenburg wurde völlig bei Seite geschoben. Theodor wünschte nichts sehnlicher, als Sidonien recht bald als Gräfin Adelheim zu begrüßen, und noch war keine Stunde vergangen, seit er sie in Adelheims Armen fand, als er schon recht ernstlich darüber nachsann, *wie* er Frau von Klarenbach auf das schleunigste bewegen könne, dieser so unerwartet vorgeschlagenen Verbindung ihre Einwilligung ebenfalls nicht zu versagen.

Noch am nämlichen Tage sandte er deshalb an dieselbe einen Eilboten mit einem Schreiben ab, in welchem er sie von allem, was vorgegangen war, unterrichtete. Er bot dabei allen seinen Scharfsinn auf, um ihr die neue Aussicht zu Sidoniens Vermählung in einem Lichte zu zeigen, das auch sie derselben geneigt machen mußte. Als Hauptmotiv dabei suchte er die Entfernung von Sidonens künftigem Wohnsitz zu benutzen, die er

als viel zu groß darstellte, als daß sie jemals befürchten dürfe, daß Sidonia durch ihre Gegenwart unangenehme Erinnerungen in ihr aufregen könne. Auch ließ er es keineswegs an schönen schmeichelnden Worten fehlen; er beschwor die eitle Frau um ihrer selbst willen, sich durch eine schnelle Entscheidung von der eben so unangenehmen als beschwerlichen Aufgabe zu befreien, bei einem Mädchen von Sidoniens Alter und unlenkbarer Gemüthsart, die für ihre Persönlichkeit und natürliche Milde des Charakters so wenig passende Rolle einer Mutter länger zu spielen. Der Brief schien beim nochmaligen Durchlesen ihm selbst so außerordentlich gelungen, daß er in der Freude seines Herzens ihn für ein wahres Meisterstück erklärte, und, fest überzeugt von der glücklichen Wirkung desselben, ihn dem Boten übergab, der schon am folgenden Tage ihm die Antwort zu bringen verhies. Auch Binsenburg erhielt durch die nämliche Gelegenheit seine völlige Abfertigung, freilich ebenfalls in einen Schwall von schönen rührenden Redensarten eingewickelt.

So war denn im Verlaufe von wenigen Stunden eine Verbindung eingeleitet und beschlossen, an

deren Möglichkeit noch gestern Niemand, selbst Adelheim nicht, gedacht hatte. Sidonia benutzte die Zeit, welche Adelheim und Theodor mit einander allein zugebracht hatten, um die unpassende Verkleidung abzulegen, die ihr, besonders seit ihrem Zusammentreffen mit Adelheim, unleidlich geworden war. Adelheim blieb in stummer Bewunderung vor ihr stehen, als sie im einfachen weißen Gewande, strahlend von Jugend, Anmuth und Schönheit, in das Zimmer trat, wo er und Theodor beisammen waren. Er wünschte fast, sie *minder* reizend zu sehen, und konnte dennoch die Blicke nicht von ihr abwenden.

„Jetzt bin ich wieder ich selbst!“ rief sie, und reichte, hold erröthend, beiden die Hände, dann wandte sie mit der ihr eigenen Anmuth sich an ihren Bruder: „Du siehst es, Theodor,“ sprach sie „der wilde unbändige Knabe von vorhin, der dir so manche Noth gemacht hat, ist, Dank sey es deiner Vorsorge, verschwunden, und wird niemals wieder zum Vorschein kommen. Gottlob, ich weiß jetzt, zu wem ich gehöre,“ setzte sie mit einem freundlich ernsten Blick auf Adelheim hinzu, „und du thust sehr wohl daran, lieber Bruder, deine

dir zuweilen etwas widerspenstig erscheinende Schwester der Leitung dieses edlen weisen Freundes zu übergeben, und so den letzten Wunsch unserer verewigten Mutter zu erfüllen. Du siehst erstaunt mich an? Ich sollte vielleicht nicht, am wenigsten gerade heute, es mir so abmerken lassen, daß ich leicht und frei mich fühle, wie fast nie zuvor, aber vergib mir, ich kann nicht anders. Wie Sie heute mich sehen, Graf Adelheim, offen und wahr, so sollen Sie immer mich finden, anders mich zu zeigen, geht wieder meine Natur; und warum soll ich gleich zu Anfange unternehmen, was Ihnen gegenüber mir vollends nie gelingen kann," setzte sie mit holder Zutraulichkeit hinzu.

Bis jetzt hatte noch keiner von ihnen es gewagt, Sidoniens Mutter zu erwähnen, Sidonia that es in ihrer Unbefangenheit, weil sie keine Ahnung davon hatte, wie die Welt ihre Vermählung mit einem Manne betrachten möchte, der einst die, wenigstens scheinbare, Veranlassung zur Scheidung ihrer Eltern gegeben hatte. Adelheim dachte wohl daran, aber er hatte von jeher auf das Urtheil der Menge wenig geachtet, und hielt jetzt nicht minder als ehemals es unter sich, sie zur Richt-

schnur seiner Handlungen zu machen. Doch anders war es mit Theodor. Dieser fühlte schon jetzt ein inneres Grauen, wenn er nur daran dachte, was er alles würde zu überstehen haben, wenn die Vermählung seiner Schwester mit dem nämlichen Grafen Adelheim bekannt werden würde, der in den Annalen der Lästerschule schon vor vielen Jahren eine so bedeutende Rolle hatte spielen müssen. Indessen konnte er deshalb doch nicht eine Verbindung aufgeben wollen, von der er so vieles sich versprach; er suchte daher mit der bewährten Erfahrung sich zu trösten, daß jedes auffallende Ereigniß nur so lange in der Gesellschaft besprochen wird, bis ein neueres, vielleicht noch auffallenderes es verdrängt; daneben rechnete er auch sowohl auf Adelheims als Sidoniens Widerwillen, eine Stadt zu besuchen, welche in Beiden nur unangenehme Erinnerungen erwecken konnte. Mit der innern Stimme, die in seinem Herzen gegen die Verbindung jener Beiden sich regte, ward er ebenfalls bald fertig; es fehlte ihm nie an Scheingründen, sobald es galt, sich in seinen eigenen Vorsätzen zu bestärken, und so überredete er sich denn auch ohne Mühe, daß gerade diese Ver-

mählung Sidoniens der einzige Weg ſey, um die Unſchuld ihrer Mutter auf das einleuchtendſte zu beweiſen, und das Andenken derſelben von jeder darauf noch haftenden Schmach zu befreien. Das Monument, das er der Verewigten in ſeinem Park zu errichten gedachte, beſchäftigte von neuem ſeine Phantaſie, und ward immer brillanter; ja er nahm ſich ſogar vor, noch am heutigen Abende ſich mit Adelheim darüber zu berathen, ob es nicht möglich ſey, in Rom von Thorwaldſen ſelbſt es verfertigen zu laſſen.

Sidonia ſchloß im Verlauf dieſes Tages ſich immer herzlicher an ihren Freund an, ward immer vertrauter mit dem Gedanken an das Verhältniß, in welchem ſie jetzt zu ihm ſtand; und obgleich ihr Gefühl keine Aehnlichkeit mit dem hatte, welches den Buſen anderer jungen Bräute mit ſchmerzlicher Wonne, mit bänglichem Hoffen erfüllt, ſo ſah ſie doch ruhig, ſogar freudig ihrer Zukunft an der Seite eines Mannes entgegen, den ſie vor allen andern ehren und achten mußte, und zu welchem ſie ſich bewußt war, in jeder Lage des Lebens vertrauend aufblicken zu können. Nur die zunächſt kommende Zeit machte ihr noch einige

Sorge. Wohin sollte sie sich wenden? unter wessen Schutz den Tag der Vermählung, den Adelheim allerdings zu beschleunigen wünschte, erwarten? Denn die jetzt überall herrschende tiefe Stille verkündete ihm die Nähe des herannahenden gewaltigen Sturmes, vor dessen Ausbruch er seine junge Braut gerne heimführen wollte, um mit ihr noch einige ruhige Tage zu verleben, ehe er, wahrscheinlich auf lange, vielleicht auf immer, sich vor ihr trennen mußte. Das Haus ihrer Tante war die einzige Zuflucht, welche Sidonien sich bot, und Adelheim wünschte sehnlich seine Braut aus den Händen seiner und ihrer treuesten Freundin am Altare zu empfangen; aber durften sie daran denken, der jetzt so tief betrübten Frau, vielleicht im Augenblick der langen Trennung von dem vieljährigen geliebten Lebensgefährten, sich aufzudringen? sollten sie unter so trüben Vorbedeutungen das Fest ihrer Vereinigung feiern? Beiden schauderte vor dem Gedanken daran, und auch Theodor fand es wenigstens unanständig.

Der Nachmittag des folgenden Tages war schon gekommen, der Eilbote noch immer nicht wieder da, und Theodor ging unmuthig und von

Herzen ungeduldig vor dem Gasthof auf und ab; denn ihn beängstigte der Gedanke an alles, was während seiner Abwesenheit in seinen Geschäften versäumt werden könne. Die Ankunft einer etwas altmodigen Chaise mit vier Postpferden bespannt, zerstreute ein wenig seine trüben Gedanken, er sah einen wohlgenährten alten Jäger sich etwas schwerfällig vom Bock herablassen, um, während die Pferde gewechselt wurden, seiner Herrschaft, die nicht aussteigen zu wollen schien, einige Erfrischungen aus dem Gasthofe zu holen, und eilte schnell ihm nach; denn es war nicht seine Art, Fremde von einiger Bedeutung ankommen zu sehen, ohne, gleich dem besten Polizei-Bedienten, ihren Namen und Stand zu erfragen.

Theodor erfuhr ohne viel Umstände von dem ehrlichen Schwaben, daß dessen Herrschaft Frau von Bornefeld heiße, daß sie zwar kaum vor acht Tagen ihren lieben seligen, gnädigen Herrn Forstmeister begraben habe, und wie wohl natürlich, noch sehr betrübt sey, sich aber doch auf den Weg gemacht und Tag und Nacht gefahren sey, um ihre Familie in H. zu besuchen, wo, wie er wohl

gemerkt habe, ein Fräulein Nichte von ihr todt krank liege, und sie zu sehen verlange.

Es war die Tante Bornefeld, daran war nicht zu zweifeln, deren ganz unerklärliche Ankunft in diesem Augenblick, sie Theodoren wie einen Engel vom Himmel gesandt erscheinen ließ, was einige Wochen früher wohl schwerlich der Fall gewesen seyn möchte. Er eilte an ihren Wagen, stellte als ihren hoch erfreuten und zugleich über das Ableben des Herrn Onkels tief betrübten Neffen sich ihr vor, ward etwas kalt von ihr empfangen, was er nicht bemerken zu wollen schien, und wenig Augenblicke später lag Sidonia am Herzen der mütterlichen Frau. Es währte lange, ehe der große Sturm der Freude es zu einem ruhigern Gespräche kommen ließ; Sidonia genoß in vollen Strömen das ihr völlig neue Entzücken, sich von verwandten liebenden Armen umschlossen zu fühlen, sie betrachtete die Tante unaufhörlich, um in ihren Zügen die ihrer kaum gekannten Mutter wieder zu finden, und dachte nicht daran, die plötzliche Erscheinung der theuren Verwandten sich erklären zu lassen, bis Adelheim sich zurückzog, und Theodor sich ebenfalls entfernte, weil er den

längſt erwarteten Boten in der Ferne gewahr ward.

„Mein liebes, liebes Kind, wie gleichſt du doch ſo wunderbarlich deiner Mutter,“ ſprach Frau von Bornefeld jetzt; „wenn ich ſo dich betrachte, jeden einzelnen Zug deines Geſichts, deine Geſtalt, ſo finde ich gar keine Aehnlichkeit zwiſchen euch Beiden, alles an dir iſt anders, und doch rufſt du im Ganzen ihr Bild auf das lebendigſte mir zurück. Du haſt aber ihre Stimme, ganz den ſüßen, rührenden Ton ihrer Sprache, ehe ſie — doch davon zu reden, iſt jetzt nicht an der Zeit; wir werden noch miteinander viel von ihr ſprechen, und auch wohl manchmal über ihr Schickſal weinen, mein Kind. Jetzt aber ſage mir, da wir allein beiſammen ſind, was ſoll ich für dich thun, wobei verlangſt du meinen Rath, meinen Beiſtand, den Grafen Adelheim, oder vielmehr den Baron von Seethal, wie du ihn nannteſt, wußte ich nicht gleich aufzufinden, darum bin ich ſelbſt dir zu Hülfe gekommen.“

„Tante! liebe gütige Frau!“ rief Sidonia und küßte dankbar ihr die Hände, „und ſo haben Sie denn wirklich um meinetwillen die weite Reiſe

unternommen, ach! und zu welcher Zeit," setzte sie mit einem Blick auf die Trauerkleider derselben hinzu.

„Laß das," erwiederte die gute Frau, und suchte mit den Augenliedern eine aufsteigende Zähre zu zerdrücken; „der Todte bedarf meiner nicht mehr, wohl aber du, die Lebende. Mein Herz schwimmt in Thränen, aber sie dürfen mein Auge nicht trüben, wenn es gilt, zum Beistand andrer klar zu sehen. Mit Klagen äußerlichen Prunk zu treiben, ist heidnisch, und nicht gottgefällig. Ich hatte die letzte schwerste Pflicht gegen meinen Verstorbenen vollbracht, und saß nun erschöpft und betrübt in meinem verödeten Hause, als zwei ziemlich verwildert aussehende junge Bursche Zutritt zu mir begehrten, und sich durchaus nicht abweisen lassen wollten. Sie brachten mir ein beinah unleserlich gewordenes Zettelchen von dir, aus welchem ich wenig mehr ersehen konnte, als daß es dir übel erginge. Ich wollte mehr von dir erfragen, aber der Bericht der jungen Leute war so verworren, was sie von dir erzählten, klang so abentheuerlich und mährchenhaft, daß mir dabei angst und bange um dich ward. Sie sagten,

der Gedanke an dich, hätte ihnen weder Ruh noch Rast gelassen, bis sie mich aufgefunden, und ihren Auftrag an mich ausrichten konnten. Auch mich ergriff eine unsägliche Angst um dich, und so entschloß ich mich denn mit Gott; übergab mein Kind und mein Hauswesen einer treuen Freundin, die in den letzten Tagen des Jammers zu meinem Beistande herbeigeeilt war, und bin nun hier bei dir, früher als ich es erwartete."

Die Reihe zu erzählen war nun an Sidonien. Zum erstenmal durfte sie den überströmenden Ergießungen ihres Herzens ohne Rückhalt sich überlassen, und gewiß seyn, im Busen einer mütterlichen Freundin die innigste Theilnahme zu finden. Frau von Bornefeld hörte aufmerksam aber ruhig ihr zu. Bei manchem, zum Beispiel als Sidonia ihre heimliche Flucht erwähnte, konnte sie ein leises, mißbilligendes Kopfschütteln nicht unterdrücken; manches andre schien der mit dem Leben der großen Welt unbekannt gebliebenen Frau nicht recht verständlich zu seyn; aber ihr Gemüth verstand Sidonien dennoch, wenn gleich ihre Weltkenntniß nicht völlig zureichte, um ganz zu begreifen, was es eigentlich gewesen sey, das dieser ihre

Lage im Hause der Stiefmutter bis zum Unerträglichen erschwert habe.

Doch als sie nun endlich die Ereignisse des letzten Tages vernahm, als sie hörte, daß Sidonia die Braut des ehemaligen Freundes ihrer Mutter sey, da brach die gute Frau zum erstenmal in Thränen aus, die nicht alle der Erinnerung an die unglückliche Schwester, sondern auch der bangen Sorge um Sidoniens Zukunft fließen mochten. „O! warum durfte ich nicht vier und zwanzig Stunden früher hier eintreffen," seufzte sie, nahm die erschrockene Sidonia in die Arme, und es währte lange, ehe sie ihre gewohnte Fassung wieder fand.

„Laß mein ungestümes Wesen dich nicht zu sehr erschrecken, mein Kind," sprach sie und suchte ein mattes Lächeln zu erzwingen, „bedenke die ermüdende Reise und was ich früher erlitten, und du wirst es verzeihlich finden, daß ich weicher und ängstlicher mich bezeige, als es wohl sonst meine Art ist. Ich wünsche dir recht herzlich Glück zu deiner bevorstehenden Verbindung, liebe Nichte, obgleich ich dir nicht verhehlen kann, daß ich deinen schnellen Entschluß etwas übereilt finde,

und glaube, es wäre beſſer geweſen, wenn ich früher hätte kommen können, um dir dabei zu rathen, und dir dein eigenes Herz erforſchen zu helfen. Doch Gottes Rath iſt nicht der unſrige, er ſcheint dich auf ſeltſam wunderbaren Wegen führen zu wollen, und einen eigenen Glücksſtern über dich walten zu laſſen, der allen deinen Unbeſonnenheiten am Ende einen guten Ausgang gewährt. Ich kenne den Grafen ſchon lange; ſeit wir deine unvergeßliche Mutter verloren, hat er mich oft beſucht, und zuweilen mehrere Tage bei uns verweilt; ich weiß genug von ihm, um völlig ſorglos deine Zukunft in ſeine treuen liebenden Hände zu legen. Gott gebe dir nur ein Herz, den trefflichen Mann recht zu erkennen und zu würdigen, und dazu Verſtand genug, dich ſeiner Leitung zu überlaſſen, und durch dein Betragen gegen ihn dein Glück dauernd zu begründen.“

Theodor hatte indeſſen ſeine Depeſchen erhalten und geleſen. Frau von Klarenbach überließ ihm ganz die Entſcheidung in Hinſicht auf Sidoniens Vermählung mit Adelheim, freilich nicht auf die freundlichſte Weiſe für dieſe. Sie meldete ihm, daß es ihr nicht möglich geweſen ſey, Sidoniens

unverzeihliches Betragen ganz zu verheimlichen, und daß Binsenburg, als er ihre Flucht erfahren, sich auf ziemlich beleidigende Weise zurückgezogen habe. „Sorgen Sie nur, mon chèr fils,“ — schrieb sie am Schluße des Briefes, „daß die Vermählung bald vor sich gehe, ich gebe mit Freuden meine Einwilligung dazu, weil ich nur auf diese Weise von der lästigen Gesellschaft einer Person befreit werden kann, deren, alle Regeln des Anstandes beleidigendes Betragen mich täglich mit neuer Schande bedroht, welche endlich vielleicht gar auf meinen eigenen, bis jetzt immer unbescholten gebliebenen Ruf zurückfallen könnte.“

Theodor machte sich bald nach Empfang dieses Briefes auf den Weg, um schnell zurück nach Hause zu eilen, wo er noch manches ihm Wichtige zu berichtigen hatte.

Auch Graf Adelheim sah sich genöthigt, sich von seinen Freundinnen auf einige Wochen zu trennen, um seine unterbrochene Reise fortzusetzen; Frau von Bornefeld und Sidonia aber traten, nachdem Erstere sich einige Tage ausgeruht hatte, die Reise nach Lindau mit einander an.

Sidonia genoß dort zum erstenmal in ihrem

Leben mit nie gefühltem Entzücken den großen erhebenden Anblick einer wahrhaft paradiesisch schönen Gegend. Wenn bei Aufgang der Sonne die hohen Krönen der mit ewigem Eise bedeckten Alpen, im rosigen Lichte verklärt, zu ihr herüber glänzten, oder wenn Nachts der Mond mit seinem Sterngefolge am tiefblauen Himmel heraufgezogen kam, und sie auf der ruhig stillen Fluth des Bodensees im schwankenden Nachen sich wiegte, und über sich und unter sich nichts als Himmel erblickte, so dachte sie oft vor Wonne zu vergehen, und betheuerte, daß keine Freuden der Welt dem Genusse der schönen Natur zu vergleichen wären. Die üppig prangende Vegetation, welche die reizenden Ufer zu einem einzigen grünenden, duftenden Blüthenkranze umwandelt, die Rebenhügel, die mit Millionen Blumen prangenden Wiesen, die gewaltigen Obstbäume, welche Sidonia ihres mächtigen Umfanges wegen kaum für das, was sie waren, erkannte, alles war ihr neu, alles entzückte sie. Wie ein in Frühlingswonne berauschter Schmetterling von einer Blume zur andern freudig taumelt, so flatterte auch sie, von ihrer jungen Cousine Agnes geleitet, von einem Punkte der reizenden Gestade zum andern,

weil sie immer meinte, einen noch weit schönern in der Ferne zu entdecken, bis sie Abends wie ein müdes Kind sich dem Schlummer hingab, um die Nacht hindurch von Freuden zu träumen, deren immer sich gleichbleibender Kreislauf mit der Wiederkehr der Sonne sich täglich für sie erneute.

Auf diese Weise verlebte Sidonia bei ihrer Tante mehrere Wochen in ununterbrochener Häuslichkeit und Stille, die für sie den, die Jugend so leicht gewinnenden Reiz der Neuheit hatten, und deren sie deshalb nie müde werden zu können glaubte. Doch zuletzt kamen zuweilen Stunden, in denen der Erbfeind jedes ruhigen Glücks, die Sehnsucht nach einigem Wechsel, sich ihrer zu bemeistern begann. Die Tagesordnung im Hause der Tante war so durchaus geregelt, alles in demselben ging so bestimmt seinen einfachen ruhigen Gang, Besuche aus der Nachbarschaft kamen so selten, brachten so wenig Neues, daß Sidonia allen Geographen zum Trotz sehr geneigt war zu behaupten, die Sommertage hier im Süden wären länger als die daheim in ihrem Norden. Sogar eine kleine Unannehmlichkeit, ein leichtes Leiden, wäre in diesem ewigen Einerlei, so schön es auch war, vielleicht nicht unwillkommen gewesen, um

nur etwas anderes als das täglich Wiederkehrende zu erleben; aber sie war weit davon entfernt, sich dieses einzugestehen, und nannte ihr unbehagliches Gefühl Sehnsucht nach dem entfernten Freunde.

Endlich, nach fast zwei Monaten, hatte Adelheim alle ihm noch obliegenden Pflichten erfüllt, die ihn so lange in der Ferne hielten, und kam jetzt um seine junge schöne Braut heimzuführen, nicht ganz ohne Sorge, vielleicht Sidonien in ihren Gesinnungen gegen ihn verändert zu finden. Doch die ungeheuchelte Freude, mit der sie ihm entgegen eilte, zerstreute schnell alle Wolken, welche auf seiner Stirne die Ahnung gesammelt hatte, daß dieses vielleicht anders seyn könne. Ganz in der Stille, wie es für das Haus der trauernden Wittwe sich ziemte, ward wenige Tage später der Segen der Kirche über das Brautpaar ausgesprochen, und Adelheim beeilte sich, seine junge Gemahlin auf sein Stammschloß zu führen, das er zu ihrem Empfange hatte einrichten lassen. Es war das nehmliche, welches früher sein Vater bewohnt, und wo Adelheim, an Elisabeths Seite, den ersten Jugendtraum geträumt hatte.

Adelheim und Sidonia luden Frau von Bornefeld auf das dringendste ein, sie mit ihrer Tochter

Agnes zu begleiten, und wenigstens einige Monate bei ihnen zuzubringen, doch dieſe blieb bei allen ihren Bitten unbeweglich.

„Ihr wißt nicht, was ihr verlangt, ihr lieben Freunde," ſprach ſie: „traut meiner Erfahrung, es thut nicht gut, wenn Neuvermählte nicht wenigſtens das erſte Jahr ihrer Ehe allein mit einander verleben; denn der Menſch braucht zu Allem Zeit, beſonders aber dazu, ſich an das Neue zu gewöhnen, ſogar an das Glück, wenn es ihm nicht wenigſtens fremdartig vorkommen ſoll. Für jetzt bedürft Ihr meiner nicht, und daß ich, ſobald es Noth thut, gern zur Hand bin, habe ich bewieſen. Laßt auch mir Zeit, mich mit der Trennung von dem treuen geliebten Gefährten meines Lebens zu befreunden, während ihr mit eurem glücklichen Zuſammenleben euch befreundet. Schenkt Gott mir Kraft, und ergreifen die aufziehende Weltſtürme mich nicht zu gewaltſam, ſo richte ich wohl ſpäterhin das Gütchen meiner Mutter, das jetzt mein Eigenthum iſt, zur beſtändigen Wohnung mir ein, und werde eure Nachbarin. Für jetzt aber zieht von mir unbegleitet heim, mein Segen und mein Gebet folgen euch nach."

Bei F. A. Brockhaus ist erschienen und in allen Buchhandlungen des Inn- und Auslandes zu erhalten:

Schicksalstrumpf, der, Tragödie in vier Akten von den Brüdern Fatalis. (Von Johann Friedrich Castelli.) 8. Rthlr. 1.

Schindel, Karl Wilhelm August Otto von, die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 5. 16 gr.

Schopenhauer, Johanna, Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. Rthlr. 1. 16 gr.

— — Reise durch England und Schottland. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. Rthlr. 4.

— — Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. Rthlr. 3.

— — Gabriele. Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. 3 Theile. 8. Rthlr. 5.

Schubert, Gotthelf Heinrich, die Symbolik des Traumes. Neue, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 8. Rthlr. 1. 4 gr.

Schulze, Ernst, sämmtliche poetische Werke. 4 Bände. Mit 16 Kupfern. Neue Auflage.

Nro. 1, feines französisches Papier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 6.

Nro. 2, daſſelbe Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 8.
" 3, in größerm Format und auf beſſeres Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 10.
" 4, feines franzöſiſches Papier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 12.
" 5, feines Schweizer-Velinpapier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr 18.

Hiervon ſind einzeln zu haben:

Schulze, Ernſt, Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. 2 Bände. Neue Auflage.

Nro. 1, feines franzöſiſches Papier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 3.
" 2, daſſelbe Papier in 8., mit Kupfer. Rthlr. 4.
" 3, in größerm Format und auf beſſeres Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 5.
" 4, feines franzöſiſches Papier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 6.
" 5, feines Schweizer-Velinpapier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 9.

— — vermiſchte Gedichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

— — Pſyche. Ein griechiſches Mährchen in ſieben Büchern. 8. Rthlr. 1.

— — die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht in drei Geſängen. Vierte Auflage. Mit 7 Kupfern.

Nro. 1, franzöſiſches Schreibpapier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 1.

Nro. 2, feines franzöſiſches Schreibpapier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 2.

= 3, feines franzöſiſches Velinpapier in gr. 8., mit Kpfr. vor der Schrift. Rthlr 2. 12 gr.

Schütz, Wilhelm von, dramatiſche Wälder. 8. Rthlr. 1. 16 gr.

Scott, Walter, ſchottiſche Lieder und Balladen. Ueberſetzt von Henriette Schubart. 8. Rthlr. 1.

— — die Jungfrau vom See. Frei überſetzt von Henriette Schubart. 8. Rthlr. 1. 8 gr.

Shakſpeare, William, Schauſpiele, überſetzt von Johann Heinrich Voß und deſſen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erſter bis dritter Band. gr. 8. Druckpapier. Rthlr. 9. Schreibpapier Rthlr. 12. Velinpapier Rthlr. 13. 12 gr.

Dieſe 3 Bände enthalten:

I. Der Sturm, der Sommernachtstraum, Romeo und Julia, von Johann Heinrich Voß: Viel Lärm um nichts, von Heinrich Voß.

II. Der Kaufmann von Venedig, von Johann Heinrich Voß; Maß für Maß, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Johann Heinrich Voß; Der Liebe Müh' umſonſt, von Heinrich Voß.

III. Wie es euch gefällt, von Johann Heinrich Voß; König Lear, von Heinrich Voß; Die gezähmte Keiferin, von Abraham Voß; Timon von Athen, von Abraham Voß.

Hiervon sind einzeln zu haben:

Shakspeare, William, Romeo und Julia, übersetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. Rthlr. 1.

— — der Kaufmann von Venedig, übersetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. 21 gr.

— — König Lear, übersetzt von Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. Rthlr. 1. 4 gr.

Simond, L., Reise eines Gallo-Amerikaners durch Großbritannien in den Jahren 1810 — 11. Deutsch herausgegeben von Ludwig Wilhelm Schlosser. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 1817 — 18. Gr. 8. Rthlr. 4. 12 gr.

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen. Gr. 4. Rthlr. 9.

Sismondi, J. C. L. Simonde de, die Literatur des südlichen Europa. Deutsch bearbeitet von Ludwig Hain. 2 Bände in vier Abtheilungen. 1816 — 19. Gr. 8. Rthlr. 6.

Solger, Karl Wilhelm Heinrich, Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. 2 Bände. Gr. 8. Rthlr. 6.

Staël-Holstein, Anne Germaine de, de l'Allemagne. Nouvelle édition précédée d'une introduction par Mr. *Charles de Villers* et enrichie du texte original de morceaux traduits. 4 vol. 12. Rthlr. 3. 16 gr.

Staël-Holstein, Anne Germaine de, Mémoires et considérations sur les principaux événemens de la révolution française. 3 vol. Mit dem Bildniss der Verfasserin. 12. Rthlr. 3.

Streckfuß, Karl, Gedichte. Neue, verbesserte Auflage. 8. Rthlr. 1.

Taschenbuch für die Conversation in ausländischen Sprachen; der französischen, englischen, italienischen, mit deutscher Erklärung. Zum Gebrauche für Reisende, für's Militair, für's gesellschaftliche Leben und für den Unterricht. Nebst einem Anhange, enthaltend Muster zu Briefen und kleinen schriftlichen Aufsätzen in obigen Sprachen. Neue Auflage. 1819. Rthlr. 1. 8 gr.

Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822. Mit drei Zeitblättern und allegorischen Umschlägen. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

(Commissionsartikel.)

Teuscher, Friedrich, Saladin. Romantisches Gedicht in vier Gesängen. Mit 4 Kupfern. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

Theater, Classisches, der Franzosen. Mit gegenüberstehendem Originaltext. Uebersetzt von Friedrich Peucer. 4 Bändchen. 8. Rthlr. 5. 8 gr.

I. Zaire, von Voltaire. Rthlr. 1. 16 gr.
II. Semiramis, von Voltaire. Rthlr. 1. 4 gr.
III. Cäsar, von Voltaire. Rthlr. 1. 4 gr.
IV. Iphigenia. von Racine. Rthlr. 1. 8 gr.

Bei J. D. Sauerländer ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Döring, Georg, Novellen. 4 Theile. Auf Velinpap. Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Auf Druckpapier. Rthlr. 5. oder fl. 9.

— — das Kunsthaus. Novelle in drei Theilen. Geheftet. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantasiegemälde für 1832. Mit 1 Kupfer. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

— — van Spyk. Ein Heldengedicht. gr. 8. Geh. $11^1/_4$ Sgr. oder 40 kr.

— — Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. Fünfter Jahrgang 1832. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Fischer, C. A., Neue Kriegs- und Reisefahrten oder Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Dem allgemein geschätzten Verfasser steht ein Schatz literarischer Quellen des Auslandes zu Gebote, welche er auf seine bekannte anmuthige Weise verarbeitet und zum Eigenthum unserer Literatur macht. Wenn seine rüheren Kriegs- und Reisefahrten sich durch Eleganz, Wärme und Wahrheit der Darstellung auszeichneten, so verbindet diese neue Sammlung mit der Leichtigkeit und dem Glanz der Diction und der Treue der Ausführung noch das Anziehende, daß sie Stoffe behandelt, die, allgemein menschlich, und historisch betrachtet, von dem höchsten Interesse sind.

Haupt, Theodor von, Hochverrathsproceß der Minister Karls X. von Frankreich. Mit einer

historischen Einleitung. 9 Bändchen mit 4 Bildnissen. Preis per Bändchen 10 Sgr. oder 36 kr.

Hänle, G. F., die gläserne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des siebzehnten Jahrhunderts. 8. Zweite Ausgabe. 1825. 26¼ Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Der Verfasser hat den Stoff zu dieser skizzirten Geschichte aus den französischen Kriminalakten des siebzehnten Jahrhunderts gezogen, und sie in das Gewand gehüllt, in welchem die handelnden Personen unter den Augen ihrer Zeitgenossen gewandelt sind, und es ihrer Katastrophe überlassen, sie zu entkleiden.

Koenig, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. 12. Geheftet. Rthlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Aus der Niederung eines geheimen Vergehens führt uns die anmuthige Erzählung zur Höhe eines Hülfsberges und zum Ueberblick alles Wallfahrenden auf Erden. — Einheit der Idee in ihrer verschiedenen Lichtbrechung, heitre Darstellung bei tiefer Bedeutsamkeit und die dem Verfasser eigne Ironie zeichnen dieses Büchlein aus, das der Leser nicht ohne Erquikkung durch guten Humor und erfreuliche Ansichten des Lebens weglegen wird. Der verkappte Jesuit knüpft die Fabel an die jüngste Zeit an.

Meyer, B., Hofrath und Dr., Reisesktzzen. 8. Geheftet. 15 Sgr. oder 54 kr.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. 2 Thle. Geh. Rthlr. 2. 25 Sgr. oder fl. 4. 48 kr.

Scott's, Walter, Werke. Supplement-Bändchen zu sämmtlichen Ausgaben, enthalend: Halidon-Höhe. Drama in 2 Akten. 12. Geh. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Die englischen Kritiker haben dieses Produkt Wal-

ter Scotts mit Enthusiasmus aufgenommen, und mit Recht, denn es möchte nicht leicht eine interessantere Darstellung schottischer Sitten und Charaktere aus der Feder dieses berühmten Dichters geflossen seyn.

Thümmel, H. W. v., nachgelassene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen. Elysium und Tartarus. Eine Fantasmagorie. Nebst des Verfassers Biographie. 8. Geh. 26¼ Sgr. od. fl. 1. 30 kr.

Wir hegen das Vertrauen zu den Gebildeten unserer Nation, daß sie bei dem Nachlasse eines Thümmel, das Genie jenes herrlichen Mannes anerkennen, da auch in diesen Blättern dessen reiche Lebenserfahrung, der feine, durchdringende Geist und die gediegene klassische Darstellungsweise sie in hohem Grade befriedigen werden.

Weitzel, J., Napoleon durch sich selbst gerichtet. 12. Geh. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der uns längst durch die Tiefe, die Kraft und den Freimuth seines sachkundigen Urtheils bewährte Verfasser dieser Schrift, ließ die Lobspender und die Schmäher vorerst in hellen Haufen vorüberziehen, bevor er das sprechende Bild des so viel besprochenen und so wirre beurtheilten Napoleon, wie es, den Hauptzügen seines Thuns und seiner Aeußerung nach, im treuen Spiegel der Geschichte sich zeigt, aufstellte, und aus verschiedenen neuen Gesichtspunkten es betrachten lehrte. So steht er, mit ernster Beobachtung, an der Seite des noch für Wahrheit und Menschenrecht begeisterten Jünglings, wie er eine Preis-Aufgabe bearbeitet; so sucht er den Mann auf in dem Kreise seiner Familie und folgt ihm auf seiner weltgeschichtlichen Heldenbahn, mit lebendiger Farbengebung die ergreifende Erscheinung der persönlichen Nähe des Kaisers vergegenwärtigend, welche dem Verfasser selbst, unter verschiedenen Verhältnissen und Umständen, zu verschiedenen Zeiten geworden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google